



Dr. Max Kullnick

Vom Reitersmann zum Präsidenten



Phot. Clinedinst, Washington.

Theodor Roosevelt.

Vom Reitersmann zum Präsidenten

Ein Lebensbild

Theodor Roosevelts

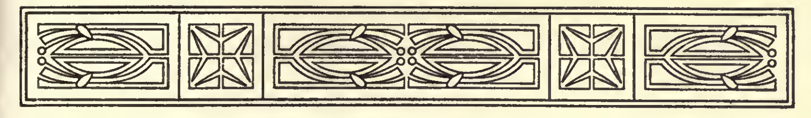
Von

Dr. Max Kullnick



Mit einem Bildnis

Berlin 1908
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71



Vorrede.

Dem Manne, der augenblicklich an der Spitze der Vereinigten Staaten steht, ist es gelungen, sich in geradezu beispiellosem Maße das Vertrauen, ja die Liebe seiner Mitbürger zu erwerben. Die gebildeten Leute erklären bewundernd: „Er ist ein ganzer Mann!" und das weniger gebildete Volk erblickt ihn sogar im Glorienscheine des Übermenschen. Er soll alles wissen und können; bei jeder Schwierigkeit, die sich im Staate erhebt, richten sich aller Augen sofort und unwillkürlich auf Roosevelt als den, der Hilfe bringen kann und wird, und selbst für ihre kleinen persönlichen Nöte und Beschwerden erwarten sie von ihm ein unfehlbares Heilmittel.

Wenn wir uns von jedem Überschwange freihalten, so bleibt doch die unleugbare Tatsache bestehen, daß uns in Roosevelt eine bedeutende, fesselnde Persönlichkeit entgegentritt. Er gilt als die vollendete Verkörperung des echt amerikanischen Volkscharakters, und wie er selbst dereinst den großen Männern seines Volkes wie Washington und Lincoln nacheiferte und ihnen gleich zu werden trachtete, so ist er seinerseits jetzt das Ideal, das jeder wackere amerikanische Knabe zu erreichen strebt.

Es mag wohl sein, daß wir Deutschen nicht nötig haben, uns unsere Vorbilder aus der Fremde zu holen; unser eigenes Vaterland hat Männer genug hervorgebracht, an deren Leben und Taten sich unsere Jugend begeistern, an deren Denken und Handeln sie ihren Charakter bilden kann. Dennoch wäre es ein Fehler, wenn man achtlos an einem Beispiel so vornehmer, edler Männlichkeit vorübergehen wollte, wie es sich in Roosevelts bisherigem Leben offenbart, nur weil es dem Aus-

land angehört. Ein Mann, der durch bloße Willenskraft die Kränklichkeit und Schwäche seines Körpers überwunden hat, der furchtlos und treu für das Gute eintritt und das Böse bekämpft, und dessen höchstes Ziel es ist, die menschliche Gesittung fördern zu helfen, verdient es unbedingt, der Jugend als Muster hingestellt zu werden.

Aber nicht das allein soll der Zweck des vorliegenden Büchleins sein. Da bei uns in Deutschland bisher nur wenig von Roosevelts Vergangenheit bekannt geworden ist, so wird es hoffentlich manchem nicht unwillkommen sein, hier einiges Nähere über den Mann zu erfahren, der so oft im Vordergrunde des öffentlichen Interesses gestanden hat.

Den Titel „Vom Reitersmann zum Präsidenten" habe ich gewählt, weil Roosevelt erst seiner Teilnahme am cubanischen Kriege die gewaltige Volkstümlichkeit verdankte, die ihn schließlich ins Weiße Haus führte.

Meine Quellen sind vor allem seine eigenen Werke gewesen sowie die Aufzeichnungen und Berichte von Leuten, die ihm nahe stehen. Für freundliche Auskunft fühle ich mich verpflichtet, dem Bibliothekar an der Kongreßbibliothek in Washington, Herrn Herbert Putnam, so wie dem Privatsekretär des Präsidenten, Herrn William Loeb, an dieser Stelle meinen Dank auszusprechen.

Friedenau bei Berlin, im August 1907.

Dr. Max Kullnick.



Inhaltsverzeichnis.

Verzeichnis der benutzten Bücher und Zeitschriften.

Th. Roosevelt. American Ideals. New York & London 1900, Putnam's Sons (Sagamore Series 1).

„ Administration — Civil Service. Ebenda. (Sagamore Series 2).

„ The Strenuous Life. New York 1904, The Century Co.

„ The Rough Riders. New York 1904, Scribner's Sons.

„ Ranch Life and the Hunting Trail. New York 1902, The Century Co.

„ The Wilderness Hunter. New York & London [1893], Putnam's Sons. Zitiert nach der deutschen Ausgabe: „Jagden in amerikanischer Wildnis", herausg. von Dr. M. Kullnick. 3. Aufl. Berlin 1905, Paul Parey.

Th. Roosevelt. Outdoor Pastimes of an American Hunter. New York 1905, Scribner's Sons. Zitiert nach der deutschen Ausgabe: „Jägerfreuden", herausg. von Dr. M. Kullnick. Berlin 1907, Paul Parey.

„ Addresses and Presidential Messages. New York & London 1904, Putnam's Sons.

Banks and Armstrongs. Th. Roosevelt, a Typical American. Chicago [1901], Sprague Wholesale Co.

Leupp. The Man Roosevelt. London 1904, Appleton.

Miller. The Triumphant Life of Th. Roosevelt. [Philadelphia 1904], Miller.

Riis. Th. Roosevelt the Citizen. New York 1904, Outlook Co.

„ The Making of an American. New York 1902, Macmillan Co.

Savine. Roosevelt intime. Paris [1905], Félix Juven.

Münsterberg. Die Amerikaner. Berlin 1904, Mittler & Sohn.

Atkins. The War in Cuba. London 1899, Smith, Elder & Co.

Davis. The Cuban and Porto Rican Campaigns. New York 1904, Scribner's Sons.

Miley. In Cuba with Shafter. New York 1899, Scribner's Sons.

Holden Pike. From Slave to College President (Life Story of Booker Washington). London 1902, Fisher Unwin.

Verschiedene Nummern der folgenden Zeitschriften:

Fortnightly Review.
North American Review.
Saturday Evening Post.
Metropolitan Magazine.
American Monthly Review of Reviews.
Review of Reviews (Stead).
Success Magazine.
Mc. Clure's Magazine.
Outlook.





Erstes Kapitel.

Kinderjahre.

Bald nachdem Peter Steifesant, der Ritter mit dem silbernen Bein, das Amt als Direktor der holländischen Kolonie in Nordamerika angetreten hatte (1647), folgte ihm eine Schar von Männern, die sich durchaus von den übrigen Bewohnern Neu-Hollands unterschieden. Nicht die Abenteurerlust hatte sie veranlaßt, sich in Neu-Amsterdam anzusiedeln, auch gehörten sie nicht zur Zahl derer, die ihrer Heimat in der Alten Welt den Rücken kehrten, weil ihnen dort der Boden zu heiß geworden war und sie drüben ungestraft ihren verbrecherischen Neigungen frönen zu können glaubten. Es waren vielmehr angesehene, wohlhabende Männer, die zum Teil dem holländischen Adel angehörten und den angestammten Stolz auf ihren Wappenschild mit in die Neue Welt hinübernahmen. Wenn sie jetzt ihr Schicksal den schwanken Seglern anvertrauten und mit Hab und Gut nach Amerika auswanderten, um sich dort dauernd niederzulassen, so bestimmte sie dazu vor allem die Hoffnung, daß sie auf diese Weise den Handelsverkehr am wirksamsten fördern könnten. Unglaublich groß war die Menge des Pelzwerks und der Häute, die über Neu-Amsterdam ihren Weg nach Europa nahmen, denn in den Wäldern, die unmittelbar hinter den letzten Häusern des Dörfchens begannen und sich so weit ausdehnten, daß sie noch niemals jemand hatte durchqueren können, wimmelte es buchstäblich von Wild aller Art, und überall an den zahllosen Wasserläufen bauten die Biber ihre Dämme und kunstvollen Höhlen. Die roten Herren des Landes, deren Haupt-

beschäftigung die Jagd bildete, und die den Weißen gegenüber im allgemeinen noch eine friedliche Gesinnung hegten, schleppten Berge des kostbarsten Pelzwerkes herbei, um dafür nichtigen Tand und vor allem das „Feuerwasser" der fremden Händler einzutauschen. Da ist es kein Wunder, daß sich die holländischen Großkaufleute in der Aussicht auf reichen Gewinn in dem elenden Neu-Amsterdam ansiedelten, das erst unter Steifesants Herrschaft zur Stadt emporblühte.

Die Ankunft dieser Holländer übte auf die Ansiedlung einen entscheidenden Einfluß aus. Die Bevölkerung bestand aus einem Gemisch von Menschen aus aller Herren Länder; neben den Holländern hatten sich Engländer und Iren, Deutsche und französische Hugenotten eingestellt. Die Indianer lungerten zwischen den Häusern umher, und immer häufiger stellten sich Schiffe im Hafen ein, die die Neger der Goldküste an die Gestade Amerikas verpflanzten. Achtzehn verschiedene Sprachen und Dialekte wurden in den Straßen gesprochen, und auch auf dem Gebiete der Moral herrschte die gleiche buntscheckige Mannigfaltigkeit, so daß neben dem hochgebildeten Europäer mit seinen sittlichen Idealen allerlei verkommenes, den Zuchthäusern aller europäischen Länder entsprungenes Gesindel, neben dem emsig schaffenden Bürger der in viehischer Dummheit aufgewachsene, zur Trägheit, zum Diebstahl, ja zum Mord geneigte rohe Wilde sein Leben fristete. Unter diesen Umständen warfen sich die jetzt zahlreich eintreffenden Holländer bald zur herrschenden Klasse auf; sie übten auch dann ihren Einfluß auf das junge Gemeinwesen noch weiter aus, als im Jahre 1664 die Engländer von Neu-Amsterdam Besitz ergriffen und es zu Ehren des Herzogs von York, des späteren Jakob II., in Neu York umtauften.

Einer der Männer, die sich unter Steifesants Regierung um 1650 in Neu-Amsterdam niederließen, war Claes Martenszoon van Roosevelt, der Ahnherr eines Geschlechts tüchtiger Kaufleute, von denen sich viele um das Gemeinwohl verdient gemacht haben. So mancher Roosevelt hat als Ratsherr seinen Sitz in der Stadtverwaltung gehabt; in gewisser Hinsicht der bedeutendste von ihnen ist Johann Roosevelt, der von 1748 bis 1767 dem Stadtparlament angehörte und den Reichtum der Familie begründete. Zwar hat ihr Ver-

mögen nie auch nur im entferntesten einen Vergleich ausgehalten mit dem der heutzutage weltbekannten amerikanischen Dollarkönige, aber da in der Familie stets ein weiser Sinn für Sparsamkeit geherrscht hat, so ist es noch immer groß genug, um den Roosevelts ein sorgenfreies, behagliches Leben zu sichern. Ein Nicolas Roosevelt war 1786 Mitglied des Senats und zugleich Präsident der Bank von Neu York; ein anderer erwarb sich als Ingenieur Ruhm und Ansehen, indem er das erste Dampfboot baute, das je den Mississippi und Ohio befuhr. Den Großvater des Präsidenten sandten seine Mitbürger als ihren Vertreter in den Kongreß, und sein Vater, der wie er selbst Theodor hieß, war einer der angesehensten Bürger Neu Yorks.

Dieser Theodor Roosevelt der Ältere war Rechtsanwalt und Richter. Aber sein Beruf allein genügte dem tatkräftigen, arbeitsamen Manne nicht, und so widmete er einen großen Teil seiner Zeit der Fürsorge für die Armen und Hilflosen. Er nahm sich der freigelassenen Sklaven an, half die Not der Obdachlosen lindern und suchte Verbrechern, die ihre Schuld in den Zuchthäusern gesühnt hatten, die Rückkehr in die menschliche Gesellschaft und in geordnete Verhältnisse zu ermöglichen. Seine Menschenfreundlichkeit machte ihn zu einem rechten Vater der Kinder; über die Erziehung hatte er sich seine eigenen Ansichten gebildet und vertrat sie mit großer Entschiedenheit. Vor allem verlangte er für die Kinder frische Luft und Bewegung im Freien; in Wald und Feld sollten sie sich tummeln und ihren Spielen nachgehen, so daß sie die Natur schätzen und lieben lernten und zugleich die Kräfte ihres Körpers entwickelten und stählten, die in der Großstadtluft Gefahr liefen zu verkümmern. Er war selbst ein großer Naturfreund und ein Bewunderer schöner Pferde und Hunde; daß in Neu York niemand ein Viergespann besser lenken konnte als er, war sein Stolz und seine Freude. Durch die Einrichtung zahlreicher Heimstätten für die Neu Yorker Zeitungsjungen ist er an Tausenden dieser jugendlichen Geldverdiener zum Wohltäter geworden.

Ein Mann, in dessen Brust ein so warmes Herz für anderer Leute Not schlug, mußte an seinen eigenen Kindern erst recht mit väterlicher Liebe hängen. Er war vermählt mit Martha Bulloch,

der Tochter eines Generals aus Georgien, der sich im Revolutionskrieg auf seiten der Südstaaten mehrfach ausgezeichnet hat. Roosevelt selbst hielt es mit den Nordstaaten, und während ein Bulloch für die Konföderierten das Kaperschiff „Alabama" baute und ein anderer desselben Namens darauf den letzten Schuß abgab, als das Fahrzeug unter dem Feuer der Unionisten in den Wellen versank, weilte Roosevelt in Neu York, rüstete für die Union Regimenter aus, sandte sie nach dem Kriegsschauplatz und wachte darüber, daß die Soldaten im Felde und ihre Angehörigen daheim gehörig verpflegt wurden und nicht Mangel litten.

Obwohl sich so die beiden Gatten durch feste Bande der Natur zu einander feindlich gegenüberstehenden Parteien hingezogen fühlen mußten, tat dies doch ihrem persönlichen Verhältnis nicht den geringsten Abbruch. Die wahrhaft glückliche Ehe seiner Eltern ist vom Präsidenten Roosevelt oftmals als ein Symbol der Einigung und Verschmelzung der nördlichen Staaten mit denen des Südens hingestellt worden; wie er sich selbst infolge seiner Abstammung weder als ein Mann des Nordens noch als ein Mann des Südens, sondern einfach als Amerikaner fühlt, so sollen auch vor der Gemeinsamkeit der Interessen die Schranken fallen, die einst die Unionisten und die Konföderierten trennten.

Vier Kinder hielten nach und nach ihren Einzug in das altertümliche Patrizierhaus zu Neu York, zwei Söhne und zwei Töchter. Während der jüngere Bruder, Elliott, ein kräftiger, gesunder Knabe war, hatte die Natur den älteren, Theodor, der am 27. Oktober 1858 geboren wurde, nur mit einem zarten, schwächlichen Körper bedacht, so daß er besonderer Pflege bedurfte und seinen Eltern beständig Sorge machte. Seine ersten Lebensjahre brachte er größtenteils auf dem Landsitze der Familie, Sagamore-Hill bei Oyster-Bay auf Long Island, zu; aber obwohl seine Eltern alles taten, was in menschlichen Kräften stand, um ihm in seinen asthmatischen Leiden Linderung zu verschaffen, obwohl die reine, kräftige Seeluft und der würzige Hauch der Wälder immerfort auf ihn einwirkten, vermochte er doch seine Kränklichkeit nicht zu überwinden und blieb auch im Wachstum zurück.

Die Folge seiner körperlichen Hilflosigkeit war eine gewisse

Schüchternheit, die im Verkehr mit anderen Kindern zutage trat; wenn größere Knaben ihn hänselten, wußte er nicht, was er tun sollte, und sah sich gezwungen, bei seinem stärkeren Bruder Elliott Zuflucht zu suchen, der in solchen Fällen schon frühzeitig sein Beschützer wurde. Weit rascher entwickelten sich seine geistigen Fähigkeiten. Als kleiner Bursche war er imstande, die ganze Haushaltungsmaschine aus ihrem gewohnten Gleise zu bringen, denn wenn irgend etwas seine Aufmerksamkeit erregt hatte, so bestürmte er alle Familienmitglieder der Reihe nach mit Fragen und ließ sie nicht eher in Ruhe, als bis er eine Antwort erhalten hatte, die ihn zufrieden stellte. Als er kaum sechs Jahre alt war, mußte sich seine Mutter bisweilen zu ihm hinsetzen und aufschreiben, was er ihr erzählte oder womit er seine Geschwister stundenlang unterhielt: Geschichten, in denen die Tiere redeten, und in denen alle Helden Simsons oder Herkulesse waren.

Die ersten Jahre gingen dahin unter sorglosem, heiterem Spiel, an dem sich oftmals auch der Vater beteiligte. Das waren dann rechte Feiertage für die Kinder, denn unter seiner kleinen Schar konnte er selbst fröhlich, ja ausgelassen sein wie sie. Bald jagte und kugelte sich alles auf dem grünen Rasen umher, bald unternahm man unter Führung des Vaters auf unbetretenen Pfaden Ausflüge in die schweigenden Wälder, bald durchstreifte die ganze Familie hoch zu Roß die Umgegend, bald zog man hinunter an den Strand, um dort zu baden und zu schwimmen oder mit einem Ruderboot hinauszufahren.

Die Eindrücke dieser frühesten Jugend sind in dem Präsidenten allezeit lebendig geblieben; sie erweckten in ihm die Liebe zur freien Natur mit allem, was darin lebt und webt, sie entwickelten in ihm die Wertschätzung des Spiels und des männlichen Sports, sie schufen vor allem in seiner Seele ein reines, hohes Ideal häuslichen Familienglückes.

Allmählich rückte die Zeit heran, wo man daran denken mußte, die Kinder dem Unterricht zuzuführen, und der Vater war verständig genug, sie in die Volksschule zu schicken; unter den Kindern wenigstens sollte sich der Unterschied zwischen arm und reich noch nicht bemerkbar machen, sondern sie sollten alle nach gleichen Grundsätzen erzogen

werden, miteinander spielen und fröhlich sein und sich in der Klasse im edlen Wettstreit den Platz erwerben, der ihren Fähigkeiten zukam. Der kleine Theodor soll anfangs nur langsam gelernt haben; seine Schwächlichkeit erlaubte ihm auch nicht recht, an den Spielen der anderen Kinder teilzunehmen, denn obwohl er Mut genug besaß, um Herausforderungen anzunehmen oder auch wohl selbst den Angreifer zu spielen, so fehlte es ihm doch an der nötigen Kraft, um mit seinen Gegnern fertig zu werden.

Und doch begann für ihn der „Kampf ums Dasein" im wahrsten Sinne des Wortes mit dem ersten Tage, an dem er die Schule betrat. Die anderen Kinder machten sich über den Matrosenanzug lustig, den er trug, und nannten ihn einen Stutzer. Da er sich das nicht gefallen lassen wollte, hatte er fast eine Woche lang beständig Kämpfe zu bestehen, die oftmals übel für ihn abliefen, so daß sein Bruder Elliott häufig für ihn eintreten und ihn behüten mußte. Sein Vater lobte ihn, wenn er sich tapfer gehalten hatte, und förderte so in dem Knaben die Wertschätzung des Mutes. Als Roosevelt später in der Zeitschrift „St. Nicolas" seinen „Rat für amerikanische Knaben" schrieb, sagte er: „Ein Feigling, der einen Schlag hinnimmt, ohne ihn wiederzugeben, ist ein verächtliches Geschöpf; aber doch ist er kaum so verächtlich wie der Knabe, der trotz des Spottes seiner Gefährten, die selbst im Unrecht sind, nicht für das einzutreten wagt, was er für recht hält." Das waren die Anschauungen, die ihn schon als Knaben beseelten, und er ist ihnen allezeit treu geblieben. Er war lebhaft und wild und immer aufgelegt zu tollen Streichen; hätte ihn die Vorsehung nicht zu etwas Besserem bestimmt gehabt, so hätte er wohl schon als Knabe ein gewaltsames Ende gefunden, als er zum Entsetzen aller Nachbarn einst auf einem Fensterbrett im dritten Stock herumturnte.

Da es mit seiner Gesundheit gar nicht besser werden wollte, hielt es der Vater für geraten, ihn den größten Teil des Jahres auf Sagamore-Hill zubringen zu lassen, wo er von einem Privatlehrer unterrichtet wurde und sich fast immer im Freien aufhielt. Nur auf kurze Zeit kam er noch nach Neu York und besuchte dann die Cutlersche Privatschule, die damals einen guten Ruf genoß.

Wie schon erwähnt, war der Vater Theodor Roosevelts ein rastlos tätiger Mann. Sein Reichtum hätte es ihm wohl gestattet, auf jegliche Arbeit zu verzichten, aber seine ganze Lebensauffassung war derart, daß ein solcher Gedanke gar nicht in ihm aufkommen konnte. Immer und immer wieder wies er seine Kinder darauf hin, daß für Faulenzer und Müßiggänger auf der Erde kein Raum sei; niemand habe das Recht, seine Tage mit Nichtstun hinzubringen; ob er es nötig habe oder nicht, sei gleichgültig, jeder Mensch sei verpflichtet, ehrliche Arbeit zu leisten und alle seine Kräfte dafür einzusetzen.

Solche Lehren machten auf den jungen Theodor einen tiefen Eindruck. Es stellte sich bald heraus, daß er für Geschichte und was damit zusammenhing eine große Vorliebe hegte; die „Reisen Livingstones durch den dunklen Weltteil" waren eins der ersten Bücher, die er in Wahrheit verschlang. Für die Mathematik mit ihren trockenen Zahlen und Berechnungen hatte er nur wenig Sinn; trotzdem trieb ihn sein Pflichtgefühl, auch in die Geheimnisse dieser Wissenschaft einzudringen, womit er zugleich einen Beweis von der Willensstärke lieferte, über die er schon als Knabe verfügte, und der er fast alle seine späteren Erfolge zu verdanken hatte.

Man hat bisweilen gesagt, Roosevelt sei mit einem goldnen Löffel im Munde geboren worden, er sei ein Sonntagskind. Wenn man jedoch bedenkt, daß er sich in geistiger Hinsicht durchaus nicht vor seinen Altersgenossen auszeichnete, in körperlicher sogar schlechter daran war als jene, so läßt sich diese Ansicht kaum rechtfertigen. Sein Reichtum hätte ihn sicherlich nie über seine Zeitgenossen emporgehoben, sondern daß er das geworden ist, was er heute ist, der Stolz und die Hoffnung eines mächtigen Volkes, der Held und das leuchtende Vorbild eines jeden amerikanischen Knaben, verdankt er einzig und allein der Stärke seines Willens und seiner unbeugsamen, unermüdlichen Tatkraft.

Auch er wählte sich in der Jugend seine Helden, denen er nacheifern wollte. Die Reckengestalten der nordischen Seekönige, die auf ihren Drachen das Meer wie den Acker pflügten, die bis zum Tode treu blieben ihrer Liebe und ihrem Haß, die mit grimmem Lachen dem Tod ins Auge schauten und ohne zu wanken um ihrer Mannen-

treue willen das Leben ließen, zogen ihn mächtig an. Er fand eine ähnliche Sinnesart bei den Männern wieder, die jenseits der Alleghanies in den wilden Westen vorgedrungen waren, um in immerwährendem Kampfe mit den Indianern weite Landstriche zu besiedeln und der Zivilisation zu erschließen; die Bücher des Thomas Mayne Reid, der selbst Kaufmann und Negeraufseher, Schulmeister und Schauspieler, Jäger und Scharfschütze in den Indianerkriegen gewesen war, sowie Coopers Lederstrumpferzählungen und Washington Irvings Schriften bildeten seine Lieblingslektüre.

Im Walde von Sagamore-Hill kämpfte er mit seinen Helden zusammen ihre Kämpfe aus; Hirschtöter mit seiner langen Büchse und Ismael Busch mit seinen sieben sehnigen Söhnen wurden ihm vertraute Freunde, mit denen er gemeinsam sein Mahl verzehrte und sich zur Ruhe niederlegte. Hoch zu Roß und die Büchse in der Hand, sah er sich in Gedanken oftmals durch die Wildnis ziehen — aber um das zu erreichen, mußte er stark und kräftig sein, und er war doch noch immer so blaß und schwächlich.

Aber er wollte stark werden und gab sich auch wirklich redliche Mühe. Er ruderte und schwamm, er übte sich im Laufen und unternahm Ausflüge durch die Wälder und in die Berge. Dadurch kam er in immer engere Berührung mit der ihn umgebenden Natur. Gleichsam spielend lernte er die verschiedenen Bäume und Pflanzen kennen; die Vögel vermochte er bald nach ihrem Gesange zu unterscheiden, und keiner seiner Gespielen wußte so gut wie er Bescheid über ihr Gefieder, ihre Lebensweise und ihren Nesterbau. Da er eine geschickte Hand hatte, machte ihm das Ausstopfen kleinerer Tierchen keine Mühe, und die Sammlung, die er sich auf diese Weise anlegte, wurde nach und nach immer umfangreicher und wertvoller. In späteren Jahren schenkte er sie dem Nationalmuseum.

Zu Beginn des Jahres 1873 ging der Vater Theodors als Kommissar der Vereinigten Staaten nach Wien zur Weltausstellung; da man glaubte, ein Aufenthalt an der afrikanischen Küste würde dem vierzehnjährigen Knaben die lang ersehnte Gesundheit bringen, so begleitete die ganze Familie den Vater nach Europa.

Mehrere Monate genoß der kleine Dulder die gesunde Luft der

Hochebenen von Algier; ein Abstecher führte ihn nach Ägypten und nach Palästina.

Wohl mag der Anblick der Pyramiden und all der stummen Zeugen der einstigen Größe und Herrlichkeit eines längst verschwundenen Volkes seinen Eindruck auf den empfänglichen Jüngling nicht verfehlt haben, als er mitten durch die Trümmer dahingegangener Reiche den Nil hinabfuhr; aber mehr als die Vergangenheit und ihre Toten fesselte ihn die Gegenwart und die belebte Natur. Mit der Büchse auf der Schulter streifte er im Lande der Pharaonen umher und sammelte eifrig Jagdtrophäen.

Da seine asthmatischen Beschwerden unter dem Einfluß des Klimas wirklich bedeutend nachgelassen und seine Lungen sich gekräftigt hatten, so gaben die Eltern seinen Bitten nach und sandten ihn nach Deutschland, wohin ihn seine Sehnsucht zog. Teils wegen der herrlichen Lage, teils weil es nach dem allgemeinen Urteil der Engländer und Amerikaner für die Erziehung der Kinder große Vorzüge bietet, wurde Dresden als Aufenthaltsort gewählt, und auf Empfehlung des amerikanischen Konsuls vertraute man Theodor sowie seinen Bruder Elliott und seine Schwester Corinna dem Stadtrat und Reichstagsabgeordneten Dr. Minkwitz an. Da dieser als Mitglied des Reichstages einen großen Teil seiner Zeit in Berlin zubringen mußte, so lag die Erziehung hauptsächlich in den Händen seiner Frau, während die Tochter, Fräulein Anna Minkwitz, den Unterricht der Kinder leitete.

Sie waren alle erst Anfänger im Deutschen und lernten nach Ottos „Lehrbuch für junge Engländer, die Deutsch lernen wollen"; Fräulein Minkwitz las mit ihnen kurze Geschichtchen, bisweilen auch ein Gedicht, suchte sie aber vor allem durch fleißiges Üben im Sprechen zu fördern.

Theodor bewies, obwohl er im allgemeinen nicht gerade ein glänzender Schüler war, ein außerordentliches Sprachtalent und eine große Fähigkeit, sich den deutschen Verhältnissen anzupassen.

Als er erst kurze Zeit in Dresden weilte, gab er bereits einen überraschenden Beweis von seinem Sprachverständnis. Der Bruder des Fräulein Minkwitz, der in Leipzig studierte, kam eines Tages zu

Besuch und erzählte im Laufe der Unterhaltung einen Studentenwitz. Er muß wohl ausnahmsweise einmal gut gewesen sein, denn alle Anwesenden lachten, am meisten — Theodor Roosevelt. Darüber war Fräulein Minkwitz natürlich aufs höchste erstaunt und fragte ihn, warum er so vergnügt sei, worauf er den Witz in englischer Sprache wiedererzählte, und zwar in einer Weise, die deutlich bewies, daß er den Kern richtig begriffen hatte.

Wie genau er auf alles acht gab, was um ihn her vorging, mußte einmal das Dienstmädchen des Hauses zu ihrem Leidwesen erfahren. Sie besaß nämlich einen Verehrer, namens Karl, wovon die Herrschaft keine Ahnung hatte, obwohl das Mädchen schon mehrere Jahre bei ihr in Stellung war. Man kann sich die Überraschung aller ausmalen, als Theodor eines Morgens das Mädchen mit den Worten begrüßte: „Emilie, ich bin Karl, ich liebe Du!"

Da seine asthmatischen Anfälle, die sich immer wieder einstellten, eine Unterhaltung mit ihm sehr schwierig gestalteten, so hatte er nur wenige Freunde; einen Ersatz dafür fand er in seinen Büchern, über denen er alles um sich her vergessen konnte. Die Frau Rat hätte ihm wohl keine größere Freude machen können, als daß sie ihm das „Nibelungenlied" schenkte. Das waren doch ungefähr dieselben Gestalten, die ihm aus den Sagas vertraut geworden waren, und einen wie tiefen Eindruck die Lektüre dieses deutschen Heldengedichts auf ihn gemacht haben muß, geht daraus hervor, daß er später, als er sein Hauptwerk „Die Eroberung des Westens" schrieb, mehrfach Stellen daraus im mittelhochdeutschen Urtext anführte.

Auch Dullers „Geschichte des deutschen Volkes" zog ihn an, während er von deutschen Gedichten wohl nur eins auswendig behielt, und das war bezeichnenderweise: „Vor allem eins, mein Kind, sei treu und wahr".

Unter der Anleitung des Malers und Schriftstellers Wegener lernte er zeichnen; daß Roosevelt später in der Wildnis und auf seiner Farm am Kleinen Missouri so sorgfältige Beobachtungen über das Leben und die Gewohnheiten der Tiere anzustellen vermochte, ist nicht zum wenigsten das Verdienst dieses freundlichen alten Herrn, der ihn

auf ihren gemeinschaftlichen Ausflügen auf die Schönheit der Natur aufmerksam gemacht und seinen Blick für alles, was darin vorging, geschärft hatte. Brehms „Tierleben“ wurde für ihn eine Quelle des höchsten Genusses, denn schon immer hatte er gern davon geträumt, daß er einmal Professor der Naturgeschichte werden wollte.

Diese Vorliebe für die Tierwelt scheint übrigens bei den Roosevelts erblich zu sein; auch die Kinder des Präsidenten haben sich, wie er in seinen „Jägerfreuden“ erzählt, mit einer ganzen Menagerie aller möglichen Vierfüßler umgeben. Känguruhratten und fliegende Eichhörnchen schlafen in ihren Taschen und Blusen, gehen mit ihnen zur Schule und kommen bisweilen beim Frühstück oder Mittagessen unerwartet zum Vorschein.

Eines Tages hatte es sich der Knabe in Dresden in den Kopf gesetzt, er müßte eine Maus, einen Maulwurf oder einen Hamster haben. Da ihm Fräulein Minkwitz nicht zu sagen vermochte, wo er etwas Derartiges bekommen könnte, machte er sich auf eigene Faust auf die Suche und entdeckte auch bald einen Laden, in dem weiße Mäuse zum Verkauf ausgestellt waren. Er erstand einen toten Maulwurf und ein totes Murmeltier und schwang, als er nach Hause zurückkehrte, seine Beute triumphierend in den Händen.

Sofort zog er den Tierchen die Felle ab, wanderte in die Küche und machte sich daran, sie in einer Pfanne der Frau Rat zu kochen. Diese wollte jedoch von einem solchen Braten nichts wissen, und so mußte denn der jugendliche Forscher den Rückzug antreten. Darum gab er aber seinen Vorsatz noch nicht auf, vielmehr ging er auf den Hof, baute sich aus Ziegeln einen kleinen Herd und führte das in der Küche gestörte Werk draußen zu Ende, um dann alle Knochen und Knöchelchen sorgsam zum Skelett zusammenzustellen.

Sein Sammeleifer erstreckte sich auch auf manches andere, z. B. auf merkwürdige Münzen. So war einst im Kreise der Familie davon gesprochen worden, daß eine hannöverisch-braunschweigische Münze, auf der ein springendes Roß dargestellt war, aus dem Verkehr gezogen werden sollte. Am Nachmittag ging Fräulein Minkwitz mit ihrem Schutzbefohlenen in den Straßen spazieren, und als sie sich

nach ihm umblickte, sah sie plötzlich zu ihrem Entsetzen, wie er sich eben über den Verkaufstisch einer Äpfelfrau beugte und mit der Hand in ihre Kasse faßte.

Die Frau glaubte natürlich nicht anders, als daß der Schlingel sie bestehlen wolle, und auch die Vorübergehenden machten Miene, ihr beizuspringen; aber Theodor verlor seine Ruhe nicht, sondern zog seine Geldbörse heraus und lud die Frau jedesmal, wenn er eine Münze aus ihrem Kasten nahm, durch eine Handbewegung ein, sich ihrerseits an seinem Vorrat schadlos zu halten. Hätte er damals als Knabe nicht bereits die Kaltblütigkeit bewiesen, die ihn später so oft ausgezeichnet hat, so hätte der zukünftige Präsident gar leicht eine recht unangenehme Erinnerung an Deutschland mit nach Amerika hinübernehmen können.

Obwohl nun der Knabe eifrig hinter seinen Büchern saß und sich angelegentlich in die Werke der deutschen Klassiker vertiefte, vernachlässigte er doch die ihm in Sagamore-Hill lieb gewordene Gewohnheit nicht, frei durch Wälder und Fluren zu schweifen. Bald fühlte er sich in der Umgegend Dresdens heimisch und durchwanderte die Sächsische Schweiz nach allen Richtungen.

Als die Kinder mehrere Monate im Hause des Dr. Minkwitz geweilt hatten, holte sie ihre Mutter von Paris aus ab zu einer Reise nach der Schweiz. In Begleitung ihrer Lehrerin besuchten sie Augsburg, Lindau, den Genfer See, Samaden und das Engadin und lernten so ein gutes Stück unserer deutschen Heimat kennen.

Ein für den jungen Theodor bemerkenswerter Vorfall ereignete sich bei der Abfahrt von Samaden. Alles, was die kleine Reisegesellschaft an Gepäck mit sich führte, war bereits auf einem Wagen untergebracht, man hatte die Plätze eingenommen und war fertig zum Aufbruch, als ein Hausdiener mit einem Bündel an den Wagen trat, das Wäsche, Unterkleider, Strümpfe und Schuhe enthielt. Er hatte entdeckt, daß der Knabe seinen Reisekoffer von all diesem „unnützen Ballast" befreit hatte, um Platz für die Steine zu gewinnen, die er gesammelt hatte.

Die Mutter ließ die Steine wegwerfen und die Wäsche wieder in den Koffer packen, worauf Theodor vom Wagen sprang und sich die

Taschen mit so vielen der Steine vollstopfte, als er tragen konnte. Leider war es nur ein kleiner Teil der Schätze, die meisten mußte er blutenden Herzens zurücklassen; aber er bezwang seinen Kummer und ließ niemand merken, wie sehr ihn der Verlust schmerzte.

Nach Beendigung der Schweizer Reise blieben die Kinder noch eine Zeitlang in Dresden, um sich von den Anstrengungen zu erholen und die frischen Eindrücke, die die Alpenwelt in ihnen geweckt hatte, zu verarbeiten. Theodor litt jetzt schlimmer als gewöhnlich unter den quälenden Ausbrüchen seiner Krankheit und bedurfte der Pflege in erhöhtem Maße. Aber trotz aller Schmerzen und Beschwerden war er immer guten Mutes; jeden kleinen Dienst erkannte er dankbar an, und wenn ihn nicht vorher schon sein offenes, heiteres Wesen, seine Anhänglichkeit und sein heller Verstand zum Liebling der Familie Minkwitz gemacht hätten, so hätte er sich sicher aller Herzen gewinnen müssen durch die Ruhe und Geduld, mit der er, ohne zu klagen, seine Leiden ertrug.

Wenn er auch bisweilen sehr lebhaft war und oftmals die beschauliche Stille des Hauses durch seinen Lärm und seine Tollheiten störte, so hatte ihn doch jeder gern. Das empfand er auch selbst; daher suchte er seinen freundlichen Pflegern die Liebe, die sie ihm entgegenbrachten, nach Kräften zu vergelten und vermied es geflissentlich, sie irgendwie zu verletzen. Wenn z. B. seine Mutter nach Dresden zum Besuch kam, um nach ihren Kindern zu sehen, so blieben Elliott und Corinna zum Mittagessen bei ihr im Hotel; Theodor dagegen stellte sich pünktlich bei seinen Pflegeeltern ein und lehnte aus Rücksicht auf sie den Platz an der Table d'hote ab. Dieses Zartgefühl, das er so schon als Knabe zu üben sich gewöhnte, ist ihm später zur zweiten Natur geworden.

Üble Laune und Verdrießlichkeit, die Kranken, Kindern wie Erwachsenen, gewöhnlich anzuhaften pflegen, waren ihm völlig fremd. Er steckte beständig voll lustiger Einfälle und bewies schon als Knabe die Gabe jenes echt amerikanischen Humors, mit dem uns vor allem Mark Twains Schriften bekannt gemacht haben. Ein Vorfall, der sich noch in Dresden ereignete, mag als Beispiel dienen. Fräulein Minkwitz war mit den Kindern zu einem Zahnarzt gegangen, um ihre Zähne untersuchen zu lassen. Theodor zeigte die seinigen zuerst, und

der Zahnarzt fand sie in vorzüglicher Verfassung; auch bei Elliott hatte er nichts auszusetzen, während er in Corinnas Mund einen schlechten Milchzahn entdeckte.

„Soll ich ihn gleich ausziehen?" fragte er.

„Nein," erwiderte das Mädchen, „das besorge ich selbst."

Nachdem der Zahnarzt noch geraten hatte, es möglichst bald zu tun, bat Fräulein Minkwitz um die Rechnung und fiel vor Schreck fast auf den Rücken, als der Doktor 60 Mark verlangte. Ganz verdutzt bezahlte sie und trat mit den Kindern den Heimweg an. Auf der Treppe flüsterte ihr Theodor zu:

„Wissen Sie, Fräulein, was das Geld wert war?"

„Nein," erwiderte sie.

„Ich will es Ihnen sagen: es war das Gesicht, das sie machten, als Sie die Summe hörten — ich würde das Doppelte geben, wenn ich Sie noch einmal ein solches Gesicht könnte machen sehen."

Ein halbes Jahr hatte der Aufenthalt der Kinder in Deutschland gewährt, als Fräulein Minkwitz sie um die Mitte des Oktober (1873) nach England begleitete, um sie ihren Eltern zuzuführen und sich von ihnen zu verabschieden. Dann trat die Familie gemeinsam die Rückreise nach Amerika an, und bald bewegte sich das Leben wieder in den gewohnten Geleisen.

Obwohl die Reise nach Europa den Gesichtskreis Theodors bedeutend erweitert und in geistiger Hinsicht einen tiefen und nachhaltigen Eindruck auf ihn gemacht hatte, so hatte sie für seine Gesundheit doch nicht die Folgen gezeitigt, die man davon erwartet hatte. Er nahm wieder am Unterricht teil, um sich allmählich auf die Universität vorzubereiten, und entwickelte sich immer mehr zu einem richtigen Bücherwurm. Mit besonderem Eifer vertiefte er sich in das Studium der Geschichte; er kannte bald die Aufstellung der Heere in jeder Schlacht, die je geschlagen worden war, wußte die Namen der Heerführer und die Stärke ihrer Abteilungen anzugeben, kurz, er kümmerte sich um alle Einzelheiten. Einer seiner Freunde hat jüngst gesagt, wenn alle Berichte über den Peloponnesischen Krieg plötzlich verloren gingen, so würde Roosevelt imstande sein, den ganzen Feldzug aus dem Gedächtnis neu zu schreiben.

Allmählich begann sich auch sein Nationalgefühl zu regen, als er erkannte, daß sich die Großtaten der jungen amerikanischen Republik sehr wohl mit denen der Völker Europas messen konnten. Wie er früher die Romane Mayne Reids und Coopers verschlungen hatte, so las er jetzt alle Berichte über historische Ereignisse Amerikas, deren er irgend habhaft werden konnte, und schöpfte aus den Lebensbeschreibungen großer Männer eine Fülle von Kenntnissen. Diese „großen Männer", vor allem die seines Vaterlandes, Washington, Lincoln, Grant und wie sie alle heißen, waren ihm im Geist beständig gegenwärtig und beeinflußten all sein Tun und Handeln; ihre Leistungen wurden nach und nach der Maßstab für seine eigene Arbeit, ihr Leben und ihr Charakter wurden das Ideal, das ihm vorschwebte, und das er zu erreichen trachtete.

Aber immer und immer wieder kam es ihm zum Bewußtsein, daß er bei seiner Schwächlichkeit nicht hoffen durfte, es ihnen jemals gleichzutun. Er sagte sich selbst, daß er notwendig stark werden müßte, wenn er einmal ein Mann von ihrem Schlage werden wollte, und darum ging er jetzt mit zäher Entschlossenheit ans Werk, sich selbst seine Gesundheit zu schaffen. Die Wanderungen durch die stillen Wälder, an denen er schon früher seine Freude gehabt hatte, nahm er in größerem Umfange wieder auf, sobald seine Arbeit ihm dazu Muße ließ, und wie er als Knabe dem Gesang der Vögel gelauscht hatte, so zog ihn jetzt als heranwachsenden Jüngling vor allem das jagdbare Wild an, von dem es in den Wäldern wimmelte.

Mit wenigen gleichgesinnten Freunden drang er in die Wildnis ein und folgte tagelang den Fährten des flüchtigen Hirsches oder kletterte im Gebirge auf der Suche nach Bergschafen und weißen Ziegen umher. Die Nacht verbrachte man im Freien, entweder unter dem sternenhellen Himmel oder in einem leichten Zelt aus Segeltuch. Wenn es ihm auch oftmals schwer wurde, so lief er doch mit den anderen weite Strecken, klomm im Schweiße seines Angesichts über Zacken und Berggipfel und nahm früh am Morgen, wenn die ersten Sonnenstrahlen über dem Horizont emporschossen, wie die anderen, kräftigeren Begleiter in dem klaren, kalten Wasser irgend eines Gebirgsbächleins sein erfrischendes Bad; so oft sich ihm Gelegenheit bot,

schwamm oder ruderte er und lernte die Büchse allmählich mit wachsender Sicherheit führen. Die erste Jagd auf Hochwild, an der er als sechzehnjähriger Knabe teilnahm, und die darum noch besonders anstrengend war, weil sie in der Nacht stattfand, schildert er selbst später in den „Jägerfreuden" folgendermaßen:

„Zwei oder drei von uns, alles junge Leute von fünfzehn oder sechzehn Jahren, hatten zum erstenmal ein wirkliches Lagerleben gekostet; wir waren mit zwei Führern, Hank Martin und Mose Sawyer, von Paul Smiths Farm am St. Regis-See aus aufgebrochen. Mein Bruder und mein Vetter angelten gern, ich nicht; deshalb wurde ich abgesandt, um womöglich einen Hirsch zu erlegen. Ich führte eine doppelläufige, zwölfkalibrige Flinte, ein Lefaucheux-Gewehr, mit dem ich auf einer Reise nach Ägypten und Palästina und auf Long Island fleißig Trophäen gesammelt hatte; abgesehen von drei oder vier wundervollen, aber nicht besonders erfolgreichen Tagen, die ich der Jagd auf Waldschnepfen und Wachteln widmete, hatte ich noch kein Wild erlegt.

Wie für jeden gesunden Knaben, der am Leben im Freien Geschmack findet, waren die nördlichen Wälder für mich ein wahres Märchenland. Wir lagerten am Ufer eines Flusses in den hohen Fichten, und ich hatte mich über alles gefreut: über das Bootfahren mit Stangen und Rudern, das Wandern durch die Wälder, das Schreien und Rufen der Erdeichhörnchen und Backenhörnchen, des Hähers, des Spechts, der Schwarzmeise, der Spechtmeise und des Kreuzschnabels, das die Stille des Waldes unterbrach, und vor allem über die weiten Strecken düsteren Waldes selbst. Die herzförmigen Schaleneindrücke, die anzeigten, wo der Hirsch herabgewechselt war, um sich am sumpfigen Ufer des Wassers zu tränken und zu äsen, ließen meine Adern pochen, und die Nächte, die wir am flackernden Lagerfeuer zubrachten, schienen mir von Romantik erfüllt.

Mein erster Versuch in der Fackeljagd war ein Mißerfolg. Die Fackel, eine Bootslaterne, hing vorn am Boot an einer Stange, und ich saß in drangvoller Enge dahinter, während Mose Sawyer im Stern mit geräuschloser Kraft und Geschicklichkeit das Ruder handhabte. Ich erwies mich als unfähig, selbst den geringfügigsten An-

forderungen zu entsprechen, die an mich gestellt wurden; denn als wir schließlich wirklich an einen Hirsch herankamen, bemerkte ich ihn erst, als er absprang, und fehlte ihn dann, und auf dem Rückweg setzte ich meinem Unglück die Krone auf, indem ich eine große Eule schoß, die auf einem ins Wasser vorspringenden Holzstamm saß und mit funkelnden Augen die Laterne anstarrte.

Den ganzen nächsten Tag litt ich jämmerlich unter dem verhaltenen Hohn meiner Begleiter, und als es Abend wurde, sagte man mir, daß ich noch einmal Gelegenheit haben würde, meine Ehre wiederherzustellen.

Diesmal schlugen wir zuerst einen Landweg ein; der Führer trug das leichte Boot und setzte es in einem eine Meile entfernten ruhigen kleinen See ins Wasser. Es begann bereits zu dunkeln, als wir das kleine Gewässer erreichten, das bei ausgebuchteten Ufern vielleicht eine Meile lang und drei Viertelmeilen breit war. Wir stießen erst nach etwa einer halben Stunde ab, als es völlig dunkel geworden war, und sahen dann zwei Stunden lang keinen Hirsch. Trotzdem entzückte mich die geisterhafte, geheimnisvolle, totenstille, nächtliche Fahrt über das Wasser. Nicht das leiseste Plätschern verriet die Arbeit des Ruderers. Heimlich glitt das Boot am Ufer entlang, und der Schein der Laterne enthüllte für einen Augenblick jede Einzelheit des Waldlebens am Ufer, die in der nächsten Sekunde im tiefsten Schwarz verschwand. Mehrmals sahen wir Bisamratten durch die Lichtgasse schwimmen, die die Laterne aus der Dunkelheit herausschnitt, und zwei- bis dreimal ließ ihr plötzliches Tauchen und Plätschern mein Herz rascher schlagen. Einmal, als wir quer über den See fuhren, trafen wir auf einen Tauchervogel, der gerade in der Mitte desselben schwamm; er blieb an derselben Stelle, bis wir auf zehn Meter heran waren, so daß ich die winzigen Umrisse der Federn und jede Bewegung des Auges zu erkennen vermochte; dann schwamm er davon, aber ohne einen Laut von sich zu geben.

Als wir endlich über eine Bucht fuhren, hörten wir in den Wasserrosen am Ufer ein Plätschern; sogar meine ungeübten Ohren erkannten, daß es von jedem anderen Geräusch, das wir bisher ver-

nommen hatten, verschieden war, und eine knarrende Bewegung des Ruders bewies, daß der Ruderer mich aufmerksam machen wollte. Ohne jede Ankündigung wurde die Fahrtrichtung plötzlich geändert, und ich merkte, daß wir mit dem Stern voran fuhren. Dann drehten wir um, und ich konnte bald wahrnehmen, daß wir die kleine Bucht hinabfuhren. Die waldbedeckten Ufer traten dichter zusammen; dann wurde der Sumpf am Rande des Sees beleuchtet, und an seinem uns zugekehrten Ende erschien knietief zwischen den Wasserrosen die Gestalt eines jährigen Hirsches im Sommerhaar. Er stand regungslos da und starrte mit einer gewissen Neugierde, die aber durchaus nicht mit Furcht gemischt war, das Licht an; als ich schoß, wandte er sich um und brach am Rande des Wassers zusammen.

Wir beschlossen, noch in derselben Nacht zum Lager zurückzukehren, da es noch nicht Mitternacht war. Ich trug den Hirsch und die Fackel und der Führer das Boot, und der nächtliche Marsch von einer Meile auf dem undeutlichen Wege, wobei ich gelegentlich über einen Baumstamm oder eine Wurzel stolperte, ist mir stets in Erinnerung geblieben. Es war mein erster Hirsch, und ich freute mich sehr, daß ich ihn erlegt hatte."

Jetzt endlich zeigten sich auch die Folgen seines hartnäckigen Ringens: seine Muskeln wurden fester und widerstandsfähiger, seine ganze Gestalt nahm eine straffere Haltung an, und die Anfälle seines asthmatischen Leidens wurden immer seltener, bis sie nach und nach ganz verschwanden; nur die Schwäche seiner Augen blieb und verurteilte ihn zum beständigen Tragen einer Brille. An Mut hatte es ihm auch als kleinem Knaben nie gefehlt, aber wenn er es früher in ohnmächtiger Wut hatte mit ansehen müssen, wie ihn seine Kräfte im Stich ließen, wenn er mit seinen Altersgenossen rang und kämpfte, so daß er weit mehr Püffe erhielt, als er selbst auszuteilen vermochte, so änderte sich dies jetzt vollkommen. Er war und blieb zwar ein durchaus verträglicher, friedfertiger Kamerad; wenn er aber geneckt oder sonst gereizt wurde, so wartete er nicht mehr, bis sein Gegner über ihn herfiel, sondern ging seinerseits unverzüglich zum Angriff vor.

Der Angreifer ist dem Verteidiger gegenüber stets im Vorteil; mag er auch schwächer sein, so gibt ihm doch sein mutiges Draufgehen

und die Tatsache, daß er den ersten Schlag geführt hat, eine Art moralisches Übergewicht. Er hat wenigstens die Aussicht, den Sieg davonzutragen, was von vornherein ausgeschlossen erscheint, wenn er sich einem Stärkeren gegenüber auf die Verteidigung beschränkt. So oft Roosevelt in späteren Jahren in Not und Bedrängnis geriet, versuchte er stets, seinem Widersacher mit dem Angriff zuvorzukommen, und hat so manches Mal den Sieg errungen, wo ihm bei einem weniger energischen Vorgehen die Niederlage gewiß gewesen wäre.

Wenn man in den Tagen seiner Schulzeit versucht hätte, einmal den Schleier ein wenig zu lüften, der die Zukunft Theodor Roosevelts verhüllte, so hätte wohl niemand ahnen können, daß er einmal der Mann werden würde, der die Geschicke der Vereinigten Staaten leiten und wiederholt die Augen der ganzen Welt auf sich lenken sollte. Dennoch sind, wie wohl bei jedem großen Mann, jetzt mehrfach Leute aufgetreten mit dem Anspruch, sie hätten Roosevelt seinen Erfolg vorausgesagt. So wird in einem Bericht über Roosevelts Aufenthalt in Dresden, der aber erst erschien, als Roosevelt bereits Präsident war, erzählt, seine Mutter habe, bekümmert über die Kränklichkeit des Knaben, sich Fräulein Minkwitz gegenüber geäußert, sie möchte doch wissen, was aus ihrem Theodor noch einmal werden solle; darauf habe jene geantwortet: „Darüber seien Sie nur beruhigt, er wird sicher einmal ein großer Professor werden, vielleicht auch Präsident der Vereinigten Staaten."

Diese „Prophezeiung" gleicht einigermaßen dem Trost, den ein Lehrer der betrübten Mutter eines nicht versetzten Schülers spendet, wenn er sagt: „Beruhigen Sie sich nur, wenn er sich Mühe gibt, kann er alles wieder einholen und vielleicht sogar noch einmal Minister werden." Sollte sich dieser außerordentliche Fall dann wirklich einmal ereignen, so könnte der Lehrer, der nur trösten wollte, sich mit demselben Recht für einen Propheten halten wie Fräulein Minkwitz. Theodor Roosevelt berechtigte gerade damals am allerwenigsten zu so hochfliegenden Erwartungen. Abgesehen davon, daß er beständig krank war, zeichnete er sich durch keine besonderen Fähigkeiten und Anlagen vor anderen seines Alters aus, und wenn man ihm überhaupt

hätte „wahrsagen" wollen, so hätte man höchstens sagen können, er würde bei sorgsamer Pflege und unter Vermeidung übermäßiger Anstrengungen einmal das Leben eines wohlhabenden Privatmannes führen. Daß es anders gekommen ist, lag außerhalb aller Berechnung und ist einzig und allein der Willenskraft des Jünglings zuzuschreiben, die alle Hindernisse siegreich überwand.

Eine andere „Prophezeiung", die elf Jahre später (1884) bezeugt ist, läßt sich viel eher verstehen. Damals hatte sich Roosevelt, obwohl er erst 26 Jahre alt war, bereits die Sporen verdient; sein Auftreten in den gesetzgebenden Körperschaften hatte berechtigtes Aufsehen erregt, und er hatte sich zu einem kräftigen Mann entwickelt. Als daher auf dem Kongreß zu Chicago jemand seinem Erstaunen über Roosevelts jugendliches Alter Ausdruck gab, konnte Curtis, der mit Roosevelt zusammen abgeordnet war, erwidern: „Sie werden später mehr von ihm hören, sehr viel mehr, wenn ich mich nicht irre. Jung? Nun ja, er kommt fast eben erst von der Schule, und doch ist er eine Macht, mit der man in Neu York rechnen muß. Später wird die Nation ihn tadeln oder loben. Obwohl er das graue Haar und die Erfahrung derer, die älter sind als er, achtet, kann ihn doch niemand auch nur um ein Jota von der Überzeugung abbringen, die in ihm Wurzel gefaßt hat. Er besitzt Rechtschaffenheit, Mut, eine gute Schulbildung, Liebe zum öffentlichen Leben, ein beträchtliches Vermögen, ehrenwerte Ahnen und das Vertrauen der Redlichen. Sein politisches Leben wird sich wahrscheinlich stürmisch gestalten, aber er wird in der zukünftigen Entwicklung ein Mann sein und nicht eine Puppe — es sei denn, daß er die Politik überhaupt an den Nagel hängt."

Roosevelt selbst hat jedenfalls in jener frühesten Zeit am allerwenigsten daran gedacht, daß er jemals so hoch emporsteigen würde. Es war sein Knabenideal gewesen, Professor zu werden, natürlich Professor der Naturwissenschaften; als er auf seinen Spaziergängen durch Wald und Feld das Leben der Pflanzen und Vögel belauschte, erschien ihm dies als das höchste, erstrebenswerteste Ziel. Je mehr jedoch die jugendliche Begeisterung verrauschte und andere Anforderungen an ihn herantraten, umsomehr scheint dieser Traum verblaßt zu sein.

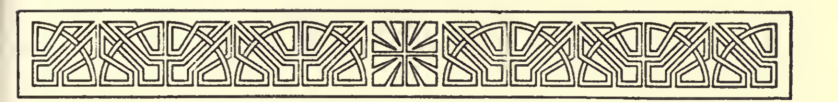
Vor einigen Jahren fragte ihn einer seiner Freunde, Julian Ralph, was er als Knabe wohl gewünscht hätte, dermaleinst zu werden. Roosevelt erwiderte darauf: „Ich erinnere mich nicht, daß ich überhaupt träumte oder Pläne schmiedete. Ich gehorchte einfach dem Gebot: »Was deine Hand zu tun findet, das tu mit aller Kraft«, und so nahm ich alles, was kam, auf, wie es kam. Später habe ich mich an Lincolns Motto gehalten: »Tue das Beste, oder doch wenigstens das Bestmögliche«."

So hatte der Jüngling, unterstützt durch die Ratschläge und das Vorbild seines erfahrenen Vaters, sich schon frühzeitig zu der Erkenntnis durchgerungen, daß sich durch Träumen und Luftschlösserbauen nichts erreichen läßt. Er gewöhnte sich daran, alles was er tat, ganz zu tun, mochte es ihm auch bisweilen sauer werden; wenn er arbeitete, war er mit ganzem Herzen bei der Arbeit, wenn er sich dem Spiel und der Erholung hingab, spielte er mit vollem Eifer. Auf diese Weise brachte er es zuwege, daß er überall, wo er sich einer Aufgabe widmete, auch etwas leistete. Wohl mochten andere begabter sein als er und schneller auffassen: sein zäher Eifer überholte sie doch; wohl mochten andere stärker und gewandter sein als er und auf dem Spielplatz, der alle Kinder gleich macht, eine Art Herrschaft ausüben: sein unerschrockener Mut und die Beharrlichkeit, mit der er einen mißglückten Versuch immer wiederholte, verschafften ihm auch hier bald eine führende Stellung. Er übte Körper und Geist in gleichem Maße, und als er schließlich, 18 Jahre alt, sich anschickte, die Universität zu beziehen, hatte er sich den Ruf eines gewissenhaften, in den Wissenschaften wohl bewanderten Schülers sowie den eines tüchtigen Boxers und Ringers erworben.

Eine an sich harmlose Episode, die in seine Schulzeit fällt, möchte ich nicht unerwähnt lassen, weil sie später eine Fortsetzung fand. Wie so mancher unserer Primaner, hatte auch er seine Schülerliebe. Der Gegenstand derselben war Edith Carow, ein Mädchen seines Alters, das dieselbe Schule besuchte wie er. Ihr Vater war Kaufmann, ihre Mutter eine Tochter des Generals Tyler aus Connecticut. Jahrelang hatten die Kinder miteinander gelernt und gespielt, und wenn ein anderer Knabe die kleine Edith zu belästigen und ihr Unrecht zu

tun wagte, so warf sich Theodor zu ihrem Ritter und Beschützer auf. Sein Bruder Elliott bezeugt, daß er ihr nie etwas habe zuleide tun lassen. Das innige Verhältnis der beiden zueinander wurde durch die Trennung gestört, die dadurch eintrat, daß Roosevelt auf die Universität ging, während Edith eine andere Schule aufsuchte. Als dann nach Jahren die Stürme des Lebens den jugendlichen Mann gebeugt hatten, sollte er in Edith Carow, seiner Jugendliebe, eine Gefährtin für das Leben finden.





Zweites Kapitel.

Auf der Universität.

In demselben Jahr, in dem man die hundertste Wiederkehr des Tages der Unabhängigkeitserklärung festlich beging (1876), hielt Theodor Roosevelt, ein schlanker, blasser Jüngling, seinen Einzug in Cambridge, um an der Harvard-Universität seine Studien zu vollenden. Er mietete eine für seine Verhältnisse recht bescheidene Wohnung, bestehend aus einem großen Arbeitszimmer nach vorn und einem kleinen Hinterzimmer, in dem er schlief. An den Wänden hing seine Büchse und seine Jagdausrüstung; Hirschgeweihe, ausgestopfte Vögel und sonstige Trophäen verrieten den eifrigen Weidmann und Naturfreund. Auch lebende Tiere, Insekten und Schildkröten, waren beständig in seiner Behausung zu finden. Einmal hatte ihm ein Freund eine besonders schöne und große Schildkröte zum Geschenk gemacht. Diese sollte eines Nachts das ganze Haus in Aufruhr versetzen, denn es gelang ihr, aus ihrem Käfig zu entkommen und auf der Suche nach Wasser bis zum Badezimmer vorzudringen.

Sein offenes, heiteres Wesen machte Theodor Roosevelt bald zum Liebling seiner Klassengenossen. Anfangs lachten sie oftmals über ihn, denn seine Rechtschaffenheit und Aufrichtigkeit, die ihn von allem Schlechten fernhielten, erschienen ihnen doch etwas gar zu steif und altmodisch. Als sie aber sahen, daß er bereit war, für alles, was er sprach und tat, auch ehrlich einzustehen, und daß er auch alles so meinte, wie er es sagte, und sich nie scheute, ein Ding mit dem richtigen Namen zu nennen, ergriff sie ein Gefühl der Hochachtung vor dem jungen Studenten. Sie hielten ihn zwar oftmals für einen

Sonderling, das hinderte sie aber nicht, sich seiner Führung anzuvertrauen und ihn mit der Zeit liebzugewinnen.

Er hatte eine eigene Auffassung von den Einrichtungen und Vorschriften, mit denen er bekannt wurde. Daß etwas „immer so gewesen" war, war für ihn kein Beweis, daß es auch gut und richtig war; er trat nicht gedankenlos an etwas heran, sondern nahm sich die Freiheit, zu prüfen und zu untersuchen. Erschien es ihm gut, so erklärte er sich damit einverstanden, im anderen Falle lehnte er es einfach ab. So gerieten einmal seine Klassengenossen vor Entsetzen außer sich, als er es wagte, seine Braut mit in einen Klub zu bringen, zu dem bisher noch nie eine Dame Zutritt erhalten hatte. Er sah keinen Grund, weshalb die Damen fernbleiben sollten, und als sich die übrigen Mitglieder ernstlich nach einem solchen fragten, fanden sie selbst keinen und pflichteten Roosevelts Auffassung bei.

Auch die Lehren seiner Professoren prüfte er nach und stritt und disputierte oft stundenlang mit ihnen herum, ehe er sich überzeugen ließ — oder bis er jenen die Unrichtigkeit ihrer Behauptungen nachgewiesen hatte.

Dieses unbeugsame Festhalten an dem, was er für recht hielt, und seine Gewohnheit, alles mit kritischen Augen zu untersuchen — manche nannten es Querköpfigkeit — trugen durchaus nicht dazu bei, ihm den Ruf eines Sonderlings zu nehmen. Das freie, ungebundene Leben seiner Knabenjahre hatte ihm ein hohes Maß von Selbstbewußtsein verliehen; er wußte, daß er sich auf sich selbst verlassen konnte, und scheute sich nie, auch einmal allein zu stehen. Er kleidete sich bisweilen anders als die übrigen und ließ sich gegen Ende seiner Studienzeit einen kurzen Backenbart stehen, der, nebenbei bemerkt, seine Erscheinung vorteilhaft beeinflußt haben soll. Häufig genug verspotteten ihn seine Kameraden wegen der Begeisterung, die leicht in ihm aufloderte, oder wegen seiner Wertschätzung der Poesie der Elisabethischen Zeit; sie, die Harvard-Leute vom gewöhnlichen, althergebrachten Schlage, hielten ihn wegen allerlei solcher Eigenheiten für „mehr oder weniger verrückt". Nichtsdestoweniger zwangen ihnen seine sicheren, umfassenden Kenntnisse und die gebietende Selbständigkeit seines Wesens Achtung ab.

Das Rüstzeug, mit dem er in Cambridge anlangte, war das denkbar beste: ein hohes Pflichtgefühl, eine mächtige Arbeits- und Schaffensfreude und eine tiefe Abneigung gegen Untätigkeit und Trägheit. Dabei besaß er — und besitzt er noch heute — in außerordentlichem Maße die Gabe, alle seine Gedanken auf eine Sache zu richten und darüber alles, was ihn umgab, zu vergessen. Wenn er ein Buch las, so las er es eigentlich nicht, sondern er durchlebte es. Man erzählt aus seiner Studentenzeit einen Vorfall, der beweist, wie sehr er sich in etwas zu vertiefen vermochte, das seine Aufmerksamkeit erregte. Eines Tages wollte er einen Freund besuchen und trat in dessen Stube. Sie hatten sich kaum begrüßt, als er auf dem Tisch ein Buch bemerkte, das ihm neu war. Er schlug es auf, setzte sich auf einen Stuhl und begann zu lesen. Vergebens suchte der Freund ein Gespräch anzuknüpfen, um wenigstens den Grund des Besuches zu erfahren; Roosevelt hörte nichts mehr, denn er las. Plötzlich sprang er auf und bemerkte zu seinem Schrecken, daß er keine Zeit mehr hatte; er ergriff seinen Hut, sagte Lebewohl und eilte davon. Sein Freund, der ihm nachrief, vermochte ihn nicht zurückzuhalten.

Diese Sammlung des Geistes kam ihm besonders zustatten, wenn sich über etwas ein Streit erhob. In der Hitze des Redegefechts entfernt man sich, bisweilen unwillkürlich, mehr und mehr von dem Punkt, der eigentlich den Anlaß gegeben hat; man streitet schließlich über Dinge, von denen ursprünglich gar nicht die Rede war, und die vielleicht schon gar keine Beziehung mehr zum Ausgangspunkt haben. So etwas war schon damals bei Roosevelt unmöglich. Er blieb bei der Stange und machte keine Seitensprünge, konnte es daher auch nicht leiden, daß andere sie machten.

Als einst in einer Versammlung jemand einen Bericht erstattet hatte, auf den er sich etwas Großes einbildete, und der allen anderen außerordentlich gefiel, erhob sich plötzlich Theodor Roosevelt und begann: „Herr Vorsitzender! Ich habe genau zugehört, aber soweit ich sehe, hat nicht ein Wort von dem, was Herr X. gesagt hat, mehr mit der in Rede stehenden Angelegenheit zu tun als der Mann im Mond. Es ist“ — weiter kam er nicht, denn es erhob sich ein ge-

waltiger Lärm, und der verschnupfte Vortragende erfuhr nie, was „es war“.

Die Ziele, die die Universität in Amerika verfolgt, decken sich nicht mit denen, die man in Deutschland erstrebt. Während es bei uns die Aufgabe der Universität ist, den jungen Leuten eine möglichst hohe Summe eingehender Kenntnisse zu übermitteln, erwartet man von ihr in Amerika, daß sie außerdem auch noch den Charakter der Studierenden bildet und beeinflußt. Ein deutscher Student hat der alma mater gegenüber seine Schuldigkeit getan, wenn er ins Kolleg geht, ordnungsmäßig an- und abtestieren läßt, die vorgeschriebene Anzahl von Semestern absitzt und sich rechtzeitig sein Abgangszeugnis besorgt. Sonst wird keinerlei Zwang auf ihn ausgeübt; es steht in seinem Belieben, ob er arbeiten will oder nicht, ob er zuhört, während der Professor seinen Vortrag hält, oder sich beschaulichen Betrachtungen oder wohl gar der Lektüre hingibt. Verkündet das Glockenzeichen den Schluß der Vorlesung, so geht er nach Hause, und die Universität kümmert sich nicht darum, in welcher Weise er seine Zeit anwendet. Die akademische Freiheit gestattet es dem Studenten, die Quellen der Wissenschaft zu benutzen, wie und soweit es ihm beliebt.

Verschmäht es die deutsche Universität schon, dem jungen Mann über seine wissenschaftliche Ausbildung Vorschriften zu machen, so denkt sie ganz und gar nicht daran, ihn in seiner Charakterentwicklung zu beeinflussen. Es kann sich jemand mit allerlei Gelehrsamkeit vollpfropfen und sich nebenher zu einem Menschen auswachsen, der für die einfachsten Dinge der ihn umgebenden Welt nicht das geringste Verständnis hat, der sich in keiner schwierigen Lage zu helfen weiß und immer auf den Beistand anderer angewiesen bleibt, der nie zu einer eigenen Meinung gelangt, und dem gar zu oft der Fluch der Lächerlichkeit anhaftet.

Das ist in Amerika anders. Die Universität (University oder College) dient nicht, wie in Deutschland, dem eigentlichen Fach- oder Fakultätsstudium, sondern ist eine Stätte, die man besucht, um allgemeine Bildung zu studieren; der Richter, der Geistliche, der Lehrer, der Arzt kann sich erst nach dem erfolgreichen Besuch derselben auf der

Law School, Divinity School, Graduate School und Medical School auf seinen besonderen Beruf vorbereiten.

Selbst auf einer so großen Universität wie dem Harvard-College, das mehr als 5000 Studenten und 550 Dozenten umfaßt, traten die jungen Leute, besonders diejenigen derselben Klasse, in viel engere Beziehungen zueinander, als dies bei uns der Fall ist. Ein gewohnheitsmäßiges „Schwänzen" der Vorlesungen ist selten, hauptsächlich weil jeder, der in eine höhere Klasse aufsteigen will, sich einer eingehenden Prüfung über das in der Vorlesung Gehörte unterziehen muß. Der Kursus jeder Klasse dauert ein Jahr, und wer die Abschlußprüfung der vierten Klasse bestanden hat, wird ein „Graduate", ein alter Herr, und erhält die Würde eines Bachelor of Art (abgekürzt A. B.). Obwohl die Studenten innerhalb der angekündigten Vorlesungen frei wählen können, sind sie doch nach der Wahl mehr gebunden als ihre deutschen Vettern.

Aber die Universitäten sind nicht nur Tempel der Wissenschaft, sondern zugleich die anerkannten Pflegstätten jeder Art von Sport. Man verlangt von einem gebildeten Amerikaner nicht nur eine bestimmte Summe von Kenntnissen, sondern auch körperliche Gewandtheit, ein sicheres Auftreten und gefällige Umgangsformen; da dem Jüngling auf der Universität Gelegenheit geboten ist, sich dies anzueignen, kann man sagen, daß die amerikanische Universität eine umfassendere Aufgabe löst als die deutsche. Jeder Harvardmann, der vorwärts kommen will, muß sich seine Zeit einteilen; die eine — allerdings bei weitem größere — Hälfte gehört der ernsten Arbeit, die andere dem Spiel und der Geselligkeit.

Die Klasse, der Roosevelt angehörte, zählte etwa 170 Mitglieder, und er hatte seinen Platz stets unter den ersten zwanzig. Geschichte im allgemeinsten Sinne war das, was ihn am meisten anzog, Geschichte der Tiere wie auch der Menschen. Auch jetzt dachte er noch bisweilen daran, sich ganz der Naturwissenschaft zu widmen; aber nach und nach im Laufe der vier Jahre trat eine Verschiebung in seinen Ansichten ein. Die Taten der Menschen erschienen ihm doch als das wichtigere, und zwar nicht nur die der vergangenen Geschlechter, sondern vor allem die der Gegenwart. Durch die Lektüre des „Föde-

ralisten", eines vielgelesenen Buches von Hamilton und Madison über die freie Regierung, sowie der Schriften Washingtons und anderer großer Staatsmänner wurde er allmählich in die Politik eingeführt, und obwohl er schließlich bei der Abschlußprüfung, die er mit Auszeichnung bestand, als schriftliche Arbeit noch eine Abhandlung aus dem Gebiet der Naturwissenschaft verfaßte, war doch sein Knabentraum jetzt endgültig erloschen. Die Lebensbeschreibungen Plutarchs wurden sein Lieblingsbuch; noch jetzt trägt er stets ein Exemplar derselben in der Tasche bei sich, das er hervorholt, wenn er im Wagen sitzt. Er hat sie wohl schon tausendmal gelesen, und doch kommt er immer wieder darauf zurück, denn er kann, wie er selbst sagt, nie zu viel daraus lernen.

Auf allen Gebieten, mit denen er sich beschäftigen mußte, tat er seine Schuldigkeit. Seine Klassengenossen wunderten sich oftmals über die Ausdauer und den Eifer, mit denen er schwierige Arbeiten erledigte; man suchte ihm gern unangenehme Aufgaben, an die sich ein anderer nicht recht heranwagte, zuzuschieben, und wenn Roosevelt sie übernahm, was er kaum je ablehnte, so war man auch sicher, daß er sie glücklich und erfolgreich löste. Er muß als Student wirklich sehr fleißig gewesen sein, denn er legte auf der Universität die Grundlage zu seinem heutigen sehr umfangreichen Wissen. Er spricht oder versteht doch wenigstens fast alle europäischen Sprachen; die Literatur und Geschichte der Völker Europas ist ihm bis ins einzelne bekannt, er weiß Bescheid über alles, was Amerika und im besondern die Vereinigten Staaten angeht. In naturwissenschaftlichen Fragen gilt er als Sachverständiger und vielfach als Autorität, und die wissenschaftliche Art, in der er seine Jagdbücher geschrieben hat, verleiht diesen einen weit über das Durchschnittsmaß hinausgehenden Wert. Jedes Buch, das ihm in die Hände fiel, vermochte ihn zu fesseln; welchem Gebiet es angehörte, galt ihm ziemlich gleich, wenn es nur überhaupt etwas Neues und Wissenswertes enthielt.

Wenn er es sich so sauer werden ließ, in die Geheimnisse der Wissenschaft einzudringen, gönnte er sich doch auch, wie jeder Harvardmann, die nötige Ruhe und Erholung. Das idyllische Städtchen Cambridge ist nur durch Brücken über den Charles-Fluß von Boston

getrennt, so daß die Studenten mit Leichtigkeit an den gesellschaftlichen Veranstaltungen dieser Weltstadt teilnehmen können. Roosevelt war in den vornehmen Kreisen Bostons ein gern gesehener Gast; sein begeistertes, jugendlich ungestümes Wesen im Verein mit dem frischen, fröhlichen Selbstbewußtsein, mit dem er sich über Vorurteile und althergebrachte Formen hinwegsetzte, erweckte ihm überall Freunde.

Auf seine Klassengenossen übte er einen hohen Einfluß aus; auf seinen Rat führte man das Seilspringen, das seit Jahren vernachlässigt worden war, wieder als sportliche Übung ein, denn er wies darauf hin, daß dadurch die Schenkelmuskeln in hohem Maße gekräftigt werden. Auf dem Spielplatz trugen seine Mitschüler rote Strümpfe; Roosevelt aber hatte durch Zufall ein Paar rot und weiß gestreifte erwischt, und als er damit beim Spiel erschien, erregte er allgemeines Kopfschütteln. Das tat aber nichts, er behielt sie eben an. Nach seiner Ansicht war es gleichgültig, wie die Strümpfe aussahen; die Hauptsache waren die Beine, die darin steckten, denn deren Kraft und Gewandtheit, nicht aber die Farbe der Strümpfe, gaben beim Springen und Fußballspiel den Ausschlag.

Er betrieb mit Eifer jede Art von Sport, die in Cambridge zu finden war: er spielte Polo und ruderte, er hatte sich Pferd und Wagen zugelegt — ein sehr hohes, zweirädriges Gefährt — und fuhr fast jeden Nachmittag darin spazieren, er unternahm in den Ferien Jagdausflüge von längerer oder kürzerer Dauer, beteiligte sich an Segelfahrten und stählte mit Vorliebe seine Kraft durch Ring- und Faustkämpfe.

Beim Boxen nahm er es mit jedem auf; je stärker der Gegner war, um so höher war seine Freude, und wenn er durch die Schläge seines Widersachers in die Enge getrieben wurde, wenn ihm das Blut aus der Nase floß und die Brille entfiel, dachte er noch lange nicht daran, um Gnade zu bitten. Hartnäckig hielt er stand, bis beide Gegner aus Erschöpfung voneinander ablassen mußten oder die Umstehenden die Kämpfer trennten, und dabei war er eigentlich dem andern gegenüber von vornherein im Nachteil, da er wegen seiner Kurzsichtigkeit zwei mächtige Brillengläser vor den Kopf gebunden

trug; ein einziger unglücklicher Schlag konnte das Glas zertrümmern und ihn zeitlebens zum Krüppel machen. Solche ängstlichen Erwägungen stellte er jedoch nicht an; er liebte die Aufregung des Kampfes und das männliche Ringen zu sehr, als daß ihn die Rücksicht auf eine möglicherweise damit verbundene Gefahr davon hätte zurückhalten können.

Bei seiner Offenheit und Ritterlichkeit hielt er es für selbstverständlich, daß jeder stets die Spielregeln beachtete; man erzählt aus seiner Studentenzeit, daß er einmal in rasende Wut geriet, als sein Gegner ihn unvorbereitet überfallen und sich so durch List den Sieg sichern wollte. Es war kurz nach seinem Eintritt in das College. Roosevelt hatte noch nicht die Handschuhe an, als jener ihm ohne jede Ankündigung einen Schlag versetzte, daß Blut floß. Die Umstehenden erhoben sofort lauten Einspruch, aber Roosevelt lächelte nur sein grimmiges Lächeln und sagte: „Ich glaube, Sie haben sich geirrt; das ist bei uns hier nicht Sitte." Dann gab er selbst das vorschriftsmäßige Zeichen zum Beginn des Kampfes, indem er sich verbeugte und seinem Gegner die Hand reichte. Im nächsten Augenblicke schmetterte seine Rechte jenem auf die Kinnlade, die Linke folgte nach, und in wenigen Sekunden war der Kampf zu Ende und Roosevelt der unbestrittene Sieger.

Hier hatte er einen Gegner überwunden, der einen Ruf als tüchtiger Boxer genoß; doch nicht immer gelang es ihm, die Oberhand zu gewinnen. Er trieb den Sport eben nicht um seiner selbst willen, sondern er pflegte ihn als Mittel zu dem Zweck, seine Gesundheit zu kräftigen und seine Muskeln zu stählen. Daher galt er auch nicht als einer der großen Kämpen seiner Klasse, die auf dem Spielplatz die anerkannten Führer waren, aber man wußte doch, daß er ein nicht zu unterschätzender Gegner war, dem es bei den Wettspielen oftmals glückte, sich bis zu dem entscheidenden letzten Kampfe durchzuringen. Gerade dadurch, daß er den Sport maßvoll betrieb, hat er den günstigen Einfluß desselben auf seinen Körper erfahren dürfen und so mehr Vorteil davon gehabt und mehr Freude daraus geschöpft als ein anderer, der der Ausübung solcher Kraftspiele bis zur Erschlaffung frönte.

Roosevelt hatte auf der Universität noch mancherlei andere Verpflichtungen, die seine freie Zeit in Anspruch nahmen. Da der Amerikaner von einem gebildeten Menschen verlangt, daß er imstande ist, seine Gedanken in freier Rede zu entwickeln, eine Fähigkeit, die bei uns leider nicht die genügende Beachtung findet, so hat der Student dafür zu sorgen, daß er sich die Kunst der Rede so weit als möglich während seiner Studienzeit aneignet. Gelegenheit dazu bieten die zahlreichen Klubs, und jeder Student, wie überhaupt jeder gebildete Amerikaner, gehört einer Reihe solcher geselligen Vereinigungen an, in denen er Vorträge hält oder sich doch an der darauffolgenden Debatte beteiligt.

Roosevelt war ein sehr eifriges Mitglied von mehr als einem halben Dutzend dieser Klubs. Er soll damals kein guter Redner gewesen sein; trotzdem redete er, sobald die Gelegenheit es erforderte, und was er sagte, hatte immer Hand und Fuß.

Dem Klubleben verdankte er auch die ersten Anregungen zu seiner schriftstellerischen Tätigkeit. In seinem letzten Studienjahr wurde er Mitherausgeber der Universitätszeitschrift „Der Advokat". Es läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, wie weit seine Mitarbeit ging; ein Aufsatz aber stammt sicher von ihm, und in diesem findet sich der Satz: „Was am meisten nottut, ist der Umstand, daß jeder die Notwendigkeit einsehen sollte, an jedem Nachmittag ernste, ehrliche Arbeit zu leisten."

Da ihm selbst trotz seiner vielfachen Tätigkeit des Sonntags noch Zeit blieb, die er nützlich anwenden konnte, so suchte er sich eine Gelegenheit zu verschaffen, in einer Sonntagsschule die Kinder zu unterrichten. Die Roosevelts gehörten von alters her der holländisch-reformierten Kirche an, und Theodors Vater, der gestorben war, als sein Sohn eben nach Cambridge übergesiedelt war, hatte immer darauf gehalten, daß seine Kinder regelmäßig zur Kirche gingen. Manchmal kamen ihnen die Predigten wohl allzu lang und langweilig vor, aber sie wagten es dennoch nicht, dem Willen ihres Vaters zuwiderzuhandeln.

In Cambridge gab es nun keine Kirche der holländisch-reformierten Gemeinde, aber eine Menge anderer, die alle möglichen Bekenntnisse vertraten. Die stattlichste gehörte der Episkopalkirche an, und ohne sich weiter darum zu kümmern, machte sich Roosevelt an die

Arbeit. Offen und verständig unterhielt er sich mit den Knaben und Mädchen und zeigte ihnen, wie der Mensch sein Leben führen solle, bis ein unvorhergesehenes Ereignis seinem Wirken in diesem Kreise ein Ende machte.

Eines Tages kam ein Knabe mit einem blauen Auge zum Unterricht. Auf Roosevelts Fragen gestand er, daß es von einer Prügelei herrührte, die noch dazu am Sonntag stattgefunden hatte. Es stellte sich heraus, daß ein anderer Knabe die Schwester des kleinen Boxers während des Unterrichts geneckt und gekniffen hatte; da war dann der Bruder nach Schluß des Unterrichts über den anderen hergefallen und hatte ihm eine tüchtige Tracht Prügel verabfolgt, dabei allerdings auch das blaue Auge davongetragen.

Roosevelt lobte den tapferen Jungen wegen seiner Handlungsweise und schenkte ihm einen Dollar.

Das erschien den Kindern nun zwar als ein Beweis des höchsten Gerechtigkeitsgefühls, der vorgesetzten Behörde aber nicht. Die Herren Pastoren konnten es nicht begreifen, wie man einen Knaben noch beloben konnte, der sich geprügelt hatte; viel eher hätte er deshalb bestraft werden müssen. Man war ganz und gar nicht einverstanden mit der gesunden Anschauung, die Roosevelt lehrte, und nahm als äußeren Vorwand jetzt die Tatsache, daß er einem anderen Bekenntnis angehörte.

Er wußte mit den gottesdienstlichen Vorschriften der Episkopalkirche nicht genau Bescheid und hatte daher aus Unkenntnis mehrfach dagegen verstoßen. Als er gefragt wurde, ob er gegen die Einrichtungen der Kirche etwas einzuwenden habe, verneinte er dies und erklärte, er sei bereit, jede Pflicht zu erfüllen, die man von ihm verlange. Aber die Herren konnten es doch nicht verwinden, daß er holländisch-reformiert war und einen rauflustigen Knaben gelobt hatte, und so schied man voneinander mit ziemlich förmlichen Ausdrücken gegenseitigen Bedauerns. Roosevelt wandte sich an eine nahe Kirche der Kongregationisten und lehrte dort weiter, bis er die Universität verließ.

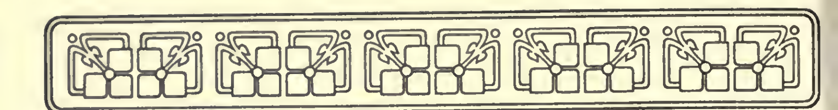
Seine Klassengenossen behielten Roosevelt in bestem Andenken. Wie sie über ihn dachten, zeigt das Urteil eines von ihnen, der ihm

nahe gestanden hatte: „Er ist immer aufrichtig gewesen; nie hat er versucht, anderen oder sich selbst etwas vorzumachen, sondern er hat offen alles ausgesprochen, was er dachte.“ Sie liebten ihn wegen seiner Entschlossenheit und erinnern sich noch heute gern daran, wie er einmal im Nachtgewand zwei Stock hoch aus seinem Fenster sprang, um ein Pferd zu besänftigen, das in einem nahen Stall plötzlich beängstigend unruhig geworden war, und wie er schon alles wieder in Ordnung gebracht hatte, als die weniger flinken Mitbewohner endlich erschienen. Sie hatten erfahren, daß Falschheit, Feigheit und niedrige Gesinnung seinem Herzen völlig fremd waren, und daß eine Begeisterung in ihm auflodern konnte, die sie oftmals in ihren Bann zwang, die sie bisweilen aber auch veranlaßte, ihn eines Mangels an Selbstbeherrschung zu bezichtigen. Wenn er begierig auf den Plan eines Freundes einging, einen Jagdausflug nach Grönland zu unternehmen, um die dortige Tierwelt kennen zu lernen, oder wenn er allen Ernstes den Gedanken erwog, seinen Bruder Elliott auf einer Tigerjagd nach Indien zu begleiten, so hielt man dies für überspannt, obwohl er in beiden Fällen mit ruhiger Überlegung seine Vorbereitungen traf. Seinem Bruder übrigens, der die Fahrt nach Indien wirklich ausführte und sie später beschrieb,*) hat er an mehr als einer Stelle in seinen Werken ein Denkmal gesetzt als „dem mächtigen Jäger und treuesten Freund“.

Nach Beendigung seiner Studien vermählte sich Roosevelt am 23. September 1880 mit Alice, der Tochter des George Cabot und der Caroline Lee aus Boston, und ging auf Reisen. Er besuchte noch einmal Deutschland und die Schweiz, bestieg die Jungfrau und das Matterhorn und wurde für sein kühnes Bergsteigen zum Mitgliede des Londoner Alpenklubs ernannt. Aber auf die Dauer fand er in der Ferne keine Befriedigung und kehrte daher nach Neu York zurück.

*) „A Hunting Trip in India“, in: Hunting in many lands, herausgegeben von Th. Roosevelt und G. B. Grinnell. Neu York 1895. S. 107 ff.





Drittes Kapitel.

Im Strome der Politik.

Als Roosevelt wieder den Fuß auf amerikanischen Boden gesetzt hatte, schien er wirklich mehr und mehr dem Hafen zuzutreiben, in dem so viele gebildete und reiche Leute vor Anker gehen: dem Hafen eines behaglichen, der Befriedigung persönlicher Neigungen gewidmeten Lebens. Er reiste im Lande umher und lernte den „wilden Westen" kennen, er jagte den Hirsch und den Bären, wo immer sich ihm Gelegenheit bot, und entzog sich durchaus nicht den geselligen Vergnügungen der vornehmen Welt.

Aber ein innerer Drang trieb ihn beständig zur Tätigkeit. Als er noch in Cambridge studierte, hatte er in einer der Klubbibliotheken James' „Seegeschichte Großbritanniens" entdeckt; besonders die Abschnitte, die über das Verhältnis Englands zu den Vereinigten Staaten handelten, hatten ihn gefesselt, und so war ihm schon damals aufgefallen, daß James in seinem Bericht über den Seekrieg von 1812/14 bisweilen offenbar Ungenauigkeiten brachte, oftmals auch den Anschein erweckte, als ob er allzusehr den Standpunkt und die Interessen Englands vertrat.

Bei sorgfältiger Nachprüfung gewann Roosevelt immer mehr die Überzeugung, daß Amerika bei James' Darstellung zu kurz kam, daß James ein „bitterer und nicht übermäßig gewissenhafter Parteischriftsteller" war; anderseits entdeckte er in der „Seegeschichte der Vereinigten Staaten" von Fenimore Cooper die gleichen Mängel, nur strich natürlich Cooper die Taten der Amerikaner auf Kosten Englands heraus. Da ihm die geschichtlichen Ereignisse jener Zeit einer eingehenden, möglichst objektiven Untersuchung wert erschienen, so

machte er sich selbst an die Aufgabe. In den beiden Jahren, die seinem Aufenthalt in Cambridge folgten, arbeitete er an seinem „Seekrieg von 1812"; das Werk erschien 1882 und ist jetzt in der Bibliothek eines jeden amerikanischen Kriegsschiffes zu finden.

Nach seiner Rückkehr aus Europa verkehrte er viel mit einem seiner Onkel, Robert Barnwell Roosevelt, der eine große Erbschaft gemacht und sich darauf ganz der Politik gewidmet hatte. Auf einem gemeinsamen Jagdausflug gelang es seinem Onkel, ihn davon zu überzeugen, daß ein junger Mann in seinen Verhältnissen notwendig die Rechte studieren und seine Tätigkeit der Politik widmen müsse. So besuchte denn Roosevelt die Juristenschule und vertiefte sich in das Studium der Rechts- und Staatswissenschaft.

Aber obwohl er so weit den Ratschlägen seines Onkels gefolgt war, hatte er doch nicht die geringste Lust, sich auch dessen politisches Bekenntnis zu eigen zu machen. Robert Barnwell war Demokrat und versuchte, seinen Neffen in dieses Lager zu ziehen; Theodors Vater und dessen Vorfahren aber waren, solange er zurückdenken konnte, überzeugte Anhänger der republikanischen Partei gewesen, und daher lehnte es jetzt der junge Mann rundweg ab, mit den Demokraten gemeinsame Sache zu machen.

Im Jahre 1881 nahm er zum erstenmal an einer politischen Versammlung teil — es war eine solche der republikanischen Partei — und während er bisher plan- und ziellos umhergesteuert war, beschäftigt mit seinem Geschichtswerk, seinem Studium und seinen Jagden, entdeckte er an jenem Abend seine Lebensaufgabe. Wohl manchen hätte das wenig anmutende Getriebe einer solchen Parteiversammlung abgestoßen, aber Roosevelt sah in der gemischten Gesellschaft, die sich dort zusammenfand, die Grundlage der freien Regierung; sie erschien ihm als ein Werkzeug, das sich zum Guten wie zum Schlechten gebrauchen ließ, je nach dem Einfluß, der auf sie einwirkte. Für den selbstbewußten, streitbaren Jüngling mußte es etwas Verlockendes haben, wenn er sich vorstellte, wie er durch seine Wirksamkeit, durch den Kampf mit den Volksverderbern, der guten Sache zum Siege verhelfen und so seinen Landsleuten einen Dienst erweisen könnte. Größer und größer wurde sein Interesse an der

„praktischen Politik"; das Ziel, das ihm vor Augen trat, war die Besserung der mannigfachen Übelstände, die sich im Laufe der Zeit in das Regierungswesen eingeschlichen hatten.

Im Zusammenhang mit diesen äußeren Umständen bildeten sich damals bei ihm die Anschauungen aus, die er später in Wort und Schrift dargelegt hat: Ein jeder ist verpflichtet, nach Kräften zum Wohl der Gesamtheit beizutragen; wen das Schicksal so begünstigt hat, daß er nicht für das tägliche Brot zu arbeiten braucht, von dem hat der Staat das Recht, besondere Leistungen zu fordern.

„Wir haben in Amerika alle gleiche Rechte. Es ist einfach die Pflicht jedes Mannes, darauf zu sehen, daß seine Rechte geachtet werden. Die armselige Gutmütigkeit, die sich aus Trägheit, Schüchternheit oder Gleichgültigkeit beim Unrecht beruhigt, ist eine durchaus ungesunde Eigenschaft. Es sollte jedem Mann zur zweiten Natur geworden sein, darauf zu bestehen, daß ihm sein volles Recht wird.

„Aber wenn wir gleiche Rechte haben, so haben wir auch gleiche Pflichten. Es ist recht und billig, daß man von dem besonders günstig Gestellten mehr verlangt als von dem, der keine Vorteile genießt. Auf dem Reichen und auf dem Gebildeten ruht eine schwere moralische Verpflichtung, ihrem Vaterland gegenüber voll und ganz ihre Schuldigkeit zu tun.

„Auf keiner Klasse ruht diese Verpflichtung schwerer als auf den Leuten mit gelehrter Bildung, den Leuten, die unsere Universitäten besucht haben. Ihre Erziehung gibt ihnen nicht das Recht, sich irgend einem ihrer Mitbürger im geringsten überlegen zu fühlen; vielmehr sollte sie ihnen zum Bewußtsein bringen, daß sie in dem ehrlichen Bemühen, durch Erfüllung ihrer Pflicht der Gesamtheit zu dienen, in der vordersten Reihe stehen sollten.

„Die Dienste, die der Staat von diesen Leuten erwarten darf, können auf verschiedene Weise geleistet werden. Mancher gelangt wohl selbst zu einer bedeutenden politischen Stellung; doch müssen diese Fälle notwendigerweise vereinzelt bleiben. Bei weitem die Mehrzahl unserer gebildeten Leute muß sich ihren Lebensunterhalt erwerben und ist genötigt, Berufe einzuschlagen, die angestrengte

Arbeit verlangen, wenn sie von Erfolg begleitet sein sollen. Nichtsdestoweniger hat der Geschäftsmann wie der Gelehrte, der Geistliche wie der Jurist, der Baumeister, der Ingenieur und der Schriftsteller dem Gemeinwesen gegenüber eine Pflicht, deren Vernachlässigung er nicht mit seinen Privatangelegenheiten entschuldigen kann. Sie alle sind verpflichtet, sich über das, was im öffentlichen Leben vorgeht, auf dem laufenden zu erhalten; sie sind verpflichtet zu versuchen, die Männer, die im öffentlichen Leben stehen, abzuschätzen und zu beurteilen; sie sind verpflichtet, in verständiger, wirksamer Weise zur Förderung der Grundsätze beizutragen, die sie für richtig halten, und die nach ihrer Ansicht am besten den Interessen des Landes entsprechen."

Es ist ein Unglück für ein Land, wenn seine Gebildeten sich nur wenig an der Gestaltung seiner Geschicke beteiligen; sie selbst haben den größten Schaden davon, denn wenn sie, die vermöge ihrer geistigen Schulung am meisten befähigt sind, in der Öffentlichkeit eine Rolle zu spielen, sich ihrer Staatsbürgerpflicht entziehen, so treten andere, weniger geeignete Leute an ihre Stelle, so daß sie sich regieren lassen müssen, wo sie selbst regieren könnten und sollten.

„Dabei sollte der Gebildete vor allem einsehen lernen, daß es mit dem Kritisieren nicht getan ist. Zwar ist die Kritik nötig und nützlich und oftmals unerläßlich, aber einen weit höheren Wert haben Taten und Handlungen. Wer eine Tat vollbringt, d e r zählt im Kampf ums Dasein, nicht aber der, der zusieht und angibt, wie der Kampf ausgefochten werden sollte, sich aber selbst nicht ins Gedränge wagt oder der Gefahr aussetzt.

„Es gibt im studentischen Leben eine durch manche Zeitungen geförderte Strömung, die die Gebildeten dahin zu bringen versucht, daß sie vor der Berührung mit den ungebildeten Leuten zurückschaudern, die im Schweiße ihres Angesichts arbeiten, und nur miteinander und mit denen zusammenhalten, die ebenso denken wie sie selbst. Das ist eine höchst gefährliche Strömung. Es ist sehr angenehm, sich in den Glauben hineinzutäuschen, man leiste seine ganze Mannespflicht, wenn man behaglich zu Hause sitzt, nichts Unrechtes tut und seine Teilnahme an der Politik auf die Unterhaltungen und Zusammen-

künfte mit Leuten beschränkt, die dieselbe Erziehung genossen haben und in denselben Anschauungen groß geworden sind. Es liegt immer die Versuchung vor, so zu handeln, weil diejenigen, die nichts weiter tun, oft so reden, als ob sie für ihre Haltung Lob verdienten, und als ob sie über ihren Brüdern ständen, die den rauhen Acker pflügen. Außerdem meinen es viele Leute, deren politische Tätigkeit sich mehr oder weniger in dieser Weise abspielt, sehr edel und aufrichtig mit ihren Zwecken und Zielen und streben nach dem Besten und Reinsten im öffentlichen Leben.

„Trotzdem ist dies eine Schlinge, die jeder junge Mann sorgfältig vermeiden muß. Er soll sich davor hüten, nur mit den Leuten seiner eigenen Kaste und seiner eigenen beschränkten politischen Anschauungen Umgang zu pflegen. Er soll lernen, daß er mit der Masse der Menschen zu verkehren hat, daß er hinausgehen muß, um Schulter an Schulter mit seinen Freunden jeden Ranges und Mann gegen Mann wider seine Feinde jeden Ranges zu kämpfen, und daß er sich in dem Lärm und Getöse wacker halten muß. Die vielen unangenehmen Seiten des Kampfes dürfen ihn nicht abschrecken, und er darf nicht erwarten, daß alles nach seinem Kopfe gehen oder daß er allzu viel erreichen werde. Es werden ihm Fehlschläge begegnen, und er wird viele Fehler begehen; aber wenn er aushält, wird er ein gewisses Maß von Erfolg erringen und so viel Gutes stiften, wie es den vornehmen, gebildeten Männern, die den Tumult scheuen, niemals möglich ist."

Vieles wirkte zusammen, um Roosevelt auf die politische Laufbahn zu drängen. Vor allem sehnte er sich nach einer bestimmten Tätigkeit, nach einem festen, ihn ganz in Anspruch nehmenden Beruf; daß er damit seinen Mitbürgern zugleich einen guten Dienst erweisen konnte, machte ihm denselben noch annehmbarer. Sein Onkel und seine junge Gattin taten alles Mögliche, um die in ihm aufkeimende Freude an der Politik zu erhöhen, und schließlich trieb ihn noch etwas, das er erst vor kurzem einem Freunde anvertraute, der ihn fragte, wie er eigentlich dazu gekommen sei, sich mit der Politik zu befassen. Roosevelt antwortete ihm: „Ich wollte zu den regierenden Klassen gehören, nicht zu den regierten."

So war denn der Boden genügend vorbereitet, als ihn eines Tages seine Freunde fragten, ob er nicht im Kreise Murray Hill für die Legislatur des Staates Neu York kandidieren wolle. Damit, daß sich Roosevelt als Kandidat aufstellen ließ, begann sofort der Kampf.

Die politischen Einrichtungen der Vereinigten Staaten sind in mancher Hinsicht den unsrigen ähnlich. Wie Deutschland seinen Reichstag und seinen Bundesrat hat, so haben die Vereinigten Staaten ihr Repräsentantenhaus (386 Mitglieder) und ihren Senat (90 Vertreter der Staaten), die man zusammen als den „Kongreß" bezeichnet. Dem preußischen Abgeordnetenhaus und Herrenhaus entsprechen in jedem einzelnen der 45 Staaten wieder Repräsentantenhaus und Senat, die zusammen die „Legislatur" des Einzelstaates bilden. Die Abgeordneten werden in den Staaten überall auf zwei, bisweilen auch nur auf ein Jahr gewählt; zum Unterschiede vom preußischen Herrenhaus gehen auch die Mitglieder des Senats aus den Wahlen hervor.

Für das Repräsentantenhaus des Staates Neu York also, das in Albany tagt, kandidierte Roosevelt. Sein Bezirk war ein sicherer Besitz der republikanischen Partei, und wer als Abgeordneter nach Albany gehen sollte, bestimmten eigentlich nicht die Wähler, sondern die Männer, die in ihrem Kreise die Politik machten und die Wahlmaschine in der Hand hatten. Sie suchten sich natürlich immer Leute als Abgeordnete aus, die ihnen genehm waren und nach ihrer Pfeife tanzten; ein Mann wie Roosevelt, der seine eigenen Gedanken dachte und es verschmähte, morgens, mittags und abends nach dem Hauptquartier dieser Herren zu laufen, um zu fragen, was sie für Befehle hätten oder was er tun und reden solle, paßte ihnen ganz und gar nicht, und daher geriet Roosevelt sofort mit den meisten von ihnen in Widerspruch.

Dadurch ließ er sich aber nicht abschrecken; mit der Größe des Widerstandes wuchs auch sein Kampfeseifer, und unterstützt durch eine Anzahl seiner Freunde, stürzte er sich in die Wahlschlacht.

Die Wählerschaft wünschte einen Kandidaten, der für die Sauberkeit der Straßen einträte, und Roosevelt versprach in seinem Programm, nicht nur für reine Straßen, sondern auch für eine reine

Politik sorgen zu wollen. Wider seinen Willen sah sich sogar der „Boß" Heß — „Boß" nennt der Amerikaner den, der die politische Maschine leitet — genötigt, Roosevelt als Kandidaten der republikanischen Partei anzuerkennen, und er unternahm es, ihn auf einer Rundreise durch die Gasthäuser des Bezirks den Wählern vorzustellen.

Aber diese gemeinsame Rundreise war nicht von langer Dauer; in dem ersten Wirtshaus, das sie betraten, wurden sie von dem Wirt aufs freundlichste empfangen, denn er glaubte und gab dieser seiner Erwartung auch Ausdruck, daß Roosevelt für eine niedrige Branntweinsteuer eintreten würde. Roosevelt aber hielt gerade eine hohe Steuer auf geistige Getränke für wünschenswert, und klar und deutlich sagte er daher dem Wirt seine Meinung. Diese Art, sich seine Freunde zu verscherzen, verstand der begleitende Heß nicht; er war überzeugt, daß Roosevelt bei der Wahl unterliegen würde, empfahl sich und ließ ihn seine Runde durch die Lokale allein fortsetzen.

Bald aber stellte es sich heraus, daß Heß und seine Freunde sich geirrt hatten. Roosevelts Programm fand bei den besseren Leuten allgemeine Billigung; seine schlichten und doch begeisterten Reden zündeten selbst in den Herzen von Männern, die sich sonst nur wenig um die Wahlbewegung bekümmerten, und als der Tag der Entscheidung endlich gekommen war, erlebte man in Murray Hill das seltene Schauspiel, daß Millionäre die Stimmen ihrer Kutscher und Diener zugunsten Roosevelts erkauften und Professoren mit Stimmzetteln hausieren gingen. Leute, die nie miteinander gesprochen hatten, wurden plötzlich Nachbarn und arbeiteten gemeinsam für Roosevelts Sieg, und obwohl dieser, entgegen dem herrschenden Gebrauch, die Wähler nicht in den Kneipen auf seine Kosten bewirtet, sondern nur auf seine gute Sache vertraut hatte, wurde er, ein Jüngling von 23 Jahren, mit bedeutender Mehrheit gewählt.

Unter den 128 Mitgliedern des Repräsentantenhauses in Albany nahm Roosevelt gleich von Anfang an eine ganz besondere Stellung ein. Alle Berufe waren darin vertreten, vom Rechtsanwalt, Kaufmann und Landwirt bis hinab zum Gastwirt, Preisringer und Tagelöhner. Zwar schlang um alle die Politik ihr einigendes Band, aber dennoch herrschte zwischen all diesen Männern auf der einen und Roosevelt auf der anderen Seite ein gewaltiger Unterschied.

Jeder der übrigen Abgeordneten hatte bei der Wahl ganz bestimmte Verpflichtungen übernommen; er hatte die Interessen derjenigen zu vertreten, die ihn in die Legislatur gesandt hatten, das heißt nicht etwa die der Wählerschaft, sondern die des „Boß" und der kleinen Gruppen, denen er seine Wahl verdankte. Handelte er den Weisungen dieser Leute, die oftmals dem Gemeinwohl geradezu ins Gesicht schlugen, zuwider, so wurde ihm von daheim bedeutet, daß er keine Aussicht habe, ein zweites Mal wiedergewählt zu werden. Wer mit Hilfe der Eisenbahnmagnaten gewählt worden war, hatte dafür zu sorgen, daß etwa eingebrachte Gesetze, die es mit dem Eisenbahnwesen zu tun hatten, nur durchgingen, wenn sie seinen „Auftraggebern" günstig waren; ungünstige Gesetzentwürfe hatte er zum Scheitern zu bringen. Ob das Staatswohl dabei gut oder schlecht wegkam, war im allgemeinen gleichgültig.

Diese Arbeit wird den Abgeordneten durch das im amerikanischen Parlament außerordentlich ausgeprägte Kommissionswesen bedeutend erleichtert. Jede Vorlage wird zunächst an eine Kommission verwiesen. Geht nun ein Antrag ein, der einem der Kommissionsmitglieder unbequem ist, weil er sich mit den Interessen, die er zu vertreten hat, nicht vereinigen läßt, so bringt der Betreffende es mit allen Mitteln dahin, daß der Antrag „für die Beratung im Plenum ungeeignet" erklärt wird und damit einfach abgetan und begraben ist; das in weitem Umfang angewandte Mittel, die übrigen Mitglieder einer Kommission gefügig zu machen, ist die Bestechung. So kann eine kleine Partei mit ziemlicher Sicherheit jedes gutgemeinte, ihr selbst aber hinderliche Gesetz vereiteln, wenn sie nur nicht knausert, sondern den paar Abgeordneten in der Kommission mit vollen Händen gibt.

Ein Abgeordneter, der kein bestimmtes Interesse an einem eingebrachten Gesetzentwurf hat, hütet sich in der Regel, sich besonders dafür ins Zeug zu legen, wenn einer seiner Kommissionsgenossen den Antrag begraben wissen will; vielmehr nimmt er ruhig die ihm mehr oder weniger offen dargereichte Spende und kann dafür, wenn *sein* Interesse auf dem Spiel steht, von seinen Kollegen desselben Freundschaftsdienstes sicher sein. Soll anderseits ein Gesetz durchgehen, so wird es durch die in Übereinstimmung gebrachte Kommission dem Plenum vorgelegt, und da alle Abgeordneten in gewissem Maße darauf

angewiesen sind, sich gegenseitig in die Hände zu arbeiten, etwaige Gegner außerdem rechtzeitig „abgefunden" werden können, so wird es dann gewöhnlich ohne Sang und Klang angenommen.

So geht's in Washington, so geht's in Albany und in jedem der übrigen 44 Parlamente. Jeder, oder wenigstens fast jeder, nimmt das Interesse seiner Gönner und seinen eigenen Vorteil wahr und vergißt darüber allzu leicht das Wohl der Gesamtheit.

Hier liegt der Unterschied zwischen Roosevelt und den anderen. Er gehörte der republikanischen Partei an, im übrigen aber war er völlig unabhängig. Da er gegen den Willen der „Bosses" in Murray Hill gewählt worden war, so konnten sie ihm natürlich auch keine Weisungen geben; Sonderinteressen irgendwelcher Art hatte er nicht zu vertreten, und für Bestechungsversuche erwies er sich als unzugänglich. Er war nicht überrascht, als er die Verdorbenheit bemerkte, denn er hatte von vornherein gewußt, daß das Bestechungswesen beim Parlament blühte; dennoch wollte er alles tun, was in seinen Kräften stand, um Wandel schaffen zu helfen.

Schon damals wie noch heute hegte er den frohen Glauben, daß das Gute sich Bahn brechen müsse; Recht und Gerechtigkeit könnten wohl eine Zeitlang unterdrückt werden, schließlich aber müßten sie sich doch zur Anerkennung bringen. Verständigerweise begann er nicht damit, daß er die Schuldigen an den Pranger stellte und ihre Bestrafung herbeizuführen versuchte; nicht in negativer, sondern in positiver Weise ging er ans Werk, indem er offen und ehrlich für die Maßregeln eintrat, die nach seiner Ansicht dem Wohl des Staates am zuträglichsten waren.

So mußte er natürlich mit seinen nach dem alten Schlendrian arbeitenden Kollegen sehr bald in Streit geraten, und ehe noch acht Tage nach seinem Eintritt verflossen waren, hatte er bereits allgemeine Beachtung gefunden. Sehr schnell hatten seine Kollegen gemerkt, daß er keine Sonderinteressen kannte und nicht zu erkaufen war; daher gelang es in den Kommissionen, deren Mitglied er war, nicht mehr, einen gemeinnützigen Antrag unter den Tisch fallen zu lassen, denn er verteidigte ihn mit unglaublicher Hartnäckigkeit und brachte schließlich die Mehrheit der Kommissionsmitglieder auf seine Seite.

Sie wünschten ihn oft zum Teufel und hätten gar zu gern nach alter Weise gehandelt, aber Roosevelt hatte eine eigene Art, sie bei ihrem Ehrgefühl zu packen, er nannte Männer, die Bestechungen annehmen, Diebe, und da gab doch mancher, dem das Gewissen schlug, aus Scheu vor einem öffentlichen Skandal nach und stimmte ihm bei.

Auch die den Privatinteressen einzelner Leute dienenden, der Allgemeinheit schädlichen Gesetze ließen sich nicht mehr so glatt wie gewöhnlich durch das Plenum jagen; kurz vor Toresschluß erhob sich Theodor Roosevelt, um zur Sache irgend eine Frage zu stellen, die Schrecken und Entsetzen hervorrief. Wenn er auch kein glänzender Redner war, so sprach er doch immer klar und deutlich und ließ keinen Zweifel über das, was er meinte; da er imstande war, auf alles sofort und schlagfertig zu erwidern, eine Fähigkeit, die außer ihm nur sehr wenige der Abgeordneten in Albany besaßen, so glückte es ihm ebenso wie in den Kommissionen oft, ein Gesetz zu Fall zu bringen, das ohne sein Eingreifen sicherlich durchgegangen wäre.

Ein Fall verdient besondere Erwähnung, weil er seinerzeit großes Aufsehen erregte. Eine Eisenbahngesellschaft hatte sich so plumpe Bestechungen zuschulden kommen lassen, daß die Öffentlichkeit daran Anstoß nahm, umsomehr, als ein Staatsanwalt und ein Richter des obersten Gerichtshofs durch die Angelegenheit aufs ärgste bloßgestellt wurden. Das Volk war über die unredlichen Beamten aufgebracht und verlangte in einer Eingabe an das Abgeordnetenhaus ihre Bestrafung und Entlassung. Die Abgeordneten aber stellten diese Eingabe zurück, und sie wäre wohl sicher nach berühmten Mustern begraben gewesen, wenn Roosevelt nicht gewesen wäre.

Er hatte sich genau erkundigt und wunderte sich darüber, wie bei richterlichen Beamten Bestechungen überhaupt möglich seien; die unantastbare Ehrenhaftigkeit der Richter hielt er für einen der Grundpfeiler der Gesellschaft. Er fragte also die älteren Abgeordneten seiner Partei, was zu tun sei, und geriet in noch größeres Erstaunen, als man ihm allgemein erwiderte, da sei nichts zu tun. Ein Richter also, auf den das Volk mit Fingern zeigte, sollte ungestraft sein unredliches Treiben fortsetzen können.

Das war denn Roosevelt doch zu viel, und er gab seinen Ent-

schluß kund, sofort eine öffentliche Interpellation über den Fall einzubringen. Daß er sich damit den Unwillen aller seiner Kollegen zuzog, kümmerte ihn nicht; sie kamen zu ihm gelaufen und beschworen ihn, doch um Gotteswillen nicht eine solche Tollheit zu begehen, denn etwas Gutes könne er damit nicht erreichen, er würde nur sich und seinen Kollegen schaden. So redeten die Männer, die im Parlament ergraut waren, und die die Erfahrung gewitzigt hatte, und wenn man die Sache bei Licht besieht, so drängt sich wohl jedem die Befürchtung auf, daß das Bestechungswesen, gegen das Roosevelt sich wenden wollte, durch seinen Schritt eher hätte ermutigt als zurückgedrängt werden können, wenn sich herausstellte, wie wenig Widerstand es im Parlament selbst fand.

Aber solchen Befürchtungen gab sich Roosevelt nicht hin; er hat einmal gesagt, daß er in Fällen, wo er zweifelhaft war, was er tun solle, dem Wahlspruch folgte: „Vorwärts!" Dementsprechend handelte er auch hier; ein Zeitungsbericht*) brachte die folgende Darstellung:

„Es war am 6. April 1882, als der junge Roosevelt das Wort ergriff und beantragte, daß der Richter Westbrook aus Neuburg in Anklagezustand versetzt werden sollte. Was bloßen moralischen Mut anbetrifft, so ist dies wohl die größte Tat in Roosevelts bisherigem Leben. Er hätte ein Mißlingen erwarten müssen. Selbst seine Jugend, sein Idealismus und seine Unkenntnis der öffentlichen Angelegenheiten konnten ihn nicht gegen die anscheinend unvermeidlichen Folgen blind machen. Aber er zog sein Schwert und rannte augenscheinlich in sein Verderben — allein und gleich zu Beginn seiner Laufbahn und ohne die Warnungen seiner nächsten Freunde und die einfachen Regeln der politischen Klugheit zu beachten.

„Jene Rede, die entscheidende Tat in Roosevelts Laufbahn, zeichnet sich nicht durch glänzenden Stil aus, aber sie ist bemerkenswert wegen der furchtlosen, rechtlichen Gesinnung, die sich darin ausspricht. Unbekümmert um ihre Millionen nannte er Diebe Diebe; er riß den Richter und den Staatsanwalt grimmig herunter; er sagte die reine, ungeschminkte Wahrheit, wie seine unwilligen Augen sie sahen.

*) Saturday Evening Post.

„Als er geendet hatte, erhob sich der ergraute Führer der Republikaner und stellte mit etwas verächtlichem Spott den Gegenantrag, die Forderung, die Anklage zu erheben, durch Abstimmung abzulehnen. Er fügte hinzu, er wolle dem jungen Herrn Roosevelt Zeit geben, über die Weisheit seiner Handlungsweise nachzudenken. »Ich habe«, sagte er, »viele Ehrenmänner im Staate infolge leichtfertiger Anklagen, die in der Legislatur vorgebracht wurden, zusammenbrechen sehen«. Und sofort gab die Versammlung »dem jungen Herrn Roosevelt Zeit zum Überlegen«, indem sie dafür stimmte, daß seinen »leichtfertigen Anklagen« keine Folge zu geben sei.

„Spott, Gelächter, schallende Heiterkeit — anscheinend war alles vorüber, bis auf die Folgen für den anmaßenden, gefährlichen Jüngling, die von dem Kreuz ausgehen konnten, mit dem man in dem schwarzen Buch der Eisenbahngesellschaft seinen Namen bezeichnet hatte.

„Es war eine entmutigende Niederlage — fast alle Mitglieder seiner eigenen Partei stimmten gegen ihn; die ernstesten von denen, die ihn zu unterstützen wagten, waren Demokraten; vielleicht die Hälfte derer, die für ihn stimmten, taten es nur, weil ihre Stimmen nicht nötig waren, um ihn zu schlagen.

„An jenem Abend setzte man dem jungen Manne wiederum zu, er solle »vernünftig« sein, »auf seine Zukunft Rücksicht nehmen«, »aufhören, seine Partei zu schädigen«. Er biß die Zähne zusammen und trotzte den Führern der Partei.

„Am nächsten Tage stand er wieder auf und erhob abermals seine unbedeutende Stimme und seine unbedeutende Hand gegen die lächelnde, freche Bestechlichkeit. Tag für Tag harrte er im Sitzungssaale aus und hatte Unterredungen mit Vertretern der Presse; hier und da traten einige Zeitungen seiner Ansicht bei; die Abgeordneten aus allen Gegenden des Staates begannen von ihren Wählern Anfragen zu erhalten. Innerhalb einer Woche war Roosevelts Name von Buffalo bis Montauk Point bekannt, und überall spendete das Volk ihm Beifall. Am achten Tage seines kühnen, zerschmetternden Angriffs wurde auf seinen Antrag noch einmal über den Beschluß, die Anklage zu erheben, abgestimmt, und die Abgeordneten, die die

Augen des ganzen Volkes auf sich gerichtet sahen, wagten nicht mehr, sich zu Verteidigern eines Richters aufzuwerfen, der sich fürchtete, eine Untersuchung zu verlangen. Der Widerstand brach zusammen; Roosevelt gewann mit 104 Stimmen gegen 6."

Wenn nun auch in gewisser Hinsicht der Erfolg nicht der aufgewendeten Mühe entsprach — die Schuldigen entgingen schließlich ihrer gerechten Strafe, da der Bericht der Kommission, die die Sache zu behandeln hatte, sie weiß zu waschen suchte —, so hatte Roosevelt doch sicher einen großen moralischen Sieg errungen; er hatte es dahin gebracht, daß der allgemeine Unwille gegen offene Bestechung zutage trat, und hatte seine Kollegen gezwungen, ein Übel als ein Übel anzuerkennen. Daß er sich durch solche ziemlich häufig eintretende Vorfälle bei ihnen nicht beliebter machte, läßt sich wohl verstehen; sie fürchteten ihn und hatten nicht gern mit ihm zu tun, weil sie allmählich einsahen, daß er alle seine Kraft und alle ihm zu Gebote stehenden Mittel einsetzte, um das durchzuführen, was er für recht und dem Staatswohl förderlich hielt.

Es wurde ihm bedeutet, daß er bei solcher Handlungsweise nicht darauf rechnen könne, noch einmal in das Repräsentantenhaus gewählt zu werden, aber auch hierin irrten sie sich; Roosevelt hatte die Augen seiner Wähler auf sich gelenkt, sie billigten sein Vorgehen durchaus und waren stolz darauf, daß gerade ihr Vertreter die Mißstände öffentlich gebrandmarkt hatte. Als daher seine Amtszeit abgelaufen war, wurde er 1882 zum zweiten und 1883 zum dritten Male wiedergewählt, und die Abgeordneten in Albany, die ihn ebensowenig mit offenen Armen empfingen wie 1881, mußten sich darin ergeben, daß ihnen das jüngste Mitglied des Hauses energisch auf die Finger sah.

Zur Ehre des Parlaments muß anerkannt werden, daß nicht alle Abgeordneten so verdorben waren, wie es nach dem Vorstehenden wohl den Anschein haben könnte; es hatte eine ganze Reihe von Ehrenmännern ihren Sitz darin, aber es fehlte ihnen an dem moralischen Mut, hervorzutreten, im Notfall auch einmal allein zu stehen und sich dem Gespött und Gelächter der übrigen auszusetzen. Je mehr sie erkannten, daß Roosevelt ohne jeden Hintergedanken uneigennützig

das Wohl des Landes vertrat, umsomehr schlossen sie sich ihm nach und nach an, denn er fürchtete sich nicht, als einsamer Fels in der tosenden Brandung zu stehen, und war ein geborener Führer der Menschen.

Mit Hilfe dieser seiner Anhänger gelang es ihm, eine große Anzahl von Gesetzen durchzubringen, die sämtlich einen Fortschritt zum Besseren bedeuteten. Das eine z. B. bestimmte, daß die Beamtenstellen im Staate Neu York in Zukunft nicht mehr, wie bisher, den Parteigenossen als Belohnung für erwiesene politische Dienste übertragen, sondern ohne Rücksicht auf die Parteistellung nach Verdienst vergeben werden sollten. Ein anderes ordnete eine Untersuchung über die Beamtenstellen an; es stellte sich heraus, daß an Beamte Millionen gezahlt wurden, ohne daß sie dafür auch nur den geringsten Gegendienst zu leisten hatten. Ein drittes sollte dem Mißbrauch der Polizeigewalt steuern; von grundlegender Bedeutung war ein von ihm vorgeschlagener und angenommener Zusatz zur Staatsverfassung, der dem Kollegium der Stadträte die höchste ausübende Gewalt entzog und sie dem Bürgermeister übertrug. Gerade dieses letzte Gesetz sollte später für Roosevelt selbst bedeutungsvoll werden.

Wie schwer die Kämpfe gewesen sein müssen, die Roosevelt in der Legislatur auszufechten hatte, läßt sich am besten würdigen, wenn man bedenkt, auf einem wie niedrigen moralischen Standpunkt die Mehrzahl der Abgeordneten stand. Diejenigen vom Lande waren im allgemeinen rechtlich und ehrenhaft, aber ungebildet; die aus den Städten dagegen waren wohl klüger und verschmitzter, dafür aber auch verdorben und im Durchschnitt aller sittlichen Ideale bar. Ihnen erschien Roosevelt einfach als ein Dummkopf; sie konnten nicht verstehen, warum er sich nicht ebensogut die Taschen vollstopfte wie sie selbst und im übrigen die Sache gehen ließ, wie sie ging. Wenn er aber schon einmal so „törichte" Anwandlungen hatte, so sollte er ihnen wenigstens nicht das Geschäft verderben; das nahmen sie ihm vor allem übel, und da sie ihm in offener Sitzung nicht standhalten konnten und ihm nicht öffentlich entgegenzutreten wagten, so nahmen sie statt zum Wortgefecht schließlich ihre Zuflucht zur rohen Gewalt.

Sie hielten es für angebracht, Roosevelt zur Abwechselung einmal

eine tüchtige Tracht Prügel verabfolgen zu lassen, und hofften, ihn dadurch von der Verkehrtheit seiner Handlungsweise zu überzeugen. Eine Gelegenheit fand sich bald. Roosevelt besitzt die glückliche Gabe, daß er den Politiker und den Privatmann in seiner eigenen Person streng auseinanderhalten kann. Mochte er sich auch den ganzen Tag über im Sitzungssaal mit einem Gegner herumgestritten haben, so konnte er ihm doch am Abend mit einem Lächeln und einem harmlosen Scherzwort entgegentreten. So beteiligte er sich auch oft, obwohl er ein schlechter Zecher war, an den geselligen Zusammenkünften, die des Abends eine Anzahl der Abgeordneten im Lokal vereinigten.

Eines Tages war er in der Sitzung wieder einmal der Bestechlichkeit kräftig zu Leibe gegangen und fand sich am Abend wie gewöhnlich im Kreise seiner Mitarbeiter ein. Um 10 Uhr erhob er sich, um nach Hause zu gehen. Vom Hinterzimmer aus mußte er durch eine Tür, die nach dem Büfettraum führte. An dieser Tür kamen ihm, wie auf ein Zeichen von seinen „Freunden", mit denen er eben noch geplaudert hatte, eine Anzahl lärmender junger Leute entgegen, die anscheinend des Guten etwas zu viel getan hatten, unter ihnen auch ein stadtbekannter Krakeeler namens Collins. Dieser rempelte Roosevelt kräftig an, so daß der Angegriffene sofort merken mußte, daß man ihm aufgelauert hatte.

Im nächsten Augenblick trat Collins auf ihn zu und fragte wütend, um seiner Frechheit die Krone aufzusetzen: „Was soll das heißen, daß Sie mich so anrempeln?" Er holte zum Schlage aus, erreichte Roosevelt jedoch nicht, denn seine Auftraggeber hatten scheinbar vergessen, ihm zu sagen, daß Roosevelt auf der Universität ein gefürchteter Boxer gewesen war und an einem Faustkampf seine Freude hatte. Roosevelt stellte sich so, daß er die Angreifer und die aus dem Hintergrunde zuschauenden Kollegen vor sich hatte, und machte sich kampfbereit. In einer halben Minute war Collins außer Gefecht gesetzt, und diejenigen seiner Begleiter, die ihm beisprangen, rafften sich vom Boden auf und fragten sich verwundert, ob sie nicht etwa einen Unrechten erwischt hätten.

Als alles vorüber war, trat Roosevelt noch einmal an den Tisch zu seinen „Freunden", sagte ihnen lachend, daß er den Zusammen-

hang zwischen ihnen und dem Überfall wohl verstehe, und dankte ihnen für das Vergnügen, das sie ihm bereitet hätten; er habe sich seit einem ganzen Jahr nicht so gefreut wie an diesem Abend.

Die Vielseitigkeit, die Roosevelt hiermit bewiesen hatte, trug ihm die erhöhte Achtung der übrigen Abgeordneten ein.

Wenn nun auch dieser ständige Kampf und die endlosen Verdrießlichkeiten in der Legislatur wohl dazu angetan waren, einen anständigen Menschen zu verbittern und ihm die Laune zu verderben, so gelang es Roosevelt bei seinem heiteren Temperament doch, selbst diesem Leben eine lustige, humorvolle Seite abzugewinnen. Wie sich der Kriminalkommissar freut, wenn es ihm glückt, irgend ein Gewebe von Schlichen und Ränken zu entwirren, so freute sich Roosevelt, wenn es ihm gelang, das Netz menschlicher Bosheit zu zerreißen und verderbliche Anschläge zunichte zu machen.

Einst gelangte ein durchaus verständiger Antrag zugunsten irgend einer Gesellschaft vor die Kommission, der Roosevelt zufällig auch angehörte. Die Mehrzahl der Kommissionsmitglieder, nämlich sechs, waren schlechte Kerle, die sich der Maßregel widersetzten, weil sie hofften, man würde sie dafür bezahlen, daß sie ihren Widerstand aufgäben. Als Roosevelt es übernahm, den Antrag zu vertreten, machte er aus, daß nicht ein Pfennig bezahlt werden dürfe, um die Annahme desselben zu sichern. Man mußte also auf andere Weise versuchen, einen Druck auf die widerstrebenden Mitglieder auszuüben, und stellte daher vor allem fest, wer ihre Auftraggeber waren. Es ergab sich, daß drei von ihnen unter der Aufsicht heimischer Staatsmänner standen, die derselben Partei angehörten wie sie und auch ebenso schlecht waren. Den einen beherrschte ein Politiker in einer fernen Stadt, der einen üblen Ruf genoß. Der fünfte, ein Demokrat, hatte sich einem republikanischen Bundesbeamten verschrieben, und der sechste arbeitete für den Präsidenten einer Pferdebahngesellschaft. Roosevelt setzte sich mit dem Beamten und dem Präsidenten in Verbindung, und zwei Briefe dieser Leute an „ihre" Abgeordneten genügten, um diese zu veranlassen, mit überraschender Schnelligkeit ihren Standpunkt dem Antrag gegenüber zu ändern.

Am meisten Stoff zum Lachen boten die Abgeordneten, die nur

eine sehr mangelhafte Schulbildung besaßen und oftmals mit der ernstesten Miene von der Welt den größten Unsinn redeten. So hatten einige einmal das Wort „Schibboleth" aufgeschnappt, verstanden es natürlich nicht und glaubten, es sei die vornehmere Form für das ihnen allen bekannte „Schillalah"; Schibboleth bedeutet „Erkennungszeichen", „Losungswort", Schillalah aber nennt der Irländer seinen Knüttel. Daraus ergaben sich die ergötzlichsten Mißverständnisse; z. B. tadelte einer einen Kollegen, der sich einem Gesetz, die Löhne der Arbeiter zu erhöhen, widersetzt hatte, mit den Worten: „Der Irrtum liegt bei dem jungen Mann darin, daß er das Wort Sparsamkeit als ein Schibboleth braucht, um damit den Arbeiter zu schlagen."

1882 waren unter den Mitgliedern der demokratischen Partei Mißhelligkeiten entstanden, die so weit gingen, daß eine Trennung der Partei eintreten zu wollen schien. Nach längeren fruchtlosen Versuchen, die Einigkeit wiederherzustellen, sandte der eine Teil dem anderen einen Vermittlungsvorschlag, der nur die Überschrift trug: „Ultimatum". Das Wort sah aus wie Latein; es war ungewöhnlich und daher verdächtig und enthielt offenbar eine Beleidigung. Die Empfänger überlegten lange, was sie darauf erwidern sollten; aber ihr lateinisches Wörterbuch war nur klein, und schließlich erinnerte sich ein humanistisch gebildeter Abgeordneter der Worte: „Ipse dixit". Das erschien allen vortrefflich, und so trug das Antwortschreiben auf den Vermittlungsvorschlag die wunderbare Überschrift: „Ein Ipse Dixit auf Euer Ultimatum".

Die Hinterwäldler wie überhaupt ungebildetere Leute außerhalb der großen Städte pflegen vielfach alles, was nicht amerikanisch ist, als „holländisch" zu bezeichnen. Einer dieser Abgeordneten trat für eine Steuer auf Werke der Kunst ein und gab dabei seinem Bedauern darüber Ausdruck, daß die Werke heimischer Künstler dem Wettbewerb „mit holländischen Klecksereien aus Italien" ausgesetzt seien. Die Kühnheit seiner geographischen Anschauungen mußte allgemein verblüffen.

Unter den Abgeordneten, die ein weites Gewissen hatten und alle Verhandlungen nur vom Standpunkt ihres eigenen Interesses aus

beurteilten, hatte sich ein besonderer Sprachgebrauch herausgebildet. Alle Maßregeln und Gesetze, die in ihrem Interesse lagen, nannten sie „wesentliche Gesetze“ (vital bill), diejenigen dagegen, die den ganzen Staat angingen, für sie selbst aber nichts abwarfen, hießen bei ihnen „Lokalgesetze“ (local bill). Einst betrat Roosevelt den Sitzungssaal, als eben abgestimmt wurde; er fragte einen Freund, um was es sich handle, und erhielt die wegwerfende Antwort: „Oh, es ist nur ein Lokalgesetz — ein Zusatz zur Verfassung.“

Auch der Vorsitzende einer Kommission, der Roosevelt angehörte, ein sich wichtig tuender, gutmütiger und etwas dem Wein ergebener alter Oberst, war ein Original und gab zu mancherlei komischen Zwischenfällen Veranlassung. Roosevelt schildert eine ganze Reihe derselben*) mit wahrhaft dramatischer Anschaulichkeit. In der Kommission, die fast aus lauter minderwertigen Leuten bestand, wurde einmal über einen Antrag verhandelt, nach dem der Lohn aller Arbeiter, die bei den öffentlichen Bauten großer Städte beschäftigt waren, auf 3 Dollar täglich erhöht werden sollte. Die Arbeiter hatten an diesem Gesetz natürlich ein Interesse und baten um die Erlaubnis, vor der Kommission erscheinen zu dürfen, was ihnen auch gewährt wurde.

„An dem festgesetzten Tage fand sich der Oberst in einem Zustand so entsetzlicher Würde ein, daß allen klar wurde, er habe an einem Zechgelage von ausgedehnter Dauer teilgenommen. Am oberen Ende des Tisches setzte er sich nieder und starrte die Kommissionsmitglieder an, während diese, deren Gesichter einem Verbrecheralbum zur Zierde gereicht hätten, vor ihm kauerten. Der erste Redner war das Urbild eines Berufsarbeiters, ein pfiffiges, verschmitztes Kerlchen mit schwarzem Schnurrbart; er hatte nie im Leben auch nur die geringste Arbeit angerührt. Er fühlte sich sicher, daß der Oberst ihm gewogen sein würde — ein Vertrauen, das bald heftig erschüttert werden sollte — und begann mit verbindlichem Lächeln:

»Demütig wie ich bin . . . . .«

Rap, rap, ging die Glocke des Vorsitzenden, und es entspann sich das folgende Zwiegespräch:

*) „Phases of State Legislation“ in American Ideals S. 160ff.

Vorsitzender (würdevoll): »Was sagten Sie, daß Sie sind, Herr?«

Berufsarbeiter (ganz bestürzt): »Ich — ich sagte, ich sei demütig, Herr!«

Vorsitzender (vorwurfsvoll): »Sind Sie amerikanischer Bürger?«

Berufsarbeiter: »Ja!«

Vorsitzender (mit Nachdruck): »Dann sind Sie jedem Mann in diesem Staate gleich! Dann sind Sie jedem Mann in dieser Kommission gleich! Lassen Sie mich nicht noch einmal hören, daß Sie sich demütig nennen! — Fahren Sie fort!«

Nach dieser Warnung gelang es dem Wortführer, die Klippen zu vermeiden, bis er schließlich, als er in Erregung geraten war, unvorsichtig ausrief: »Aber der arme Mann hat keine Freunde!« was sofort den Oberst auf ihn herabbeschwor.

Rap, rap, ging seine Glocke, und er blickte den Missetäter grimmig an, während er langsam und giftig fragte:

»Was sagten Sie eben, Herr?«

Berufsarbeiter (verzweifelt): »Ich sagte, der arme Mann habe keine Freunde!«

Vorsitzender (in plötzlicher Wut): »Dann haben Sie gelogen. Ich bin der Freund des armen Mannes, und meine Kollegen auch! (Hierbei versuchte das »Verbrecheralbum« ein wohlwollendes Gesicht zu machen.) Reden Sie die Wahrheit, Herr! (Plötzlich vom ermahnenden zum befehlenden Ton übergehend:) Jetzt setzen Sie sich schnell hin oder scheren Sie sich hinaus!«

Das machte dem verschmitzten Herrn ein Ende, und seinen Platz nahm ein Genosse von anderem Schlage ein, ein großer, starker Mann, der sich über Privatangelegenheiten in ganz natürlichem Ton zu unterhalten pflegte, in dem Augenblick aber, wo er von dem Unrecht (mit einem großen U) der Arbeit (mit einem großen A) zu sprechen begann, brüllte, als sei er ein baschanischer Stier.

Der Oberst, bei dem der Wein zu wirken begann, blickte ihn böse an und schwankte in seinem Stuhl hin und her. Der erste Teil der Rede aber hatte eher eine besänftigende als sonst eine Wirkung und zeitigte das unerwartete Ergebnis, daß sie den Oberst, der kerzen-

gerade dasaß, in einen festen Schlaf versenkte. Aber nach einigen Minuten, als er warm wurde, stieß der Mann ein besonders lautes Geheul aus, das den Oberst weckte. Mit einem Ruck kam er wieder zu sich, sah die Zuhörer fest an, erblickte den Sprecher, erinnerte sich, daß er ihn zuvor schon gesehen hatte, vergaß, daß er geschlafen hatte, und schloß, daß es an einem vorhergehenden Tage gewesen sein müßte.

Hammer, Hammer, ging die Glocke, und —

»Ich habe Sie früher schon gesehen, Herr!«

»Das haben Sie nicht«, sagte der Mann.

»Erzählen Sie mir keine Lügen!« antwortete der Oberst in plötzlicher Wut. »Sie haben an einem vorhergehenden Tage zu der Kommission gesprochen!«

»Ich habe niemals . . .«, begann der Mann, aber der Oberst unterbrach ihn wieder:

»Setzen Sie sich, Herr! Die Würde des Vorsitzenden muß gewahrt werden! Niemand soll zweimal zu dieser Kommission sprechen. Die Sitzung ist aufgehoben.« Damit verließ er majestätischen Schrittes das Zimmer, während die Kommissionsmitglieder und die Abordnung der Arbeiter sich verblüfft ansahen."

Das also war zum größten Teil die Gesellschaft, unter der Roosevelt seine ersten politischen Erfahrungen sammelte, mit der er drei Jahre lang zu wirken hatte. Seine Tätigkeit in der Legislatur ist für ihn von hohem Wert gewesen; abgesehen davon, daß er die Menschen und das öffentliche Leben kennen und verstehen lernte und erfuhr, durch welche Mittel sich die Menschen leiten und das öffentliche Leben sich beeinflussen ließe, hatte er in Albany das Vertrauen zu sich selbst und zu seiner Kraft gefunden. Dazu kam noch, daß er sich durch sein entschlossenes, energisches Auftreten und durch den Widerstand, den er der Verderbnis im Staatswesen entgegensetzte, beim Volk einen Namen gemacht hatte; man hielt ihn schon damals in Neu York für einen von denen, für die das Wort des Lord Beaconsfield gilt: „Sie haben Briefe an die Nachwelt in der Tasche."

Einen Beweis für das Vertrauen, das seine Mitbürger dem erst 26jährigen Roosevelt entgegenbrachten, bietet die Tatsache, daß er 1884 als Abgeordneter nach Chicago gesandt wurde, um an den Be-

ratungen des republikanischen National-Konvents teilzunehmen. Man kannte ihn und seine Ansichten bereits so gut, daß er ohne besondere Weisungen entsendet wurde.

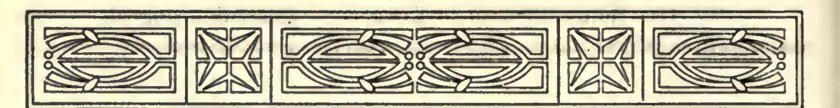
In Chicago handelte es sich darum, einen Kandidaten für die Präsidentschaft zu bestimmen. Die meiste Aussicht schien Blaine zu haben, der von vielen Seiten unterstützt wurde; aber im Volke herrschte eine starke Strömung gegen ihn, da es als sicher galt, daß Blaine für irgendwelche Reformen nicht zu haben sein würde. Und doch regte sich allenthalben der Wunsch nach Reformen. Das „Beutesystem", nach dem die siegreiche Partei alle Staatsstellungen unter ihre eigenen Anhänger verteilte, ohne Rücksicht darauf, ob sie auch nur im geringsten dafür geeignet waren, hatte sich nachgerade so viele Gegner erworben, daß man von dem neu zu wählenden Präsidenten geradezu die Versicherung verlangen wollte, daß er nach erfolgter Wahl für das von den einsichtigen Leuten, mit besonderer Schärfe auch von Roosevelt verfochtene „Verdienstsystem" eintreten wollte.

Wenn nun Roosevelt in Chicago nicht für den Mann stimmen wollte, den die Mehrheit der republikanischen Partei bereits als ihren Kandidaten ansah, so konnte es den Anschein erwecken, als ob er seine Partei im Stich ließ; hatte er doch auch schon lange vorher geschrieben: „Ich rechne die Anhänglichkeit an die Partei nicht unter die zehn Gebote." Wie dem auch sei, er gab sich die erdenklichste Mühe, unter den republikanischen Staatsmännern einen ausfindig zu machen, der den Wünschen der Reformer besser entsprach, und so schlug er denn seinen Freunden den Senator Edmunds vor. Aber trotz aller Anstrengungen ging bei der Abstimmung schließlich doch Blaine als Sieger hervor; er wurde infolgedessen als Kandidat der republikanischen Partei für die Präsidentschaft aufgestellt.

Doch das Schicksal spielt manchmal wunderlich; als die Entscheidung darüber, wer als Präsident in das Weiße Haus einziehen sollte, endlich fiel, entschied die Wählerschaft zugunsten des demokratischen Kandidaten Grover Cleveland, des bisherigen Gouverneurs von Neu York, der selbst ein Freund Roosevelts und ein Anhänger des „Verdienstsystems" war, während Blaine durch seine Niederlage davor bewahrt blieb, dem Unwillen des Landes gegen das „Beutesystem" neue Nahrung zu geben.

Das Jahr 1884 birgt für Roosevelt manche schmerzliche Erinnerung. Während noch die politischen Kämpfe tobten, an deren Gewühl er einen bedeutenden Anteil nahm, starb seine junge Gattin, die nicht zum wenigsten seinen Ehrgeiz angestachelt hatte und ihm ein Mädchen von einem Jahr, Alice, hinterließ, und in derselben Woche entriß ihm der Tod seine Mutter, so daß er nun beide Eltern verloren hatte. Die Aufregungen der letzten Jahre hatten ihn hart mitgenommen und seine Gesundheit geschwächt; als ihn nun noch dieser Schlag traf, verzichtete er auf die weitere politische Tätigkeit und zog sich ins Privatleben zurück. Es trieb ihn hinweg von den Stätten seiner bisherigen Wirksamkeit, hinaus in die freie Natur; er wollte die Einsamkeit genießen, wieder, wie in seiner Jugend, mit der Büchse die Wälder durchschweifen und in veränderter Beschäftigung Frieden und Heilung suchen. So kaufte er sich denn in Nord-Dakota am Kleinen Missouri, in Gegenden, die nur selten eines Menschen Fuß betreten hatte, die Farmen Elchhorn und Chimney Butte in der Nähe des Grenzerdörfchens Medora, um sich mit der Viehzucht zu beschäftigen.





Viertes Kapitel.

Im wilden Westen.

Der Grund, weshalb Roosevelt in die Wildnis ging und Viehzüchter wurde, ist wohl kaum darin zu suchen, wie es bisweilen ausgesprochen worden ist, daß er seinen Vermögensverhältnissen hätte aufhelfen wollen; sicher ist, daß er keine großen Geschäfte gemacht, ja wohl eher Geld zugesetzt hat. Nicht die Absicht, Geld zu verdienen, trieb ihn hinaus, sondern vor allem das Verlangen, sich zu erholen. Dazu kam noch ein gewisser Hang zum Abenteuerlichen, der ihn schon immer beseelt und den er von seinem Vater geerbt hatte, der Wunsch nach Veränderung und die Sehnsucht, das Leben im fernen Westen aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Wenn er sich auch am Kleinen Missouri ungefähr in derselben Weise wie die übrigen Bewohner jener Gegenden aus Holzblöcken ein Gebäude errichtete, das im Vergleich zu seinem Hause in Neu York eine elende Hütte war, so verlor er doch nicht die Verbindung mit der Außenwelt. Sein Farmhaus enthielt eine kleine, aber gewählte Bibliothek, und der Postbote, der von Medora herüberkam, brachte ihm alle acht bis vierzehn Tage Briefe von seinen Freunden, Zeitungen und Bücher; oft erhielt er den Besuch von Leuten, mit denen er in Neu York im Verkehr gestanden hatte, und war so wohl in der Lage, sich über alles, was im Lande vorging, auf dem laufenden zu erhalten. Aber der rastlos tätige Mann konnte sich auch draußen in der Wildnis nicht dem Müßiggang hingeben; er brauchte eine Beschäftigung, die ihn so viel wie möglich in Anspruch nahm, und da die Auswahl in jenen Gegenden nicht besonders groß ist, so wandte er sich eben der Viehzucht zu.

Das Verfahren, das bei der Viehzucht zur Anwendung kam, war zu jener Zeit noch einfach. Jeder Viehzüchter hatte ein bestimmtes Brandmal, das er den einjährigen Kälbern einbrennen ließ, und setzte die Tiere dann auf die Weide, auf der sie Sommer und Winter verblieben. Das Weideland dehnte sich ins Unermeßliche aus und war nicht für jeden einzelnen abgegrenzt; die Rinder zerstreuten sich, wohin es ihnen gefiel, suchten sich ihr Futter nach Belieben und hatten sich selbst gegen Raubtiere und die Unbilden der Witterung zu schützen.

Die Aufsicht über das Vieh lag den Cowboys ob, berittenen Hirten, die hier und da über das Weideland schweiften, darauf achteten, daß das Vieh nicht gar zu sehr auseinander kam, und helfend eingriffen, wo die Umstände es erheischten. War ein Stier in einen Morast geraten, so legten sie ihm den Lasso um die Hörner und zogen ihn vom Pferde aus heraus; hatten sie bemerkt, daß ein Bär oder ein Kuguar die Herde als seine Speisekammer angesehen und sich seine Beute unter den Rindern gesucht hatte, so machten sie auf den Räuber Jagd oder legten ihm Gift.

Zweimal im Jahre wurde ein allgemeines Viehtreiben veranstaltet, das eine im Frühling, um die Tiere zu zählen und die jungen Kälber mit dem Brandmal zu versehen, das zweite im Herbst, um vor allem das zum Verkauf geeignete Vieh auszuwählen.

Bei solch einem Viehtreiben gab es immer alle Hände voll zu tun; es dauerte wochenlang und stellte hohe Anforderungen an die Widerstandsfähigkeit der Menschen und der Pferde.

Roosevelt fand Gefallen an diesem geschäftigen und fröhlichen, wenn auch oftmals recht mühseligen Treiben; er leistete genau dieselbe Arbeit wie jeder andere Cowboy und betrachtete sich im Verkehr mit ihnen, die doch im Westen, abgesehen von den seltenen Besuchern, die er bei sich sah, sein einziger Umgang waren, völlig als ihresgleichen.

Wie es bei einem solchen Viehtreiben zuging, erzählt Roosevelt in den „Jagden in amerikanischer Wildnis“:

„Vor der Mittagszeit begannen die Reiter sich auf der Ebene einzustellen; sie kamen aus den Schluchten heraus und kletterten die steilen Hügel herab, einzeln oder zu zweien und dreien. Sie

sammelten die Rinder vor sich her zu Herden von verschiedener Größe, trieben sie dann zusammen und überließen sie der Obhut zweier Hirten. Die übrigen Leute — geschmeidige, sehnige Burschen mit wetterharten Gesichtern und furchtlosen Augen — ritten zu den Wagen, um hastig ihr Mittagessen zu verzehren; ihre breiten Filzhüte wippten, wenn sie galoppierten, und ihre Sporen und Zaumketten klirrten. Sie ritten gut, hatten lange Steigbügel und saßen aufrecht in den tiefen Sätteln, und ihre zähen Ponys zeigten keinerlei Ermüdung von dem langen Morgenritt.

Bald trieb der Pferdehirt die Reitpferde zu den Wagen, wo sie in eine schnell hergerichtete Hürde gejagt wurden. Die Männer fingen sich mit dem Lasso frische Pferde heraus, die man beim Sondern der Herde mit seinem rasenden Galoppieren und blitzartigen Drehen und Wenden gebrauchen konnte. In wenigen Minuten waren alle wieder im Sattel und ritten auf das Vieh zu.

Darauf begann jenes lärmende Schauspiel voller Aufregung und scheinbarer Verwirrung, das sich doch in Wirklichkeit in methodischer Ordnung abspielt und allen denen, die sich auf den großen Ebenen mit Viehzucht beschäftigt haben, so genau bekannt ist. Die Reiter zogen sich in einem weiten Kreise um die Herde unruhigen Viehes herum, und zwei Männer ritten mitten hinein, um das Schlachtvieh und die Kühe auszusondern, deren Kälber noch kein Brandmal hatten. Sobald das Tier ausfindig gemacht war, begann der Cowboy, es langsam dem äußeren Rande der Herde zuzutreiben, und wenn es nahe daran war, jagte er es unverhofft in das offene Feld hinaus. Es pflegte dann in größter Eile davonzurennen und den Versuch zu machen, sich plötzlich wieder zu seinen Gefährten zurückzuwenden, während der geübte Hirtenpony ihm wie ein Schatten folgte und jedes Umkehren vereitelte. Die Reiter, die an jener Stelle die Herde umschlossen, machten Platz, und das ausgewählte Tier wurde im schnellsten Lauf nach dem einige hundert Meter entfernten Platz gejagt, wo es der Obhut eines anderen Hirten überlassen wurde.

Dieser hatte zunächst alle Hände voll zu tun, um seinen Schutzbefohlenen daran zu hindern, wieder zur Herde zurückzulaufen; denn Rinder fürchten nichts so sehr, als von ihren Gefährten getrennt zu

sein. Sobald indessen noch zwei oder drei hinausgetrieben waren, so daß sie selbst eine kleine Herde bildeten, wurde es weit leichter, die „Sonderung" aufrecht zu erhalten. Die Kühe und Kälber brachte man an einen Ort, das Schlachtvieh an einen anderen.

Von Zeit zu Zeit versuchten jedoch einige wohlgebaute junge Stiere oder junge Kühe, die wie Antilopen laufen konnten und doppelt so schnell wie Präriehasen, aus der neu gebildeten Herde auszubrechen; sofort verfolgte der nächste Cowboy das Tier in höchster Eile und brachte es zurück nach einem ungestümen, halsbrecherischen Wettrennen, bei dem man weder dem Strauchwerk noch umgestürzten Baumstämmen, weder den Bauen der Präriehunde noch abschüssigen Ufern irgendwelche Beachtung schenkte. Der Staub erhob sich in kleinen, wirbelnden Wolken, und durch ihn hindurch sausten durchgehende Rinder und galoppierende Hirten, hierhin und dorthin, während die Luft vom Jubelgeschrei und Gelächter der Männer und vom Brüllen der Herde zitterte.

Sobald man das Vieh in dieser Weise bearbeitet hatte, wurde es wieder freigelassen, während man die Kühe und Kälber in eine weite Hürde trieb, in der das Einbrennen des Brandmals vorgenommen wurde. Man zündete schnell ein Feuer an und legte die Brandeisen der verschiedenen bei dem Viehtreiben beteiligten Gesellschaften hinein. Dann ritten zwei der besten Lassowerfer in die Hürde und begannen, die Kälber herauszufangen, indem sie ihnen das Seil meist um die Hinterbeine, bisweilen auch über den Kopf warfen. Die anderen Männer stiegen ab, sie niederzuwerfen und zu brennen. Wenn das Kalb einmal gefangen war, so wurde es trotz seines Blökens und Sträubens schnell in die Nähe des Feuers gebracht, wo einer oder zwei der Kalbsbändiger das ausschlagende und sich wehrende kleine Vieh packten, zu Boden warfen und so lange festhielten, bis es das Brandmal empfangen hatte. War das Kalb schon groß, so hatten die Männer, die es festhielten, einen schweren Stand, und ein paar noch nicht gebrannte junge Bullen — das heißt einjährige Bullen, die man bei den Viehtreiben des vorhergehenden Jahres übersehen hatte — wehrten sich ernstlich; brüllend griffen sie einige Männer an und trieben sie zur stürmischen Heiterkeit der anderen die Umzäunung der Hürde hinauf.

Wenn dann der Abend kam und die Arbeit beendet war, ritten die Männer zu den Wagen. Einige trugen lederne Hosen oder Gamaschen, andere hatten die Beinkleider in ihre hohen Stulpenstiefel gesteckt, und die flanellenen Hemden und losen Halstücher aller waren staubig und schweißig. Einige vergnügten sich mit derben, gutmütigen Späßen, die mit gellender Heiterkeit aufgenommen wurden; die meisten waren ernst und schweigsam und begrüßten mich mit einem stummen Kopfnicken. Nach dem Abendessen, das in schweigender Hast verzehrt wurde, sammelten wir uns um die Kohlen der kleinen Feuer, und die stoßweise geführte Unterhaltung drehte sich um die abgedroschensten Gegenstände. Dann legten wir uns einer nach dem andern unter unseren Decken zum Schlafen nieder.

Unser Wagen sollte die Nachtwache für das Vieh stellen, und jeder von uns hatte sein sanftestes Pferd fertig aufgezäumt zur Hand. Die Nachtposten zogen zu zweien für je zwei Stunden auf Wache. Glücklicherweise kam an mich zuletzt die Reihe. Mein Kamerad war ein sorgloser junger Texaner, der aus irgend einem nicht festgestellten Grunde als »Starker Lederriemen« bekannt war; er war gerade mit einer großen Viehherde aus dem Süden gekommen.

Einige Minuten vor zwei Uhr ritt einer der Wachtposten, die um Mitternacht aufgezogen waren, ins Lager und weckte uns, indem er uns bei den Schultern schüttelte. In der Dunkelheit umhertappend, sattelte ich schnell mein Pferd. »Lederriemen« hatte das seine gesattelt gelassen und brach vor mir auf.

Eine Unannehmlichkeit beim Nachtwachen, wenigstens bei nebligem Wetter, besteht manchmal in der Schwierigkeit, die Herde zu finden, nachdem man das Lager verlassen hat, oder wieder in das Lager zurückzukehren, nachdem die Wache vorüber ist; es gibt nur wenige Dinge, die einen mehr verdrießen können, als wenn man unter solchen Umständen hilflos in der Dunkelheit umherirrt.

Doch in diesem Fall gab es solche Aufregung nicht, denn es war eine sternenhelle Nacht, und die Herde war bei einem zuckerhutförmigen Hügel, der eine gute Landmarke bildete, zum Schlafen zusammengetrieben. Als wir den Platz erreichten, konnten wir das Vieh

sehen, das auf dem ebenen Felde dicht nebeneinander dalag, und dann trat die schwarze Gestalt eines Reiters undeutlich aus der Dunkelheit hervor und zog schweigend vorüber; es war der zweite der beiden Mitternachtsposten, der zu seinem unterbrochenen Schlummer zurückkehrte.

Wir begannen beide gleichzeitig, in entgegengesetzter Richtung langsam um das Vieh herumzureiten. Wir schwiegen, denn die Nacht war klar und die Herde ruhig. Bei schlechtem Wetter, wenn die Tiere unruhig sind, hören die Cowboys niemals auf zu schreien und zu singen, während sie im Kreise herumreiten, denn die Töne scheinen die Tiere zu beruhigen.

Länger als eine Stunde machten wir gleichmäßig die endlose Runde, ohne etwas zu sagen; unsere Mäntel hatten wir zugeknöpft, denn die Luft ist auf den nördlichen Ebenen gegen Morgen kühl, sogar im Sommer. Da wurden im Osten schwache Streifen sichtbar. »Lederriemen« begann, dem Vieh lustig zuzurufen. Ein Präriewolf kam über den nahen Hügel geschlichen und blieb stehen, um zu winseln und zu klagen; darauf lief er quer durch das Tal und heulte noch lauter und unheimlicher vom gegenüberliegenden Hügelabhang. Schnell hellte die Morgendämmerung sich auf; die kleinen Prärielerchen begannen, hoch über uns in die Lüfte steigend, zu singen, obwohl es noch zu dunkel war, um sie zu sehen. Ihr Gesang ist nicht kraftvoll, aber so klar und frisch und langanhaltend, daß er immer einen mächtigen Eindruck macht, besonders weil man ihn am häufigsten im rosenfarbigen Schein des herrlichen Morgens hört, während der Zuhörer im Sattel sitzt und über die endlose Weite der Prärien dahinblickt.

Als es heller wurde, wurde das Vieh unruhig; die Tiere erhoben und streckten sich, während wir fortfuhren, sie zu umreiten.

Da fing der Mustang an zu scheun,
Als ich den Ritt begann;
Er warf mich auf das Felsgestein,
Daß ich fast starb daran!

sang »Lederriemen« auf der anderen Seite der Herde. Ein lauter Ruf, der von den Wagen herübertönte, zeigte an, daß der Koch die

schlafenden Cowboys zum Frühstück lud; bald konnten wir ihre Gestalten unterscheiden, wie sie sich aus den Betten wickelten, sie zu Bündeln zusammenrollten und verschnürten und sich verdrießlich um die kleinen Feuer drängten. Die Pferdehirten trieben die Reitpferde ein. Das ganze Vieh erhob sich und fing an zu weiden. Das Frühstück bei den Wagen war offenbar in wenigen Minuten verzehrt, denn wir konnten sehen, wie die Männer Hürden herstellten, in die man die Ponys hineintrieb; dann sattelte, zäumte und bestieg jeder sein Pferd, wobei zwei oder drei der halbwilden Tiere bockten, sich bäumten und wild ausschlugen, vergeblich sich abmühend, ihre Reiter abzusetzen.

Die beiden Männer, die zuerst im Sattel waren, lösten »Lederriemen« und mich ab, und wir galoppierten sofort zum Lager, legten unsere Sättel frischen Pferden auf, stürzten ein paar Tassen heißen Kaffee, etwas Schweinefleisch, Brot und einige Bohnen hinunter und ritten der Stelle zu, wo sich die anderen versammelt hatten und, nachlässig in den Sätteln hängend, warteten, daß der Leiter des Viehtreibens ihnen ihre Aufgabe zuwiese."

Die Cowboys, in deren Gesellschaft sich Roosevelt jetzt beständig bewegte, waren ein Menschenschlag ganz eigener Art. Sie *waren* es, denn heutzutage verschwinden sie mehr und mehr, da mit der dichteren Bevölkerung des Westens und der fortschreitenden Parzellierung des Landes die gewaltigen Weideflächen der siebziger und achtziger Jahre immer mehr zusammenschrumpfen und man daher der Dienste der Cowboys nicht mehr bedarf. Es waren furchtlose, kühne, ja wilde Gesellen. Mit ihrem Pferde schienen sie verwachsen, und der Revolver war ihr ständiger Begleiter. Wochen- und monatelang arbeiteten sie unverdrossen im Schweiße ihres Angesichts; von einem Achtstunden-Arbeitstag war nicht die Rede, sondern, wie Roosevelt selbst erzählt, waren die Leute froh, wenn sie nach sechzehnstündigem, mit den härtesten Anstrengungen verbundenem und oft nicht gefahrlosem Reiten den Fuß auf den Boden setzen konnten.

Da sie beständig mit dem Vieh zu tun hatten, so verrohten sie leicht in ihrem Denken und Handeln; grob und roh, wie die Späße, mit denen sie sich die Zeit vertrieben, waren auch die Spiele, die ihnen

an Festtagen die Freude erhöhten. Es war eine Gesellschaft, in der es nur für starke, gesunde und unerschrockene Männer Raum gab; der Feige und Furchtsame war für sie ein Gegenstand tiefster Verachtung, und jeder hielt sich für berechtigt, an ihm sein Mütchen zu kühlen.

Waren sie von der andauernden Arbeit matt und müde, so leisteten sie sich gelegentlich einen Freudentag; sie fanden sich in dem nächsten Städtchen ein, ergaben sich dem unmäßigsten Schwelgen und Zechen und kehrten nicht eher nach Hause zurück, als bis sie den letzten Pfennig vertrunken hatten. Bei solch einem Gelage erhitzten sich bald die Gemüter; Hänseleien und Spottreden waren die natürliche Folge, und das gewöhnliche Ende eines solchen „Festes" war, daß die Revolver herausflogen und die Gaststube sowie die Straßen vom Knallen der Schüsse widerhallten.

Leute, die tagein, tagaus unter Entbehrungen und harten Strapazen treu und gewissenhaft ihre schwere Arbeit verrichteten, wurden an solchen Tagen, wo sie sich allen Zwanges ledig fühlten und sich nur dem „Genuß" hingaben, wirklich zu wilden Tieren. Sie hatten ihre Freude daran, ängstliche Leute zu stellen und ihnen nach den Füßen zu schießen; in ihrer Sprache nannten sie das „einen tanzen lassen"; es kam ihnen auch nicht darauf an, als Abschiedsgruß die leichten Strohdächer der Häuser in Brand zu schießen, so daß das Feuer ihnen auf dem Heimweg als Fackel diente.

Daß sie mit solchen Dingen eigentlich Verbrechen begingen, kam ihnen gar nicht in den Sinn. Ihr Gewissen war weit, und sie fanden nichts Absonderliches dabei, wenn ein junger Mann aus überströmender Lebenskraft Räuberhauptmann wurde oder seinen Gegner in offenem Kampfe erschlug.

Gewisse Dinge freilich gab es, die sie nie verziehen, z. B. den Verrat eines Freundes oder einen feigen Mord. Leute, die sich solcher Vergehen schuldig gemacht hatten, wurden wie Pferdediebe unbarmherzig zu Tode gehetzt. Die Cowboys hatten etwas vom Blute der alten Nordmänner in sich und gleichen in vieler Hinsicht den rauhen Hinterwäldlern, die in stetem Kampfe den Westen der Vereinigten Staaten der Kultur erschlossen. Sie waren gewöhnt, Tag für Tag den mannig-

fachsten Gefahren ins Auge zu sehen und sie zu überwinden; gar mancher fand seinen Tod im Schnee oder beim Übergang über einen reißenden Fluß; der Tod drohte, wenn sie ihre wilden Pferde zu meistern versuchten oder ein wütender Stier seine Hörner gegen sie senkte; der Tod lauerte im Dickicht des Waldes, wenn sie dem Bären nachstellten oder mit den Indianern in Kampf gerieten. Vor allerlei Feinden und Unglücksfällen mußten sie beständig auf der Hut sein, lernten dafür aber auch ihre eigenen Kräfte und Fähigkeiten schätzen und gebrauchen und erwarben in hohem Grade die Tugend, sich auf sich selbst zu verlassen und sich in schwierigen Lagen selbst zu helfen.

Eine solche rauhe, aber doch kräftige, arbeitsame und treue Gesellschaft mußte für Roosevelt etwas Anziehendes haben. Die Furcht kannte er ebensowenig wie sie, und an halsbrecherischem Reiten und kühnen Wagestücken tat er es ihnen allen gleich. Sie behandelten ihn daher auch stets höflich und zuvorkommend, und Roosevelt seinerseits teilte, soweit es möglich war, ihre Freuden und Leiden und schloß mit mehreren von ihnen eine herzliche Freundschaft. Sie fühlten sich geehrt, wenn er bei ihren Festen erschien, den Cowboyball in Medora eröffnete und mit ihren Frauen tanzte.

Nur einmal im Laufe der Jahre, die er im Westen zugebracht hat, ist es ihm begegnet, daß jemand in böswilliger Absicht nach ihm schoß, und das war nicht ein Cowboy, sondern ein Strolch gewöhnlichster Sorte. Auf einem Ausflug mußte Roosevelt in einem Gasthaus übernachten, dessen ganzes unteres Geschoß das Schankzimmer einnahm; jeder, ob nüchtern oder betrunken, mußte also in diesem Zimmer sitzen.

Roosevelt nahm in einer Ecke Platz und las die Zeitung. Da trat ein Kerl an ihn heran, der bisher die übrigen Besucher durch seine Redensarten und Drohungen eingeschüchtert und ins Bockshorn gejagt hatte, und der sich darüber ärgerte, daß der Neuankömmling eine Brille trug. Zwei Revolver in den Händen, verlangte er von Roosevelt, er solle etwas zum besten geben, und um seiner Forderung Nachdruck zu verleihen, ließ er seine Revolver „spielen".

Roosevelt tat, als wolle er sich in das Unvermeidliche fügen, und erhob sich; aber im nächsten Augenblick flog der Strolch gegen die

Wand und dann der Länge nach zu Boden, während die Revolver sich unschädlich in die Luft entluden. Als der Daliegende wieder zu sich kam, sah er den Mann mit den vier Augen auf sich knieen und mußte sich von ihm mit den Fäusten bearbeiten lassen, bis er um Gnade flehte und Roosevelt seine Waffen auslieferte. Die Zuschauer, meist Schafzüchter und kleine Farmer, die froh waren, von dem unangenehmen Patron befreit zu sein, nickten beifällig und sagten: „Es geschieht ihm recht!" und Roosevelt konnte unbelästigt zu Bett gehen.

Seit jener Zeit hat niemand wieder Lust gehabt, mit ihm anzubinden; das Leben in der freien Natur und die Strapazen, denen er sich beständig aussetzte, hatten den schmächtigen, von geistiger Arbeit erschöpften Jüngling zum gesunden, breitschultrigen Mann gemacht, der es mit jedem Gegner aufnehmen konnte. Erst der wilde Westen hat dem einst kranken, schwächlichen Knaben die Kraft und Frische gebracht, über die der Präsident heute verfügt.

Die ausgedehnten Wälder und die wellige Prärie boten Roosevelt eine ausgezeichnete Gelegenheit, dem Sport, dem er von Jugend auf mit Vorliebe gehuldigt hatte, der Jagd, in weitestem Umfange obzuliegen. Er jagte den Hirsch und den Wapiti, den Moose, der dem Elch der alten germanischen Wälder entspricht, und den Springbock, der, wie die afrikanische Antilope, rudelweise die Prärie bevölkerte. Tagelang kletterte er in Schluchten und an Felsabhängen umher, um dem Bergschaf und der weißen Ziege nachzustellen; mit dem schwarzen Bären und seinem weit gefährlicheren und stärkeren Bruder, dem Grisly, focht er manchen harten Strauß aus und beschlich den Kuguar, den heimlichen Räuber, der sich den Blicken des Jägers so gut zu entziehen weiß, daß man ihn nur durch Zufall zu Gesicht bekommt.

Oft schweifte er ohne jeden Begleiter allein durch die schweigenden, finsteren Wälder und kehrte erst nach mehreren Tagen nach seiner Farm zurück; er scheute keine Gefahr, achtete keine Beschwerden, sondern ruhte nicht eher, als bis er das Wild zur Strecke gebracht hatte, dem sein Ausflug galt. Mit wie genauer Not er dabei oftmals einem Unglück entging, mag seine Schilderung einer Grislyjagd zeigen, die den „Jagden in amerikanischer Wildnis" entnommen ist.

„Als die Dämmerung hereinbrach, machte ich halt und wählte

meinen Lagerplatz in einer kleinen Lichtung neben einem schmalen, tosenden Bach mit kristallhellem Wasser. Weiches, feuchtes, grünes Moos bedeckte den Boden, und die Beeren der Bärentraube bildeten darin rote Flecke. Am Rande unter den Bäumen, wo es trocken war, breitete ich das Bett aus Büffelfell auf der Matte von süß duftenden Fichtennadeln aus. Das Einrichten des Lagers nahm nur einen Augenblick in Anspruch. Ich öffnete das Bündel, warf das Bettzeug auf eine ebene Stelle, band das kleine Pferd an, schleppte ein paar trockene Holzstücke herbei und schlenderte, die Büchse auf der Schulter, in die kühle Dämmerung hinaus, um zu sehen, ob ich nicht zum Abendessen noch ein Waldhuhn erlegen könnte.

Eine halbe Meile weit schritt ich schnell und lautlos über die Fichtennadeln dahin, über eine Reihe niedriger Anhöhen, die durch schmale, flache Täler getrennt waren. Der Wald bestand hier aus Zeltstangenfichten, die oben auf den Anhöhen mit ihren langen, dünnen Stämmen dicht beieinander standen, während er in den Tälern offener war. Obwohl die Sonne schon hinter den Bergen verschwunden war, war es doch noch hell genug, um schießen zu können, aber es wurde schnell finster.

Endlich, als ich schon daran dachte, wieder nach dem Lager zurückzukehren, schlich ich hinauf auf die Spitze einer der Anhöhen und blickte darüber hinweg ungefähr 60 m weit ins Tal hinein. Sofort bemerkte ich einen großen dunklen Gegenstand, und ein zweiter Blick ließ mich einen starken Grisly erkennen, der mit gesenktem Kopf langsam schräg von mir ab davonstieg. Ich schoß ihn weidwund, wie sich aber später herausstellte, war die Kugel nach vorn durchgeschlagen und hatte einen Lungenflügel durchbohrt. Bei dem Schuß stieß er ein lautes, klagendes Brummen aus und eilte in schwerfälligem Galopp weiter, während ich in schräger Richtung den Hügel hinunterstürzte, um ihm den Paß abzuschneiden. Nach einigen hundert Fuß erreichte er ein Lorbeergebüsch, das ungefähr 30 m breit und zwei- oder dreimal so lang war, und das er nicht wieder verließ. Ich lief bis an den Rand desselben und blieb stehen, denn ich wollte mich nicht in die Masse der verschlungenen, dicht wachsenden Stämme und das glatte Laubwerk hineinwagen. Außerdem hörte ich, als ich halt machte, wie er in der

Mitte des Gebüsches ein seltsames, wildes Gewinsel ausstieß. Ich ging daher am Rande entlang, erhob mich auf die Zehen und spähte sorgfältig, um zu sehen, ob ich nicht seinen »Pelz« entdecken könnte. Als ich an der schmalsten Stelle des Dickichts anlangte, verließ er es plötzlich in genau entgegengesetzter Richtung, wandte sich dann um und blieb, mir die Breitseite zukehrend, etwas hoch auf dem Hügelabhang stehen. Steif wandte er den Kopf nach mir; scharlachrote Schaumfäden hingen an seinen Lefzen, und seine Seher glühten im Dunkeln wie feurige Kohlen.

Ich zielte genau hinters Blatt; meine Kugel traf die Spitze oder das untere Ende des Herzens und machte eine schwere Wunde. Sofort wandte sich der starke Bursche mit rauhem, herausforderndem Wutgebrüll und blies schaumigen Schweiß aus dem Rachen, so daß ich seine weißen Fänge schimmern sah; dann stürzte er gerade auf mich los, durch das Lorbeergebüsch brechend und springend, und bot dabei ein schlechtes Ziel. Ich wartete, bis er einen umgestürzten Baumstamm erreichte, und als er über diesen kletterte, sandte ich ihm eine Kugel zu, die ihn gut auf den Stich traf und durch die Brusthöhle drang; aber er wankte und zauderte nicht, so daß ich im Augenblick nicht wußte, ob ich ihn getroffen hatte. Er kam immer näher und stand in der nächsten Sekunde fast unmittelbar vor mir. Jetzt schoß ich ihm nach der Stirn, aber ich hatte zu tief gehalten, und die Kugel traf ihn in den offenen Rachen, zerschmetterte ihm den Unterkiefer und drang ihm in den Hals. Fast im selben Augenblick, als ich abdrückte, sprang ich zur Seite, und das erste, was ich durch den Rauch sah, war seine Brante, mit der er einen bösen Seitenhieb nach mir führte. Die Wucht seines Angriffs ließ ihn an mir vorüberstürzen. Als er schlug, taumelte er nach vorn und hinterließ eine Schweißlache, wo sein Fang den Boden berührt hatte; aber er raffte sich wieder auf und machte noch zwei oder drei Fluchten, während ich schleunigst zwei Patronen in das Magazin steckte; denn meine Büchse hielt nur vier, und die hatte ich sämtlich verschossen. Dann versuchte er, sich zu erheben, aber dabei schienen seine Muskeln plötzlich zu erschlaffen, der Kopf sank herab, und er wälzte sich um sich selbst, wie ein geschossener Hase. Jede meiner drei ersten Kugeln hatte ihm eine tödliche Wunde beigebracht."

Die Unbilden der Witterung und die zahllosen Unbequemlichkeiten, die solche Ausflüge in unbewohnten Gegenden mit sich bringen, Hunger und Durst, Frost und Hitze, hat er reichlich zu kosten bekommen und ohne Murren ertragen, ohne sich dadurch die Freude an der herrlichen Natur oder an der Jagd schmälern zu lassen. Oft, wenn er rasch gelaufen war und die Büchse zum Schuß anlegen wollte, beschlugen ihm die Brillengläser, so daß ihm seine Beute entging.

Einmal kehrte er in einer mondhellen Nacht bei 26 Grad unter Null von einer Jagd zurück; als er zu Hause eintraf, war ihm das Gesicht, ein Fuß, beide Kniee und eine Hand erfroren. Bei der grimmigsten Kälte schlief er draußen in einem leichten Zelt; unter solchen Umständen wurden die sonst unbedeutendsten Verrichtungen zu mühseligen Arbeiten.

So war er einst mit einem Freunde mitten im Winter unterwegs nach dem Yellowstone-Park. Am Abend wählten sie einen Platz für das Lager, banden die Pferde an und bereiteten ihr Abendessen.

„Der Wind hatte sich gelegt," erzählt Roosevelt in den »Jagden«, „und der Schnee fiel dicht in großen, weichen Flocken; wir befanden uns augenscheinlich am Anfang eines heftigen Schneetreibens. Die ganze Nacht hindurch schliefen wir fest in unserem sicheren Zelt. Als wir beim Morgengrauen erwachten, war der Boden 1½ Fuß hoch mit Schnee bedeckt, und die Flocken fielen dichter als je.

Es gibt keine mühseligere Arbeit, als bei schlechtem Wetter ein Lager abzubrechen, und es verflossen mehr als zwei Stunden von dem Augenblick, als wir erwachten, bis zu dem, als wir abritten. Es ist ein reines Elend, die Pferdeleinen, wenn sie gefroren sind, zu entwirren und die Tiere zu bepacken, und als wir endlich die beiden frierenden und stampfenden Lasttiere beladen und unsere Reitpferde gezäumt und gesattelt hatten, waren unsere Hände und Füße starr und steif vor Kälte, obwohl wir fest in warme Kleidung eingehüllt waren.

Mein Pferd war ein wilder, unruhiger Rotschimmel, und als ich mich ahnungslos in den Sattel schwang, begann er sich plötzlich zu bäumen, ehe ich mein rechtes Bein hinüberbekam, und warf mich ab. Mein Daumen war aus dem Gelenk gesprungen. Ich drückte ihn

wieder hinein und fing mein Pferd im dürren Gehölz bald wieder ein. Dann behandelte ich es als „bösartiges Pferd", wie die Cowboys sagen, und bestieg es vorsichtig, damit es nicht bäumte oder einen Seitensprung machte. Doch sein anfänglicher Erfolg hatte es ermutigt, und an demselben Tage fing es noch ein Dutzend Mal an zu bocken, wobei es gewöhnlich eine abschüssige Stelle wählte, wo der Schnee tief war und viel dürres Holz umherlag."

Roosevelts Auffassung von der Jagd unterscheidet sich von der vieler anderer Jäger. Niemals hat er seinen Stolz darin gefunden, eine möglichst große Strecke zu machen, sondern er hat das Wild geschossen, wenn es eine besonders schöne Jagdtrophäe bot, oder wenn er das Wildbret brauchte. Wer anders handelt, wer alles niederknallt, was ihm vor die Büchse kommt, ist für ihn überhaupt kein Jäger, sondern ein Schlächter. Wenn die Jagd in vernünftigen Grenzen betrieben wird, so leidet die Anzahl des Wildes kaum darunter; artet sie aber in Schlächterei aus, so verschwinden manche Tiere, denen man besonders eifrig nachstellt, wie z. B. der Büffel, in erschreckend kurzer Zeit. Solche Zustände sind bedauerlich und müssen durch das Gesetz verhindert werden; Roosevelt empfiehlt die Anlegung von staatlichen Jagdgehegen und Nationalparks nach Art des Yellowstone-Parks. Das wesentliche bei solchen Parks muß sein, daß die Wildnis in ihrer gegenwärtigen Verfassung mit all ihrem Tierleben unverändert erhalten und die Ansiedlung an solchen Örtlichkeiten untersagt bleibt.

Diese humanere Auffassung hat ihren Grund mit darin, daß für Roosevelt die Jagd nicht Endzweck, sondern ein Mittel zum Zweck ist. Sie ist ihm ein Sport, der der Kräftigung des Körpers dient; nicht darauf kommt es an, daß möglichst viele Tiere erlegt werden, sondern darauf, daß alle Sinne geschärft und alle Kräfte und Fähigkeiten entwickelt werden. In dieser Hinsicht ist die Jagd die beste Vorschule für den Soldaten; sie verleiht ein scharfes Auge, ein feines Ohr, eine sichere Hand. Im Kampf mit dem Bären kann der Jäger Mut und Kaltblütigkeit beweisen; eine Wolfshetze verlangt einen ausgezeichneten Reiter, die Jagd auf die weiße Ziege einen unverdrossenen Kletterer. Während eine jede andere Sportart in der Regel nur

einem bestimmten Teil des Körpers zugute kommt, werden bei der Jagd alle in Mitleidenschaft gezogen, und darum ist für Roosevelt die Jagd der edelste Sport.

Aber damit noch nicht genug. Der Jäger muß nach Roosevelts Ansicht auch die Natur liebgewinnen, die lebende wie die leblose. Es muß sein Herz erheben, wenn er die gewaltigen Baumriesen himmelan streben sieht und in ihrem Schatten auf dem weichen Moose wie in einem riesigen, feierlichen Dom dahinschreitet, wenn der ganze Wald mit Eis und Schnee bedeckt ist und der Mondschein die einzelnen Kristalle leuchten läßt, als wären sie flüssiges Silber, wenn der schäumende Gießbach sich donnernd über die Klippen stürzt und die höchsten Gipfel der Berge im Schein der untergehenden Sonne in purpurner Glut erstrahlen. Er muß seine Freude daran haben, wenn er einen Bären belauschen kann, der sich im Schweiße seines Angesichts sein Frühstück sucht, indem er nach Wurzeln gräbt oder Baumstämme umwendet, um die darunter verborgenen Erdeichhörnchen zu fangen, wenn er aus sicherem Versteck den grimmigen Zweikampf zweier Wapitihirsche mitansehen oder eine friedliche Szene aus der Kinderstube der Springböcke beobachten kann.

Roosevelt war damals schon ein genauer Kenner der Vogelstimmen, und wie er sich jetzt darüber freut, daß im Park des Weißen Hauses die verschiedensten Singvögel ihr Heim aufgeschlagen haben, so konnte er im wilden Westen eine ganze Nacht hindurch dem Gesang eines Spottvogels lauschen, der in einer Magnolie vor seinem Fenster saß und sang.

Das Gebiet am Kleinen Missouri, wo Roosevelt sich angesiedelt hatte, war erst wenige Jahre zuvor den Sioux abgekauft worden. Die älteren Leute, die schon länger in jener Gegend geweilt hatten, konnten alle noch Geschichten erzählen von ihren Begegnungen und Kämpfen mit den Rothäuten, und auch Roosevelt selbst ist noch mehrfach mit ihnen in Berührung gekommen. Eins dieser Zusammentreffen, das leicht ernstere Folgen hätte nach sich ziehen können, erzählt er in „Ranch Life and the Hunting Trail“ folgendermaßen:

„Es war auf einem Ausfluge, den ich allein in das Gebiet nördlich und östlich von unserem Weideland unternommen hatte; obwohl in

jener Gegend jetzt viele Rinderherden weiden, war sie doch damals noch ein völlig unbekanntes Gelände.

Eines Morgens war ich am Rande der Prärie dahingezogen, und gegen Mittag ritt ich eine leichte Anhöhe hinauf und gelangte auf ein Plateau, das etwa eine halbe Meile breit war. Als ich mich der Mitte näherte, kamen plötzlich vier oder fünf Indianer unmittelbar vor mir über den Abhang herauf. In dem Augenblick, als sie mich zu Gesicht bekamen, rissen sie die Flinten von den Schultern, spornten ihre Pferde und galoppierten auf mich zu, wobei sie ein Geheul ausstießen und ihre Waffen schwangen. Ich zügelte sofort mein Pferd und stieg ab.

Die flache Ebene, auf der wir uns befanden, war von allen Stellen die einzige, wo man einem solchen Angriff erfolgreich begegnen konnte. Auf hügeligem Boden oder wo viel Deckung vorhanden ist, ist der Weiße bedeutend im Nachteil, wenn er es mit Leuten zu tun hat, die in der Kunst, sich zu verstecken, so bewandert sind wie die Indianer, während diese anderseits nur selten auf einen Feind losgehen, von dem sie erwarten können, daß er seinen Angreifern empfindliche Verluste beibringt, selbst wenn er schließlich überwältigt wird.

Die Wildheit eines Indianerangriffs und das Geheul, mit dem sie ihn begleiten, machen die Pferde oft so scheu, daß sie durchgehen; aber auf »Manitu« konnte ich mich völlig verlassen, und der alte Bursche stand so fest wie ein Fels. Er spitzte bei dem Lärm nur die Ohren und sah sich um.

Ich wartete, bis die Indianer auf 100 m heran waren, nahm dann die Büchse hoch und zielte auf den vordersten. Die Wirkung war fabelhaft. Die ganze Gesellschaft fuhr auseinander, wie es wilde Tauben oder Krickenten bisweilen tun, wenn man nach ihnen schießt, und ritt zurück, wobei die Männer sich längsseit ihrer Pferde niederbeugten. Als sie etwas entfernt waren, machten sie halt und sammelten sich wieder, um zu beraten, und nach einer Minute kam einer allein vor, ließ so, daß ich es merken mußte, die Flinte sinken und schwenkte eine Decke über dem Kopf.

Als er auf 50 m heran war, brachte ich ihn zum Stehen, und er zog ein Stück Papier hervor — alle Indianer sollen, wenn sie sich

außerhalb der ihnen zugewiesenen Landstriche aufhalten, Pässe bei sich haben — und rief:

»He! Ich guter Indianer!«

Ich antwortete: »He« und versicherte ihm, es freue mich ganz aufrichtig, daß er wirklich ein guter Indianer sei; ich wollte ihn mir aber doch nicht näher kommen lassen, und als seine Begleiter sich heranzuschlängeln begannen, richtete ich die Büchse auf ihn und jagte ihn davon, wobei er plötzlich in das allerreinste angelsächsische Fluchen verfiel.

Dann brach ich auf und führte mein Pferd auf die Prärie hinaus, und nachdem sie noch ein Weilchen gezögert hatten, ritten sie davon. Ich tat das gleiche, aber nach der entgegengesetzten Richtung.

Das alles war zu schnell vor sich gegangen, als daß ich Zeit gehabt hätte, in Schrecken zu geraten; aber während des Weiterreitens fühlte ich mich außerordentlich unbehaglich und trieb den zähen, schnellen, alten »Manitu« zu raschem Laufe an. Ich hielt mich sorgfältig auf der Ebene, aber die Indianer sah ich nicht mehr. Möglicherweise beabsichtigten sie nichts Böses weiter, als daß sie mir einen Schrecken einjagten; aber ich wagte es doch nicht, sie dicht an mich herankommen zu lassen, denn sie hätten mir wahrscheinlich mein Pferd und meine Büchse und vielleicht auch noch meinen Skalp genommen.

Gegen Abend begegnete ich zwei alten Fallenstellern; sie erzählten mir, daß meine Angreifer junge Sioux waren, denen sie selbst eben den Verlust zweier Pferde verdankten."

In solchen und ähnlichen Fällen war Roosevelt, wie überhaupt jeder, der in jenen Gegenden seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, einfach auf sich selbst angewiesen. Die Räuber und Pferdediebe, die den Wanderer oder eine einsame Farm brandschatzten, waren durchaus nicht immer Indianer, sondern es gab auch unter den Weißen Gesindel genug, das diese Art, sich durchs Leben zu schlagen, weit bequemer und lustiger fand als ehrliche Arbeit. Sobald daher die Besiedelung Fortschritte machte, richtete man eine Art Sicherheitsdienst ein, und die Leute, die ihn ausübten, hießen im Volksmund „Würger", weil sie mit einem Verbrecher, dessen sie habhaft wurden, wenig Um-

stände machten, sondern ihn ohne weiteres am ersten besten Baum aufknüpften. Kurz ehe Roosevelt seine Farm angelegt hatte, war dieser Sicherheitsdienst besonders tätig gewesen; etwa 60 Missetäter — darunter allerdings auch mancher Unschuldige — waren erschossen oder aufgeknüpft worden.

Es war auch ein Beamter vorhanden, der für die Sicherheit zu sorgen hatte, der Scheriff; ehe dieser aber bei den weiten Entfernungen und der Plötzlichkeit der Überfälle eingreifen konnte, hatten die Beteiligten sich in der Regel schon selbst geholfen oder waren ihren Angreifern zum Opfer gefallen.

Einmal statteten Räuber auch Roosevelts Farm einen Besuch ab und stahlen dort das Boot, das als Fähre über den Kleinen Missouri diente. Verschiedene Anzeichen ließen vermuten, daß drei verwegene Burschen, die in der Gegend schon längst verdächtig waren, und die man gern los sein wollte, die Tat ausgeführt haben mußten, und da ein ungesühnter Diebstahl zur Wiederholung einzuladen pflegt, so entschloß sich Roosevelt, ungesäumt die Verfolgung aufzunehmen.

Die Sache hatte aber ihre großen Schwierigkeiten, denn einmal war es Winter und bitter kalt, zweitens aber bot nur die Verfolgung auf dem Fluß die Aussicht, der Räuber habhaft zu werden, und da diese das einzige vorhandene Boot weggenommen hatten, mußte erst ein neues Fahrzeug gebaut werden. In kurzer Zeit hatten Roosevelts Leute ein Floß gezimmert, das er selbst mit zwei seiner zuverlässigsten Cowboys bestieg. Alle waren gut bewaffnet und warm gekleidet, und da man auf eine längere Reise rechnen konnte, so versorgte man sich gut mit Vorräten, die außerdem durch ein gelegentlich geschossenes Stück Wild ergänzt werden sollten.

Am Nachmittag des dritten Tages bemerkten die Leute auf dem Floß ihr gestohlenes Eigentum am Ufer; daneben stand noch ein flaches Boot, und etwas vom Ufer entfernt stieg ein schwacher Rauch in die Luft empor.

Vorsichtig lenkten die Verfolger ihr Fahrzeug dem Strande zu, und sobald sie auf den Sand liefen, sprang Roosevelt hinaus und schlich sich etwas vor, um seine Begleiter, die erst noch das Floß festzumachen hatten, decken zu können. Dann näherten sich alle drei be-

hutsam dem Lagerfeuer, aber sie fanden nur einen Mann dort, einen Deutschen, der sich auf ihre Aufforderung hin sofort ergab.

Während nun einer zurückblieb, ging Roosevelt mit dem zweiten Cowboy den beiden anderen Räubern entgegen, die Wild zum Abendbrot besorgen wollten. Nach etwa einer Stunde kamen sie, die Büchsen auf der Schulter, arglos dahergeschlendert, und als Roosevelt, der plötzlich hinter der Deckung hervortrat, die Büchse auf sie richtete und „Hände hoch!" rief, warf der eine sofort die Flinte weg, während der andere, der Führer der Bande, zu überlegen schien, ob es nicht doch geraten sei, sich auf einen Kampf einzulassen. Aber auch er zog es vor nachzugeben.

Im Lager wurden alle drei genau durchsucht; alle ihre Waffen wurden ihnen abgenommen, sie mußten auf einer Büffelhaut dicht beim Feuer Platz nehmen und die Stiefel ausziehen. Der Boden war nämlich mit Kakteen bedeckt, so daß diese Maßregel jeden Fluchtversuch unmöglich machte.

Nun hatte man zwar die Missetäter, aber da Roosevelt nicht in derselben Weise wie die „Würger" handeln, sondern seine Gefangenen dem Scheriff in dem etwa 300 englische Meilen entfernten Städtchen Dickinson zur gerichtlichen Bestrafung ausliefern wollte, so begannen jetzt erst die Mühsale.

Die ersten acht Tage fuhr man in den Booten stromabwärts. Oft war die Fahrt durch Eis behindert, so daß die ganze Gesellschaft an Land gehen und warten mußte, bis die Mittagssonne es ein wenig auftaute; dann wurden die Lebensmittel knapp, und da kein Wild zu sehen war, mußten die Männer sich mit Brot begnügen, das nur aus Mehl ohne jegliche Zutaten bestand und mit dem schmutzigen Wasser des Flusses angerührt war. Das unangenehmste aber waren die Nächte. An einer geschützten Stelle am Ufer schlug man das Lager auf, die drei Gefangenen mußten sich dann dicht nebeneinander an das Feuer legen, während immer einer der drei Verfolger, die gespannte Büchse auf den Knieen, Wache hielt.

Nach acht Tagen erreichte man endlich eine Farm, bei der Roosevelt einen Wagen zu erhalten hoffte, und nach einiger Mühe fand er auch einen Farmer aus der Nähe bereit, die Gefangenen nach Dickin-

son zu befördern. Er sandte seine beiden Cowboys nach Hause zurück und fuhr allein mit dem Farmer weiter, der sein Gespann selbst lenkte und sich wunderte, warum Roosevelt mit den Dieben so viele Umstände machte.

Der Weg war herzlich schlecht, so daß es Roosevelt vorzog, hinter dem Wagen, der doch nur langsam vorwärts kam, herzulaufen; auf diese Weise konnte er auch seine Gefangenen besser im Auge behalten.

Die Fahrt nahm zwei Tage in Anspruch; die dazwischenliegende Nacht brachte man in einer kleinen Hütte zu. Da jedoch Roosevelt die drei Gesellen nicht unbeaufsichtigt lassen wollte, so saß er, während jene schliefen, die ganze Nacht hindurch wachend in der Stube, mit dem Rücken gegen die Tür; am Morgen ging dann die Fahrt weiter, und Roosevelt wanderte wieder hinter dem Wagen her durch den tiefen Schmutz, bis er endlich in Dickinson eintraf und die Diebe an den Scheriff ablieferte.

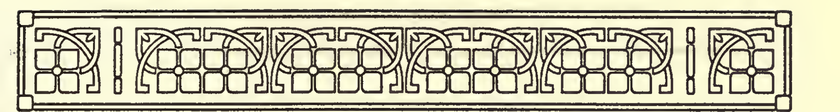
Er hatte während der letzten 36 Stunden kein Auge zugetan und keinen Bissen gegessen, sondern war zwei Tage lang, die Büchse auf der Schulter, hinter dem Wagen hergetrabt, dessen Insassen es viel bequemer hatten als er.

Für diesen Transport erhielt Roosevelt übrigens die Summe von etwa 50 Dollar ausgezahlt, die ihm nach dem Gesetz von Dakota zustanden.

Die beiden Jahre von 1884 bis 1886, die Roosevelt im wilden Westen zubrachte, sind für ihn in mehr als einer Beziehung bedeutungsvoll geworden. Vor allem hat er sich dort von den Strapazen seiner politischen Tätigkeit und von den Schicksalsschlägen, die ihn getroffen hatten, erholen und Kräfte zu neuem Wirken sammeln können. Körperlich und geistig müde und erschöpft, hatte er in der Wildnis Zuflucht gesucht, in blühender Frische und Gesundheit, das verkörperte Urbild starker Männlichkeit, kehrte er den schweigenden Wäldern den Rücken. Er war mit der rauhen und etwas verwilderten, aber im Grunde tüchtigen und arbeitsamen Bevölkerung in die engste Berührung gekommen, hatte Freud und Leid, Frost und Hitze und oftmals den letzten Bissen Brot und den letzten Schluck Wasser mit Männern geteilt, die ihn allmählich als einen der Ihrigen ansahen

und ihm eine unbegrenzte Liebe und Verehrung entgegenbrachten. Seine zahlreichen Reisen und Jagdausflüge führten ihn häufig in Gegenden, die noch nie eines Menschen Fuß betreten hatte. Auf diesen Ritten und Wanderungen lernte er das Land und seine Beschaffenheit aus eigener Anschauung kennen, und je mehr ihn die erhabene, wechselvolle Schönheit der Landschaft fesselte, je mehr sich ihm die Seele der Bevölkerung offenbarte, um so lieber und teurer wurde ihm sein Vaterland, und um so tiefer ging sein Verständnis für das, was Land und Leuten not tat.





Fünftes Kapitel.

Roosevelt der Reformer.

Obwohl sich Roosevelt während seines Aufenthalts im wilden Westen jeder tätigen Anteilnahme an der Politik enthalten hatte, hatten ihn doch seine Parteifreunde nicht vergessen.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1886 kamen die Republikaner in Neu York in große Not, denn bei der bevorstehenden Mayorwahl hatten sie dem Demokraten Hewitt keinen geeigneten Kandidaten entgegenzustellen. Der ärmere Teil der republikanischen Bevölkerung allerdings hatte in Henry George, dem berühmt gewordenen Verfasser von „Fortschritt und Armut", einen Mann gefunden; er vertrat die Sache des „Heeres der Unzufriedenen" und wurde daher von den Gebildeten und Reichen nicht unterstützt.

Diese erinnerten sich jetzt Roosevelts; sie vertrauten darauf, daß er allein noch helfen könnte, wenn überhaupt noch Hilfe möglich sei, und baten ihn inständigst, sein Farmerleben aufzugeben und die Kandidatur anzunehmen.

Roosevelt zögerte nicht lange. Die Lage war zwar so gut wie aussichtslos, dennoch trat er sofort mit aller Energie in den Wahlfeldzug ein. An manchem Abend hielt er an drei bis vier Stellen seine Reden und gab so einen Beweis von der Leistungsfähigkeit und Widerstandskraft seines Körpers. Aber alle Anstrengungen waren vergebens; am Wahltage erhielt Hewitt 90 552, George 68 110 und Roosevelt 60 435 Stimmen. Er hatte einen solchen Erfolg noch gar nicht einmal erwartet, denn da George seine Kandidatur nicht zurückgezogen hatte, so war der Sieg des Demokraten von vornherein gesichert.

Diesen Fehlschlag nahm Roosevelt nicht weiter ernst. Die Wahl hatte im November stattgefunden; im Dezember vermählte er sich zum zweiten Male, und zwar führte er jetzt seine Jugendgeliebte, Edith Carow, als seine Gattin heim. Seine Tochter aus erster Ehe, Alice, war bisher bei ihren Großeltern in Boston erzogen worden; jetzt nahm Roosevelt sie wieder zu sich und widmete die nächsten drei Jahre vor allem seiner Familie und seinen schriftstellerischen Arbeiten. Wieder zog er hinaus auf seine Farm am Kleinen Missouri; wieder erfreute er sich an der Jagd und der schönen Natur, nahm auch gelegentlich noch an einem Viehtreiben teil; seine Hauptbeschäftigung aber wurde jetzt die Schriftstellerei.

Im Jahre 1882 war sein erstes Werk, „Der Seekrieg von 1812", erschienen. Seitdem hatte er sich immer tiefer in die Geschichte Amerikas hineingelebt, hatte mit Interesse den Lebensgang einzelner bedeutender Männer verfolgt und sich an den Großtaten der amerikanischen Grenzbevölkerung begeistert. Die Früchte seiner historischen Studien waren das „Leben des Thomas H. Benton" (1887), der, ein Sohn des Westens, 30 Jahre lang als Demokrat dem Senat der Vereinigten Staaten angehörte und in allen wichtigen Angelegenheiten einen entscheidenden Einfluß ausübte, das „Leben des Gouverneurs Morris" (1888), der als einziger fremder Gesandter in Paris die Schrecken der Revolutionszeit mit erlebte, und die beiden ersten Bände seines Hauptwerkes „Die Eroberung des Westens" (1889); zwei weitere folgten 1894 und 1896. Durch dieses Buch hat er sich als Schriftsteller einen Namen gemacht; er schildert darin das allmähliche Vorrücken der Zivilisation von den Küstenstaaten aus über die Alleghanies bis ins Tal des Mississippi, er erzählt von den Heldentaten von Männern wie Boone und Crocket und von den blutigen Kämpfen, die die weißen Ansiedler mit den roten Herren des Landes auszufechten hatten. Gestalten wie Coopers „Lederstrumpf", die auch jedem deutschen Knaben gegenwärtig sind, finden in den Helden der „Eroberung des Westens" ihr historisches Urbild.*)

*) „Im Reiche der Hinterwäldler", Auszüge aus der Eroberung des Westens, herausgegeben von Dr. Kullnick. Berlin 1907. E. S. Mittler & Sohn.

Außer diesen geschichtlichen Werken veröffentlichte er eine Reihe politischer Aufsätze, die meist in Zeitschriften erschienen, ebenso wie seine anderen Bücher gern und viel gelesen und (1888) unter dem Titel „Essays über praktische Politik“ gesammelt wurden.

Daneben fand er noch Zeit, seine Jagderlebnisse wie überhaupt das Leben in der Wildnis unter Cowboys, Jägern und Fallenstellern zu schildern; 1885 gab er die „Jagdausflüge eines Farmers“, 1888 sein prächtiges „Auf der Farm und auf der Jagd“ heraus.

Die große Anzahl der Werke, die während seines Aufenthalts am Kleinen Missouri entstanden, liefert einen schönen Beweis für Roosevelts Fleiß und Arbeitskraft. Noch mehr aber muß es wundernehmen, daß er auch später, als er sich wieder lebhaft an der Gestaltung der politischen Geschicke beteiligte und seine Kraft voll und ganz der Sorge für das Wohl des Staates widmete, immer wieder Muße gefunden hat, neue und durchaus nicht wertlose Bücher zu schreiben. An historischen Werken folgten die „Geschichte der Stadt Neu York“ (1891), die „Heldenerzählungen aus der amerikanischen Geschichte“ (1895), die er mit Cabot Lodge zusammen verfaßte, die „Rauhen Reiter“ (1899) und „Oliver Cromwell“ (1901). Mit der Politik beschäftigt er sich in den „Amerikanischen Idealen“ (1897) und dem „Leben der Tat“ (1900). Jagderlebnisse und Naturschilderungen bilden den Inhalt in „Jagden in amerikanischer Wildnis“ (1893), „Jagden in vielen Ländern“ (1895), „Die Hirschfamilie“ (1902) und „Jägerfreuden“ (1905).*)

In der Stille und Abgeschiedenheit, in der sich in der Wildnis Roosevelts Leben abspielte, erwachte in ihm wieder mehr und mehr sein alter Hang zur Politik. Er beobachtete aufmerksam, was draußen, besonders in Neu York, vorging, sann auf einsamen

*) Fast von jedem Werke Roosevelts gibt es mehrere Ausgaben, und jedes hat eine Reihe von Auflagen erlebt. Von Gesamtausgaben seien genannt: „The Complete Writings of Theodore Roosevelt“, Philadelphia 1902 und 1903 bei Gebbie & Co., 22 Bände (gute, aber leider nicht vollständige Sammlung) und „The Works of Theodore Roosevelt (Sagamore Series)“, New York und London 1900 bis 1902 bei Putnam's Sons, 15 Bände (enthält ebenfalls nur einen Teil der Werke). Eine vollständige Sammlung ist noch nicht vorhanden.

Streifzügen über die Mittel nach, durch die sich die Staatsverwaltung verbessern ließe, und legte seine gefestigten und geläuterten Ansichten in zahlreichen Aufsätzen dar. Alles, was er schrieb, wurde vom Publikum gern gelesen, nicht so sehr der Form, als des Inhalts wegen; man merkte bald, daß Roosevelt nur zur Feder griff, wenn er wirklich etwas zu sagen hatte, was der Mühe wert war, und da er stets eine hohe Auffassung von Recht und Pflicht vertrat und beständig darauf hinwies, daß Gerechtigkeit und Ehrlichkeit die Grundlage der Politik wie überhaupt jedes menschlichen Verkehrs bilden müßten, erwarb er sich einen weiten Ruf und zahlreiche Freunde unter dem besseren Teil der amerikanischen Bürger.

Was er in langjähriger, gewissenhafter Arbeit, fern vom Getriebe der Großstadt, theoretisch ersonnen hatte, das wollte er nun endlich auch in die Tat umzusetzen versuchen. Er wandte sich daher 1889 an den Präsidenten Harrison und bat ihn um eine verantwortliche Stelle im Ministerium der äußeren Angelegenheiten. Aber da man ihn noch vielfach für einen jugendlich ungestümen Brausekopf hielt und fürchtete, er könnte eher unliebsame Verwicklungen mit fremden Ländern herbeiführen als gute Dienste leisten, so wurde ihm diese Bitte abgeschlagen; dafür berief ihn jedoch Harrison in den Zivil-Verwaltungsausschuß, wo er allgemein als kalt gestellt galt. Aber es sollte anders kommen.

Als er noch Abgeordneter in Albany war, hatte Roosevelt ein Zivil-Verwaltungsgesetz durchgebracht, das dazu bestimmt war, dem in der Staatsverwaltung noch ziemlich allgemein herrschenden „Beutesystem" zu Leibe zu gehen. Etwa gleichzeitig war vom Kongreß in Washington ein ganz ähnliches, für die Vereinigten Staaten in ihrer Gesamtheit gültiges Zivil-Verwaltungsgesetz angenommen worden, aber in den sechs Jahren, die seitdem verflossen waren, hatte der Ausschuß, der die Ausführung des Gesetzes überwachen sollte, seine einzige Aufgabe darin gesehen, sich möglichst der Beachtung zu entziehen und in der Stille ein untätiges Dasein zu fristen. Das war den meisten Abgeordneten sehr erwünscht; sie hatten sich seinerzeit dem Ruf der öffentlichen Meinung nicht entziehen können und hatten für das Gesetz stimmen müssen, waren jedoch in der über-

wiegenden Mehrzahl der Ansicht, daß man am besten täte, wenn man das Gesetz sanft und allmählich wieder einschlafen ließe und so wenig wie möglich daran rührte.

Roosevelt war anderer Meinung. Er sah in dem Beutesystem das Hauptübel, das die ganze Verwaltung zugrunde richte und daher mit allen Mitteln beseitigt werden müsse. Seit siebzig Jahren hatte es unumschränkt geherrscht, denn Jackson, der 1828 Präsident wurde, hatte den Grundsatz aufgestellt, daß mit dem neuen Präsidenten die ganze Verwaltung erneuert werden müsse. So war es denn Sitte geworden, daß mit Ablauf der Amtszeit eines Präsidenten, d. h. alle vier Jahre, sämtliche Beamten, vom Minister bis zum jüngsten Briefträger, entlassen waren, daß Tausende von Familien an einem Tage brotlos wurden.

Nach dem Grundsatz: „Den Siegern gehört die Beute", den Marcy 1829 im Senat öffentlich aufstellte, besetzten der neu gewählte Präsident und der Kongreß all die erledigten Stellen mit Anhängern ihrer eigenen Partei, so daß es unter einem demokratischen Staatsoberhaupt nur demokratische, unter einem republikanischen nur republikanische Beamte gab. Dabei wurden die Stellen ohne Rücksicht auf die Fähigkeiten der Bewerber vergeben, sie waren vielmehr der vier Jahre lang wirksame Dank der herrschenden Partei für treue Parteidienste.

Solche Zustände bedurften dringend der Reform. „Keine Frage der inneren Verwaltung", sagt Roosevelt in einem seiner Aufsätze, „ist für die Vereinigten Staaten so wichtig wie die Frage der Reform der Zivilverwaltung, weil das Beutesystem seit siebzig Jahren der mächtigste aller jener Faktoren gewesen ist, die darauf abzielen, die Entartung unserer Politik herbeizuführen. Keine Republik kann von beständiger Dauer sein, wenn ihre Politik verdorben und niedrig ist, und das Beutesystem, die Anwendung der entwürdigenden Lehre, daß dem Sieger die Beute gehöre, auf die Politik erzeugt Verdorbenheit und Entartung. Der Mann, der sich mit der Politik beschäftigt, um Ämter zu erlangen, kann sich ebensogut mit der Politik beschäftigen um des Geldes willen, das er für seine Stimme erhalten kann, soweit das allgemeine Wohl in Be-

tracht kommt.... Der Beuteverteiler und der Beutesucher züchten notwendig den, der Bestechungen annimmt, und den, der Bestechungen gibt, den, der öffentliche Gelder unterschlägt, und den, der die Wähler besticht. Die Zivil-Verwaltungsreform ist nicht nur eine Bewegung, die den Staatsdienst besser gestalten soll; sie erfüllt auch diesen Zweck, aber ihr Hauptziel geht dahin, den Grundton des öffentlichen Lebens zu erhöhen."

An Stelle dieses schändlichen Beutesystems hat das Verdienstsystem zu treten, wenn der Staat gedeihen soll: Jeder nach seinem Verdienst; was er ist, nicht was er hat, was er kann, nicht was sein Fürsprecher für ihn tun kann, soll den Ausschlag geben, wenn jemand sich um ein Amt bewirbt. Zu welcher politischen Partei der Bewerber gehört, ist gleichgültig; er soll nicht einmal danach gefragt werden, sondern nur dartun, daß er imstande ist, die Stelle auszufüllen, auf die er Anspruch macht. Daß die Beamten nach vier Jahren wieder entlassen werden, um anderen, ungeübten Leuten Platz zu machen, hindert die Stetigkeit der Entwicklung; wie ein Beamter nur angenommen werden soll, wenn er die nötigen Fähigkeiten besitzt, so soll er auch nur entlassen werden, wenn er sich als untauglich erweist.

Dies sind im wesentlichen die Forderungen, die die Gegner des Beutesystems stellten, und die 1884 in dem Zivil-Verwaltungsgesetz dem Namen nach zur Anerkennung gelangt waren. In Wirklichkeit, wie gesagt, waren die meisten Abgeordneten jederzeit bereit, diesem Gesetz zu trotzen und ihre Anhänger in einflußreiche und einträgliche Stellungen hineinzuschieben, und der Ausschuß, der Listen von geeigneten Bewerbern für die einzelnen Ämter aufstellen, die Prüfungen vornehmen und gegen Übertretungen des Gesetzes einschreiten sollte, hütete sich wohl, sich durch übermäßige Schneidigkeit den Haß jener Leute zuzuziehen. So war also trotz der Handhabe, die das Gesetz bot, so ziemlich alles beim alten geblieben.

Mit Roosevelts Eintritt in den Ausschuß, dem außer ihm nur noch zwei Mitglieder angehörten, änderte sich die Sache. Auch seine beiden Kollegen waren rechtlich gesinnte, wackere Männer, die das Beutesystem mit all seinen üblen Folgen verabscheuten, aber es

fehlte ihnen die Kampfnatur und die durchgreifende Tatkraft, die Roosevelt in so hohem Maße eigen sind. Er ist zwar nie, wie vielfach behauptet wird, der Vorsitzende jenes Ausschusses gewesen, aber er war sicherlich die Seele desselben, und die Einigkeit, mit der die drei Männer ihres Amtes walteten, hat ihre schönen Früchte getragen.

Roosevelt war entschlossen, das Gesetz auf jeden Fall zur Anwendung zu bringen und gegen jede Übertretung vorzugehen. Sein Grundsatz war, daß man von den Beamten vor allem Unbestechlichkeit, Redlichkeit und Pflichttreue verlangen müsse; er wollte niemandem eine Staatsstellung einräumen, dem er nicht unbedenklich die Verwaltung seines eigenen Vermögens anvertraut hätte. Leute, die diesen Anforderungen nicht entsprächen, sollten von vornherein unberücksichtigt bleiben. Hatten sich die Beamten aber einmal bewährt, so sollten sie auch im Amte bleiben, mochte die herrschende Partei noch so oft wechseln.

Roosevelts Ansichten standen durchaus auf dem Boden des Zivil-Verwaltungsgesetzes.

Sobald der Ausschuß jetzt erfuhr, daß es irgendwo umgangen worden war, so schritt er mit einer Schnelligkeit und Schärfe ein, die den Kongreß in Verwirrung brachte und seine Wut entflammte. Dieses Verfahren übte auf die Vorsteher der einzelnen Verwaltungszweige eine äußerst heilsame Wirkung aus; sie überlegten es sich sehr, ob sie das Gesetz weiter mißachten und unbrauchbare Menschen in gut bezahlte Ämter schieben sollten, da sie mit Sicherheit darauf rechnen konnten, daß Roosevelt ihr Vergehen ungesäumt ahnden würde. Die Beamten anderseits lebten sich allmählich in ein Gefühl der Sicherheit hinein, das sie zuvor nicht gekannt hatten, denn sie brauchten nicht mehr zu fürchten, ihrer politischen Ansicht wegen eines schönen Tages entlassen zu werden.

Während der Ausschuß bisher seine Arbeiten in aller Stille und unter Ausschluß der Öffentlichkeit erledigt hatte, so daß das Gefühl Platz gegriffen hatte, es werde dort irgend etwas Geheimnisvolles betrieben, gewährte Roosevelt der Öffentlichkeit gern und im weitesten Maße Zutritt. Wenn ein Abgeordneter oder Senator wieder einmal

den Zivil-Verwaltungsausschuß angegriffen hatte, so konnte er sicher sein, daß er mit der nächsten Post von Roosevelt eine Einladung bekam, die Stätte seiner Wirksamkeit zu besuchen und sich durch den Augenschein von der Haltlosigkeit der Anklagen zu überzeugen. Ebenso bat er die Berichterstatter der Zeitungen, zu ihm zu kommen, und gab ihnen bereitwilligst jede Auskunft, die sie verlangten. Er scheute die Öffentlichkeit und die Kritik nicht im geringsten, sondern sorgte selbst dafür, daß alles, was im Ausschuß vorging, bekannt wurde, damit sich nach und nach die Überzeugung einbürgere, daß die Kommission durchaus unparteiisch die Ausführung des Gesetzes überwache.

Einst erschien in irgend einer Zeitung trotzdem wieder ein Artikel, in dem gesagt war, unter einer republikanischen Regierung brauchten sich nur Republikaner um Ämter zu bewerben. Roosevelts Erwiderung ließ nicht auf sich warten. Er bat die Vertreter der größten südstaatlichen Zeitungen zu sich, und als sie alle versammelt waren, hielt er folgende Ansprache:

„Meine Herren! Ich bin im Begriff, Sie zu bitten, mir diese Täuschung beseitigen zu helfen und zugleich Ihren eigenen Landsleuten einen Dienst zu erweisen. Ich habe nach unseren Aufstellungen die Liste der Beförderungen durchgesehen, und während die nördlichen und westlichen Staaten ihren vollen, teilweise sogar mehr als vollen Anteil daran haben, kommt der Süden dabei zu kurz. Ich bitte jeden von Ihnen, in der nachdrücklichsten Weise bekannt zu machen, daß es mein Wunsch ist, daß die jungen Leute des Südens sich melden, ohne Rücksicht auf ihre politischen Ansichten, und sich unseren Prüfungen unterziehen. Ich nehme im allgemeinen an, daß die meisten Ihrer gebildeten jungen Leute Demokraten sind; aber Sie können ihnen meine vollkommene Bürgschaft dafür übermitteln, daß sie in jeder Hinsicht dieselbe Berücksichtigung finden werden wie die jungen Leute aus anderen Teilen des Landes, daß niemand sie nach ihrem politischen Standpunkt fragen wird, und daß sie nach ihrem Verdienst und in regelmäßiger Ordnung befördert werden sollen. Der Ausschuß ist eine Einrichtung nicht für Republikaner und nicht für Demokraten, sondern für das ganze amerikanische Volk. Sie gehört dem Volke und wird, solange ich hier weile, ohne Unterschied zu seinem Besten verwaltet werden."

Immer größer wurde das Interesse, das das ganze Land an der Reform der Zivilverwaltung nahm; man bewunderte allgemein den Mann, der es wagte, mit solcher Rücksichtslosigkeit gegen die Verdorbenheit im Staatswesen vorzugehen und dafür den Haß und die Feindschaft aller lichtscheuen Elemente auf sich zu nehmen. Wer der Frevler war, galt ihm gleich; sogar in das Kabinett des Präsidenten Harrison griff er hinein und stellte ein Mitglied desselben, das geglaubt hatte, sich über die Vorschriften des Gesetzes hinwegsetzen zu dürfen, öffentlich an den Pranger. Damals hätte der Präsident den eifrigen, unbestechlichen und unbequemen Reformer gern von seinem Posten abgelöst, aber aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung, die völlig auf Roosevelts Seite stand, unterließ er eine solche Maßregel.

Die Anhänger des Beutesystems, die im Kongreß noch in bedeutender Anzahl ihren Sitz hatten, waren die erbittertsten Gegner Roosevelts. Sie empfanden es als eine Unverschämtheit, daß Roosevelt und der Ausschuß sich anmaßten, auf gesetzlicher Grundlage die Günstlingswirtschaft zu unterbinden, die einzig und allein vielen Senatoren und Abgeordneten ihren Einfluß sicherte. Sie konnten unter diesen Umständen Leute, die ihnen politische Dienste erwiesen hatten, nicht mehr durch das Hineinschieben in einträgliche Ämter belohnen, mußten daher also fürchten, bald keine Leute mehr zu finden, die ihnen überhaupt noch irgendwelche Dienste leisteten. Der Führer der Anti-Reformer war der Senator Gorman; seine Wut über Roosevelts Vorgehen trieb ihn zu immer neuen Angriffen, und er wurde von vielen seiner Kollegen wacker unterstützt.

Eine Gelegenheit, ihrem Unmut Luft zu machen, bot diesen Kongreßmitgliedern die in jeder Session wiederkehrende Beratung über den Etat des Zivil-Verwaltungsausschusses. Dann hatten sie überall zu nörgeln und fanden an allem, was der Ausschuß getan hatte, etwas auszusetzen, wobei nur gar zu deutlich der versteckte Wunsch zutage trat, die unangenehme Fußangel um jeden Preis los zu werden.

Was man gegen Roosevelt und das Wirken seiner Kollegen vorbrachte, war oftmals geradezu lächerlich. So erzählte Gorman einst im Senate von einem „gescheiten jungen Mann in Baltimore, einem

Bewerber um eine Briefträgerstelle", der bei der Prüfung aufgefordert worden sei, „den geradesten Weg von Baltimore nach Japan" anzugeben, und der, da er diese und ähnliche Fragen nicht habe beantworten können, zurückgewiesen worden sei. Sobald Roosevelt von dieser Rede Gormans erfuhr, bat er ihn in einem höflichen Schreiben um Angabe des Ortes und des Datums der Prüfung und lud ihn ein, alle Prüfungsarbeiten für Briefträger durchzusehen und sich davon zu überzeugen, ob die betreffenden Fragen je gestellt worden seien. Herr Gorman jedoch erklärte seinen Kollegen im Senat, er habe getan, was er immer zu tun pflege, wenn sich unverschämte Leute in seine eigenen Angelegenheiten einmischten: er habe von dem Schreiben keine Notiz genommen.

Auf diese Unverfrorenheit antwortete Roosevelt mit einem offenen Brief, der folgendermaßen schloß:

„Hochgesinnter, gefühlvoller Herr Gorman! Standhafter, vertrauensseliger Herr Gorman! Nichts vermochte seinen Glauben an den „gescheiten jungen Mann" zu erschüttern. Anscheinend hat er noch nicht einmal versucht, seinen Namen ausfindig zu machen — wenn er überhaupt einen hatte; in der Tat, sein Name, wie alles andere an ihm, ist bis heute mit dem stygischen Mantel eines unergründlichen Geheimnisses bedeckt. Noch weniger hat Herr Gorman versucht, die Angaben, die ihm gemacht worden sind, richtig zu stellen; es genügt ihm, daß sie gemacht worden sind. Kein rauher Verdacht, kein ernstes Verlangen nach Aufklärung oder Beweisen steigt in seiner arglosen, unverdorbenen Seele auf. Er glaubt alles, was man ihm sagt, selbst wenn er den Namen seines Gewährsmannes vergessen — oder nie gewußt hat. Es würde wirklich schwer fallen, ein Beispiel für einen festeren Glauben an die menschliche Natur zu finden — selbst an die anonyme menschliche Natur. Und hiermit endet die Geschichte von dem unschuldigen Herrn Gorman und seinem ungreifbaren Freund, dem gescheiten jungen Mann ohne Namen."

Ein andermal brachte eine Zeitung, die auf seiten Gormans und seiner Freunde stand, das Faksimile eines Rooseveltschen Briefes und fragte entrüstet, ob ein Mann mit einer solchen Handschrift wohl je die Prüfung als Schreiber dritter Klasse in seinem eigenen Bureau

bestehen würde, und doch sitze er in der Kommission, die über die Handschriften anderer zu entscheiden habe.

Auch hier gab Roosevelt den Schlag in einer Weise zurück, daß der Herausgeber nichts weiter von sich hören ließ. Er gestand gut gelaunt ein, daß er sich um eine Schreiberstelle nicht bewerben könne, und das sei gut, denn er hätte nur einen armseligen Schreiber abgegeben, während er ein gutes Kommissionsmitglied vorzustellen glaube. „Und," fügte er hinzu, „das ist gerade die Sache. Nach unserem System der Prüfungen für die Zivil-Verwaltung könnte ich nicht hineinkommen, während ich nach dem alten Beutesystem, dem Sie das Wort reden, Fürsprecher genug gehabt hätte, um die Beförderung in eine Schreiberstelle zu erlangen, für die ich untauglich wäre. Sehen Sie den Unterschied?"

In ihrer Verbissenheit gingen seine Gegner im Kongreß so weit, daß sie die Summe, die für den Ausschuß festgesetzt war, zwar nicht ganz strichen, aber doch bedeutend verkürzten. Sofort traf Roosevelt seine Gegenmaßregeln. Er nahm den Plan, auf dem die Reisen vorgeschrieben waren, die die Kommissionsmitglieder zur Abhaltung der Prüfungen ausführen sollten, und strich einfach alle Bezirke, deren Abgeordnete für die Verkürzung der Geldmittel gestimmt hatten. Zugleich benachrichtigte er die Zeitungen von dem, was geschehen war, und fügte hinzu, es sei nur recht und billig, daß, solange aus Mangel an Geld die Liste der Prüfungsorte verkürzt und einige Bezirke geopfert werden müßten, diejenigen Abgeordneten, die die Einschränkungen befürwortet hätten, auch die Folgen trügen. Darüber entstand dann ein großes Geschrei, besonders bei denen, die sich so der Möglichkeit beraubt sahen, eine Prüfung abzulegen, und der Kongreß war schließlich genötigt, dem Ausschuß die volle Summe, die gefordert worden war, zu bewilligen.

Unter solchen Kämpfen und oftmals kleinlichen Verdrießlichkeiten übte Roosevelt sein Amt in immer gleicher Weise sechs Jahre lang aus, denn Präsident Cleveland, der nach Harrisons Scheiden in das Weiße Haus eingezogen war, hatte ihn gebeten, es zu behalten. Seine Energie wirkte belebend auf seine Kollegen. „Jeden Tag," sagte einer von ihnen, „ging ich ins Bureau wie zu einem Vergnügen.

Da er da war, wußte ich, daß sicher etwas geschehen würde, was unsere Arbeit der Mühe wert machte, und wenn er ging, so war ich nicht mehr bei der Sache."

Das Ergebnis seiner Wirksamkeit faßt Roosevelt zusammen in den Worten: „Vergehen wurden im weitesten Umfange an die Öffentlichkeit gebracht. Selbst wo wir oft nicht imstande waren, den Kampf, den wir ausfochten, zu gewinnen, schob doch die Tatsache, daß wir ihn überhaupt aufgenommen hatten, und der Umstand, daß wir bereit waren, ihn auf eine Herausforderung hin zu erneuern, der Wiederholung des Vergehens einen starken Riegel vor. Während daher noch eine Menge Verletzungen und Umgehungen des Gesetzes vorgekommen sind, war doch ihr Prozentsatz in Wahrheit sehr gering, wenn man die Ausdehnung der Zivil-Verwaltung mit in Rechnung zieht. Im ganzen genommen, ist es zweifelhaft, ob ein Prozent aller Beamten aus politischen Gründen entlassen worden sind; mit anderen Worten: wo unter der Herrschaft des Beutesystems hundert Menschen ihre Stelle verloren hätten, verblieben nach dem Zivil-Verwaltungsgesetz, wie es unter unserer Aufsicht gehandhabt wurde, neunundneunzig in ihren Ämtern."

Als Roosevelt im Jahre 1895 sein Amt als Mitglied des Zivil-Verwaltungsausschusses niederlegte, konnte ihn Präsident Cleveland mit Recht zu seinen Erfolgen beglückwünschen. Er hatte ein Riesenwerk vollbracht. Nicht darin allein liegt sein Verdienst, daß er die Zahl der nach Verdienst und Würdigkeit besetzten Stellen von 14 000 auf 40 000 erhöhte, sondern vor allem darin, daß er den Weg vorgezeichnet und in rastloser Tätigkeit sechs Jahre lang verfolgt hat, der die Staatsverwaltung wirksamer gestalten und ihr moralisches Ansehen erhöhen mußte. Die Offenheit und Ehrlichkeit, mit der er seine Kämpfe mit Gegnern aller Art ausgefochten hatte, der Mut, mit dem er allem, was er für unrecht hielt, entgegengetreten war, hatten ihre Wirkung nicht verfehlt und ihm die Achtung weiter Kreise erworben. Wie gewaltig die Arbeitslast gewesen ist, die er zu bewältigen hatte, kann man am besten daran sehen, daß nach Aussage der Beamten der Kongreß-Bibliothek ein Schreiber eine gute Woche zu tun haben würde, wenn er eine einigermaßen vollständige Liste aller Aufsätze

und sonstigen Schriften anfertigen sollte, die Roosevelt damals zur Verteidigung der Reform veröffentlicht hat.

Er hatte sich entschlossen, die ihm angebotene Stellung als Polizeipräsident in Neu York anzunehmen, und veruneinigte sich hierüber zum ersten und einzigen Male mit seinem treuen Mitarbeiter Procter. Dieser wollte ihn überreden zu bleiben, und darum stritten beide lange hin und her, bis Roosevelt ihm endlich die Hand auf die Schulter legte und sagte: „Alter Freund! Ich bin zu der Ansicht gekommen, daß es recht ist, wenn ich gehe."

Da schüttelte Procter ihn fast rauh ab und stand vom Tisch auf. „Gut," sagte er, „gehen Sie! Sie müssen doch immer Ihren Willen haben, und ich glaube, Sie haben recht; waschen Sie die Stadt rein, ganz rein!" und der graubärtige alte Mann ging hinaus und weinte wie ein Kind.





Sechstes Kapitel.

Roosevelt als Polizeipräsident von Neu York.

Der alte Procter war nicht der einzige, der ihm von der Übernahme des neuen Amtes abzuraten versuchte. Seine Freunde waren allgemein der Ansicht, daß er zu gut dazu sei, um Polizeipräsident in Neu York zu spielen, zumal die Polizei Neu Yorks einen Ruf genoß, wie man ihn sich nicht schlimmer denken konnte. Aber das gerade reizte Roosevelt; er sah eine Aufgabe vor sich, die zu erfüllen der Mühe wert war, und glaubte ihr gewachsen zu sein, während er das Amt als Kommissar für das städtische Straßenreinigungswesen, das ihm zuerst angeboten worden war, „aus Mangel an Sachkenntnis" abgelehnt hatte. Wenn es ihm glückte, das Polizeiwesen zu reformieren, so hoffte er damit zugleich, all seinen Mitbürgern einen großen Dienst erwiesen zu haben. Er blieb also gegen alle Bitten taub und trat am 5. Mai 1895 sein Amt an.

Die Zustände, die er vorfand, waren trostlos. Das ganze Polizeiwesen war untrennbar mit der Politik verquickt; die herrschende Partei, demokratische Anhänger des Beutesystems, die sich in der Stadt zum Tammany-Ring*) zusammengeschlossen hatten und jahrelang eine wahre Tyrannei ausübten, gebrauchte die Polizeibeamten in schamloser Weise als Werkzeuge ihrer Habgier. Wie überall in der Stadtverwaltung, machte sich bei der Polizei die ärgste Sittenverderbnis, Unehrlichkeit und Schwäche breit. Die Beamten steckten

---

*) Tammany (ursprünglich Tamanend, bei Cooper Tammenund) war ein Delawarenhäuptling, der im 17. Jahrhundert weise und friedlich über seinen Stamm herrschte. Die Demokraten Neu Yorks haben ihn später zu ihrem Schutzheiligen erkoren und den 1. Mai als seinen Feiertag festgesetzt.

mit Spitzbuben und Verbrechern unter einer Decke; wer bezahlte, den ließen sie laufen, wer nicht zahlen konnte oder wollte, wurde von ihnen auf jede Weise drangsaliert. Anstatt ein Schutz für die Bürger zu sein, waren sie eine Plage, und mancher wollte lieber mit einem Räuber zu tun haben als mit einem Schutzmann.

Unter der Tammany-Herrschaft wurden alle Beamtenstellen gekauft. Nur wenn ein sehr einflußreiches Kongreßmitglied einen Schützling untergebracht wissen wollte, kam dieser davon, ohne zahlen zu müssen; sonst hatte jeder die ihm abverlangte Summe zu erlegen.

Für die Polizeibeamten war ein besonderer Tarif vorhanden. Eine gewöhnliche Schutzmannsstellung kostete 200 bis 300 Dollar; wer den Ehrgeiz besaß, Polizeioffizier zu werden, mußte für die einträgliche Stelle 12 000 bis 15 000 Dollar anlegen.

Bei der Festsetzung dieser hohen Preise hatte man den Umstand mit berücksichtigt, daß Polizeibeamte in ausgedehntem Maße Gelegenheit hatten, sich Nebeneinnahmen zu verschaffen, d. h. Bestechungen anzunehmen, und die Männer, die ihre Ämter so teuer erkauft hatten, waren sicher, von ihren Vorgesetzten nicht getadelt zu werden, wenn sie jeden schröpften, der ihnen in die Finger kam, wenn sie nur ehrlich teilten und die Hälfte ihrer Beute an die Tammany-Führer abgaben. Die Einnahmen, die die demokratische Partei sich in dieser Weise verschaffte, gingen nachweisbar in die Millionen.

Ein Polizeioffizier konnte bei den Befugnissen, mit denen er ausgestattet war, diese Räuberrolle mit unglaublichem Erfolge spielen. Er erhob seine Steuern von Schuldigen und Unschuldigen. Wenn irgend ein Gastwirt sich an die gesetzlichen Vorschriften halten wollte und daher die „freiwilligen“ Zahlungen an die Polizisten verweigerte, wurde sein Konkurrent, der schlauer war, mit so weitgehenden Rechten und Zugeständnissen bedacht, daß der ehrliche Geschäftsmann entweder zugrunde gerichtet wurde oder sich schließlich genötigt sah, es ebenso zu machen wie jener, d. h. zu zahlen. Für Geld drückte die Polizei überall ihre Augen zu; die Spielhöllen, Schnapsläden und Bordelle stellten eine nie versiegende, reichlich fließende Einnahmequelle dar, aber auch jedes andere Laster mußte dazu herhalten, den Beutel der Polizei und damit der Stadtverwaltung zu füllen.

Dieses schändliche Treiben der Tammany-Leute rüttelte allgemach auch den ruhigsten Bürger aus seiner trägen Ruhe auf; da Verbrechen und Gesetzlosigkeit erschreckend überhand nahmen, wurde der Ruf nach Reformen immer lauter und äußerte sich bei der Mayorwahl des Jahres 1894 darin, daß man die Tammany-Partei vertrieb und den Republikaner Strong, der die beste Absicht, wenn auch nicht immer die Kraft hatte, Recht und Gerechtigkeit walten zu lassen, zum Oberhaupt der Stadt wählte. Als er im folgenden Jahre sein Amt antrat, bat er Roosevelt, die Leitung des Polizeiwesens zu übernehmen und den aller Beschreibung spottenden Zuständen ein Ende zu machen.

Als Roosevelt zum ersten Male in Mulberry Street, dem Hauptquartier der Neu Yorker Polizei, erschien, begrüßte ihn der Chef der Geheimpolizei, Byrnes, mit den Worten: „Das System (nämlich das Bestechungssystem, wie es bisher geherrscht hatte) wird Ihren Widerstand brechen. Sie werden nachgeben, denn Sie sind doch nur ein Mensch."

Die Antwort Roosevelts bestand darin, daß er die Politik völlig von der Polizei trennte und dem Kongreß keinerlei Einfluß auf die Stellenbesetzung einräumte. Bei Anstellungen und Beförderungen sah er nur auf die Tauglichkeit, schied alle schwächlichen, körperlich ungewandten und dem Trunk ergebenen Bewerber von vornherein aus und war zufrieden, wenn die übrigbleibenden bei den Prüfungen ein bescheidenes Maß von Kenntnissen, dafür aber gesunden Menschenverstand bewiesen. Um ihr politisches oder religiöses Glaubensbekenntnis, um ihre Hautfarbe oder sonstige Äußerlichkeiten kümmerte er sich nicht im mindesten.

Um zu erfahren, wie es mit der Pflichttreue der Beamten stand, machte er oftmals, gewöhnlich in Begleitung eines vertrauten Freundes, in der Zeit zwischen Mitternacht und Sonnenaufgang die Runde durch bestimmte Stadtbezirke und revidierte die Posten.

Von dem ersten Rundgang dieser Art entwirft sein Freund Leupp die folgende interessante Schilderung:

Nur mit einem Stöckchen und einer geschriebenen Liste der Schutzmannsposten des Bezirks, den man besuchen wollte, bewaffnet,

traf sich Roosevelt um ½2 Uhr nachts mit einem Freunde an der verabredeten Stelle. „Sie schritten jedes Revier besonders ab. In den ersten dreien fanden sie nur einen Mann auf dem Posten. Einer der beiden anderen war weggegangen, um dem im dritten Revier beizustehen, aber es war keine Spur zu entdecken, wo der dritte sich aufhielt. Sie wandten sich einer anderen Straße zu und stießen auf einen Schutzmann, der mit einer Frauensperson auf einer Kiste saß.

»Schutzmann«, fragte der Präsident, »tun Sie Ihren Dienst auf Posten 27?«

Der Bursche sprang schleunigst auf. Obwohl der nächtliche Wanderer ihm unbekannt war, wußte er offenbar in Polizeiangelegenheiten Bescheid; daher gab jener sich alle Mühe, willfährig zu erscheinen, und stammelte: »Ja, Herr, ich tue Dienst.«

»Ist es in der Ordnung, daß Sie sitzen?« fragte der geheimnisvolle Fremde.

»Ja — nein — ich habe nicht gesessen, Herr. Ich habe eben auf meinen Kollegen gewartet, den Schutzmann im nächsten Revier. Wirklich, ich habe nicht gesessen.«

»So, so«, sagte der Fremde, wandte ihm kurz den Rücken und ging weiter.

Der Beamte lief ihm nach und setzte ihm noch einmal mit großer Zungenfertigkeit auseinander, daß er nicht gesessen habe — er habe sich gerade ein wenig an etwas angelehnt, während er wartete.

»Das genügt; Sie folgen mir über Ihr Revier hinaus. Gehen Sie auf Ihren Posten zurück und melden Sie sich heute morgen um ½10 Uhr bei mir auf dem Präsidium. Ich bin der Polizeipräsident Roosevelt.«

Drei Straßen weiter trafen die Wanderer einen Schutzmann, der sich mit einem Mann und einer Frau etwas erzählte. Sie gingen an der Gruppe vorüber und kehrten dann um; die Frau war gegangen, aber der Polizist und der Mann waren noch in tiefer Unterhaltung begriffen. Das Gespräch wurde unterbrochen, damit der Beamte auf die Fragen des Präsidenten antworten konnte. Der andere Mann ergriff die Gelegenheit und entschlüpfte.

»Sie waren betrunken, Herr, ein wenig angeheitert«, lautete die

Entschuldigung des Schutzmanns, als er den Zusammenhang begriff. »Ich versuchte eben, sie ein bißchen zu beruhigen. Es tut mir leid, Herr, sehr leid.«

»Genug. Kommen Sie um ½10 Uhr in das Bureau des Polizeipräsidenten Roosevelt.«

Der Präsident machte sich auf die Suche nach dem Wachtmeister, um ihn für all diese Nachlässigkeiten im Dienst zur Rechenschaft zu ziehen. Er fand den Wachtmeister in einem anderen Revier, wie er mit zwei Schutzleuten schwatzte.

»Wer von Ihnen gehört hierher?« fragte der Präsident, sich an die Schutzleute wendend.

Diese sowie ihr Begleiter wurden bei der Frage frech. »Was geht Sie das an?« erwiderte einer von dem Kleeblatt.

Der Präsident gab keine Antwort, sondern wiederholte nur seine Frage in anderer Form: »Wer von Ihnen hat das Revier 31 zu beaufsichtigen?«

Jetzt gerieten sie offenbar in Verlegenheit. Beim Schein einer nahen Gaslaterne erkannte der Wachtmeister das Gesicht des Fragestellers. Er warf einem seiner Begleiter einen vielsagenden Blick zu, und dieser antwortete ziemlich bescheiden: »Ich, Herr.«

Der andere gab an, wohin er gehörte, und begab sich schleunigst auf seinen Posten, während der Wachtmeister sich auszureden versuchte, »er habe die Schutzleute eben aufgefordert, herumzugehen und ihre Pflicht zu tun«, als der Präsident herangetreten sei.

»Sie können mich um ½10 Uhr besuchen und mir das alles berichten«, war die Antwort. »Ich habe jetzt keine Zeit, das anzuhören.«

Und so ging es weiter, bis der Morgen graute. Der unangenehme Eindruck, den diese Entdeckungen hervorriefen, wurde ein wenig abgeschwächt, als der Präsident in einen Bezirk kam, wo er alles in Ordnung fand. Der Offizier, der ihn verwaltete, erhielt den Befehl, sich an demselben Tage im Präsidium einzufinden, aber nicht, um wie die anderen getadelt zu werden, sondern um eine Belobigung zu erhalten. Die bestürzten Missetäter brachten bei ihrem Verhör um ½10 Uhr alle möglichen Entschuldigungen für ihre Versehen vor.

Einige von ihnen versicherten dem Präsidenten außerdem, es sei die erste Nacht gewesen, in der sie sich etwas hätten zuschulden kommen lassen.

»Sorgen Sie dafür, daß es auch die einzige bleibt«, war seine Antwort. »Ich will mich mit meinen eigenen Augen davon überzeugen, wie Sie Ihre Zeit anwenden.«"

Auf einem anderen dieser nächtlichen Rundgänge fand er von zehn Schutzleuten nur einen, der seinen Dienst regelrecht versah. Einer saß mitten auf dem Bürgersteig auf einem Butterfaß und schnarchte, daß es auf der anderen Straßenseite zu hören war; als er geweckt wurde, wollte er grob werden. Das Revier eines anderen schritt Roosevelt dreimal ab, ohne den Mann finden zu können. Er wollte schon unverrichteter Sache weitergehen, als der Inhaber eines Nachtcafés, in dem die Gäste in Streitigkeiten geraten waren, mit einem Knüttel heraustrat und durch Schläge auf das Pflaster das allgemein gebräuchliche Zeichen gab, daß er polizeilichen Beistand wünsche. Dreimal wiederholte er das Signal, ohne daß der zuständige Schutzmann sich zeigte, und wandte sich schließlich mit den ärgerlichen Worten an Roosevelt, der stehen geblieben war:

„Wo zum Donnerwetter mag der Spitzbube nur schlafen? Er hätte es mir doch sagen müssen, wenn er den Barbierladen aufgegeben hat, damit ihn ein Mensch finden kann!"

Diesen Schutzmann ließ Roosevelt ebenfalls zu sich kommen und fragte ihn, warum er seine Schlafstelle gewechselt habe.

Roosevelts nächtliche Besuche brachten die ganze Polizeimannschaft auf die Beine. Die Leute fühlten sich keinen Augenblick sicher, denn zu jeder Stunde des Tages und der Nacht konnten sie seine Brillengläser vor sich auftauchen sehen, und taten daher ihren Dienst pünktlich und gewissenhaft. Schon nach den ersten Wochen war er allgemein bekannt unter dem Namen Harun al Roosevelt.

Er hatte bald herausgefunden, was die Schuld an der Unzulänglichkeit und Verdorbenheit der Polizei trug. Der bei weitem größere Teil der Leute waren tüchtige, brauchbare Männer, aber da sie darauf angewiesen waren, sich Nebeneinnahmen zu verschaffen, und dies von ihren Vorgesetzten durchaus nicht gemißbilligt wurde, so waren alle gezwungen, mitzumachen.

Das meiste Geld erpreßten sie von den Schankwirten; wenn diese an den Schutzmann zahlten, so konnten sie ihre Kneipen so lange offen halten, wie sie wollten. Es erschien Roosevelt daher als das notwendigste, die über das Öffnen und Schließen der Gastwirtschaften bestehenden Gesetze besonders einzuschärfen und jede Übertretung streng zu bestrafen.

Nun war kurze Zeit zuvor ein Gesetz erlassen worden, nach dem die Gastwirtschaften am Sonntag geschlossen bleiben mußten. Wie es aber vielen solchen Vorschriften ergeht, bestand auch diese eigentlich nur auf dem Papier. Die Polizei bediente sich ihrer, um von den Wirten möglichst hohe Summen herauszuschlagen, und dachte im Ernst gar nicht daran, das Gesetz durchzuführen.

Da befahl Roosevelt die sorgfältigste Beachtung dieser Verfügung und verlangte, daß die Schutzleute die Kneipen, wenn es sein müßte, mit Gewalt schlössen und die Wirte, die sich ihren Anordnungen widersetzten, zur Anzeige brächten. Ein Sturm der Entrüstung erhob sich über diese Maßregel, denn da die Polizisten immer vor einem persönlichen Eingreifen ihres Präsidenten auf der Hut sein mußten, so führten sie sie natürlich aus und erregten dadurch eine unbeschreibliche Wut bei den zwölf- bis vierzehntausend Gastwirten, die damals in Neu York ihr Gewerbe betrieben.

Die halbe Stadt nahm innigen Anteil an dem Mißgeschick, das ihre Mitbürger betroffen hatte. Einzeln und in Gruppen und Scharen kamen Bittsteller zu Roosevelt, um ihn zu ersuchen, die Maßregel wieder aufzuheben; Mitglieder der Stadtverwaltung rieten ihm, nicht alles auf den Kopf zu stellen und mit „Zurückhaltung" zu Werke zu gehen. Aber Roosevelt erwiderte ihnen, von „Zurückhaltung" stehe nichts in seinem Diensteid; er habe geschworen, die zu Recht bestehenden Gesetze durchzuführen, und werde seinem Eide treu bleiben. Er habe das Gesetz nicht gemacht; wenn es schädlich sei, so müsse es auf dem verfassungsmäßigen Wege aufgehoben werden, solange das aber nicht geschehe, werde er für seine Ausführung gewissenhaft Sorge tragen. Dabei wies er auf die Worte Lincolns hin: „Laßt die Achtung vor dem Gesetz in Schulen und Universitäten lehren, in Lesebüchern und Fibeln drucken, von den Kanzeln herab

verkünden, in den Versammlungen der Volksvertreter zum Ausdruck bringen und bei den Gerichtshöfen erzwingen — kurz, laßt sie zum politischen Glauben des Volkes werden."

Obwohl nun Roosevelt nichts Böses weiter tat, als daß er ein Gesetz auf redliche Weise durchführte, das früher unredlich gehandhabt worden war, wollte der Lärm und das Geschrei doch nicht zur Ruhe kommen. Einige Zeitungen, die besonders gut zu hetzen verstanden, beschwerten sich darüber, daß Mord und Diebstahl zunähmen, da die Polizei vollauf damit zu tun habe, die Kneipen zu schließen und zu überwachen, und daher nicht imstande sei, die Bürger vor Verbrechern zu schützen. Das hörte Roosevelt alles schweigend mit an. Er blieb fest bei seiner Ansicht und wurde bald gerechtfertigt, als der Direktor des Bellevue-Hospitals ihm melden konnte, daß zum ersten Male seit dem Bestehen der Anstalt am Montag kein „Fall" zur Behandlung gekommen sei, der einer Prügelei in der Trunkenheit seinen Ursprung verdankte, als die Polizeigerichte feststellten, daß die Zahl der Bestrafungen abnahm, als die Sparkassen bekannt gaben, daß die Menge und Höhe der Einzahlungen beständig anwachse, und die Pfandleihen über schlechte Zeiten klagten.

Als der Streit um die Sonntagsruhe alle Gemüter beschäftigte, beschlossen die „Vereinigten Gesellschaften für liberale Sonntagsgesetze" einen Riesenumzug als Protest gegen Roosevelts angebliche Tyrannei. Eine Anzahl von Stadtvätern sowie die Vertreter der bedeutendsten Brauereien und Brennereien waren eingeladen, die Demonstration mit anzusehen; man hatte für sie eine Tribüne errichtet und so nebenbei auch Roosevelt eine Einladung geschickt. Man sah es als selbstverständlich an, daß er fernbleiben würde, da die ganze Veranstaltung ja gegen ihn gerichtet war.

Wie groß war daher das Erstaunen aller, als er, die Anwesenden mit freundlichen Worten und Verbeugungen begrüßend, plötzlich auf der Tribüne erschien und in der vordersten Reihe Platz nahm. Mit Fahnen und Bannern kamen die einzelnen Trupps vorübergezogen. An der Spitze einer solchen Abteilung marschierte ein Deutscher, ein Mitkämpfer aus dem Krieg mit Frankreich, dem die Beschränkung seines Sonntagstrunkes unerträglich erschien. Er hatte einen be-

sonderen Haß auf den Polizeipräsidenten geworfen, und als er bei der Tribüne angelangt war, rief er, mit der Hand auf die vorhergehenden Gruppen weisend, so spöttisch und so laut wie möglich:

„Nun, wo ist der Roosevelt?"

Er traute kaum seinen Sinnen, als sich plötzlich ein rundes, bebrilltes Gesicht über ihm über die Brüstung beugte und ihm in deutscher Sprache erwiderte:

„Hier bin ich! Was willst Du, Kamerad?"

Der Deutsche war sprachlos und starrte hinauf, als sähe er einen Geist. Sobald er aber begriffen hatte, was vor sich ging, riß er seinen Hut vom Kopfe und brüllte: „Ein Hurra für Roosevelt!"

Trupp auf Trupp kam vorüber. Der eine trug in seiner Mitte ein Transparent mit der Aufschrift: „Roosevelts Betrunkenheits-Reform-Rummel"; ein zweites zierten die Worte: „Schickt den Polizei-Zaren nach Rußland!" Roosevelt lachte, als er die Bildwerke sah, und schickte einen Schutzmann hinter dem Wagen her, der die Träger bitten sollte, ihm beide als Andenken zu verehren. Die Leute waren darüber so verwirrt, daß sie gar nicht daran dachten, es abzuschlagen; als man vielmehr sah, wie rosiger Laune Roosevelt war, und der Deutsche sein Hurra ausbrachte, stimmten die Umstehenden mit ein, so daß nun eine Schar um die andere unter Hochrufen auf Roosevelt an der Tribüne vorübermarschierte. Was eine Verwahrung gegen seine „Tyrannei" hatte sein sollen, wurde zum Huldigungszuge für ihn. Mancher gab seinen Gefühlen noch besonders Ausdruck, und „Bravo, Teddy!" „Er hat schon recht!" „Ein tüchtiger Kerl!" erscholl es aus der Menge.

Aber der Haß der Leute, denen er ihr Handwerk gelegt hatte, war darum nicht besänftigt; im Gegenteil, als man merkte, daß er beim Volk Freunde gewann, gab man sich alle erdenkliche Mühe, ihn loszuwerden. Ein paar Stadträte, deren Interesse eng mit dem der Wirte verbunden war, versuchten, noch nachträglich ihr Veto gegen seine Berufung einzulegen, da diese nur vom Mayor Strong ausgegangen war. Aber unbewußt hatte sich Roosevelt hier selbst vor Jahren einen Dienst erwiesen. Als Abgeordneter in Albany hatte er 1883 ein Gesetz durchgebracht, das dem Stadtrat das Vetorecht

nahm und die wichtigsten Befugnisse desselben dem Mayor übertrug. Zu ihrem Leidwesen mußten die braven Stadtväter also erfahren, daß ihre Macht dahin war und sie kein Vetorecht mehr besaßen.

Da half also kein Brummen, man mußte ihn eben behalten; wie verhaßt er aber in manchen Kreisen gewesen ist, geht daraus hervor, daß man ihm sogar nach dem Leben trachtete. Zweimal fand man Bomben in seinem Pult, und daß er nicht zu Schaden gekommen ist, hat er seinem unerschrockenen Mut und der Aufmerksamkeit seiner Leute zu verdanken.

Denn schließlich gehörten die, die ihm grollten, doch immer nur einer bestimmten Klasse von Menschen an. Da er alles lichtscheue Gesindel und alles, was sich unter irgend einem Vorwand an Leben und Eigentum des Nächsten vergriff, mit unnachsichtlicher Strenge verfolgte, so war er der Schrecken aller, die mit den Gesetzen auf gespanntem Fuße lebten; dafür erwarb er sich aber in kurzer Zeit die unbedingte Hochachtung aller rechtlich denkenden Leute. Er wurde bald eine stadtbekannte Persönlichkeit; wo er sich sehen ließ, eilten die Kinder in hellen Haufen herbei, und da er sich gern mit ihnen unterhielt, so erzählten sie ihm ihre kleinen und großen Kümmernisse und erwarteten, daß er ihnen hülfe, wenn es ginge. So fest gewurzelt war diese Auffassung in den Seelen der Kinder, daß sie noch, als er schon gar nicht mehr Polizeipräsident war, auf das Präsidium kamen und mit Roosevelt zu sprechen wünschten, da er ihnen helfen würde.

Wer die Schwachen und Unmündigen zu Freunden hat, dem können sich auch die Herzen der Erwachsenen nicht verschließen, zumal wenn er eine so offene, von Gerechtigkeitsgefühl durchdrungene Natur ist wie Roosevelt. Das erfuhren vor allem die ihm unterstellten Beamten. Es waren im Grunde genommen zum größten Teil Männer, die ihren Berufspflichten in jeder Hinsicht gewachsen waren. Da sie aber stets das schlechte Beispiel vor Augen gehabt hatten, das ihre Vorgesetzten ihnen gaben, so hatten sie sich damit bescheiden müssen, es ebenso zu treiben wie jene, um im Kampf ums Dasein zu bestehen. Jetzt aber hatten sie einen Führer gefunden, der zum ersten Male und zum allgemeinen Staunen darauf hingewiesen hatte, daß man den

Diensteid auch heilig halten müsse, der den Verkauf von Branntwein an Kinder als Mord und die Annahme von Bestechungen als Diebstahl bezeichnete.

Die Polizisten hatten sich daran gewöhnt, daß sie für ihre verwerflichsten Handlungen keinen Tadel, aber für ihre heldenmütigsten auch kein Lob zu hören bekamen. Roosevelt war erst wenige Tage im Amt, als ein Schutzmann eines Nachts einen Einbrecher verfolgte, der in seiner Angst schließlich in den Tunnel der Untergrundbahn hinabsprang, um jenem zu entkommen. Ohne sich zu besinnen, sprang der Beamte ihm nach und setzte Leib und Leben aufs Spiel; es gelang ihm, den Flüchtling einzuholen und zu überwältigen, und als Roosevelt von dem Vorfall Kenntnis erhielt, beförderte er den Mann in eine höhere Stellung.

Ein anderer, der zu Rad Dienst tat, fuhr einem durchgegangenen Pferde nach, das auf den belebten Straßen das größte Unheil anrichten mußte. Nach harten Anstrengungen glückte es ihm, des Tieres Herr zu werden, aber er selbst mußte mit gebrochenen Gliedern und am ganzen Körper zerschunden in das Krankenhaus geschafft werden. Als er vom Bett aufstand, war er Wachtmeister, und die Medaille für bewiesene Tapferkeit schmückte seine Brust.

Als ein schon ergrauter Schutzmann eine Frau rettete, indem er mit Hintansetzung seines Lebens durch das kalte, mit Eis treibende Wasser schwamm und sie an der Küste landete, berief ihn Roosevelt zu sich und beförderte ihn. Der alte Mann, ein Veteran aus dem Bürgerkrieg, hatte bereits achtundzwanzig Menschen mit eigener Lebensgefahr gerettet, denn sein Revier lag am Strande, wo Unglücksfälle häufig sind. Während seiner ganzen Dienstzeit hatte er sich nicht das geringste zuschulden kommen lassen, der Kongreß hatte ihn zweimal durch die Medaille für bewiesene Tapferkeit ausgezeichnet und ihm die Rettungsmedaille verliehen, aber die Polizeiverwaltung hatte nie ein Wort der Anerkennung für ihn gehabt; sie hatte ihm erlaubt, sich auf eigene Kosten eine neue Uniform zu kaufen, wenn die alte beim Rettungswerk unbrauchbar geworden war. Noch nicht vier Wochen stand Roosevelt an der Spitze der Polizei, als er bekannt machen ließ, daß Kleidungsstücke, die unbrauchbar würden, indem jemand im Dienste das Leben wagte, ein Ehrenzeichen seien,

dessen Kosten bezahlen zu dürfen die Verwaltung sich zur Ehre anrechne.

Durch diese Behandlung weckte er in den Beamten die Liebe zu ihrem Beruf. Sie wußten jetzt, daß sie nach ihren Verdiensten beurteilt wurden, und daß ihnen die Fürsprache selbst hervorragender Männer bei Roosevelt nichts half, wenn sie nicht brauchbar und zuverlässig waren. Während man früher nur mit Unwillen und Verachtung von der Polizei sprach, entwickelte sie sich unter Roosevelts Leitung zu einer Macht, auf die der Neu Yorker mit Stolz und Freude blickte. Um diesen Umschwung herbeizuführen, hatte es, wie er selbst sagte, keines besonderen Genies bedurft. Notwendig war nur die Übung der gewöhnlichen, allgemeinen, ziemlich alltäglichen Tugenden, deren Besitz man bei jedem guten Bürger voraussetzen sollte. Gesunder Menschenverstand, Ehrlichkeit, Mut, Tatkraft, Entschlossenheit, die Bereitwilligkeit zu lernen und der Wunsch, gegen jeden so freundlich zu sein, wie es sich mit strenger Pflichterfüllung vertrug — das waren die Eigenschaften, die vor allem not taten.

Daß seine Freundlichkeit und Güte auch bisweilen gemißbraucht wurden, gereicht ihm eher zur Ehre als zum Vorwurf. Er ist von einem felsenfesten Glauben an das Gute im Menschen beseelt und traut von vornherein niemand eine Schlechtigkeit zu, so daß er sich gelegentlich täuschen läßt, wo ein anderer, der seinem Nächsten mit mehr Mißtrauen entgegenkommt, den Betrug durchschauen würde. Ein Schutzmann hatte so viel auf dem Kerbholz, daß Roosevelt ihn nicht mehr behalten wollte und ihm sagte, daß er entlassen sei. Aber der Mann faßte ihn bei seiner schwachen Seite. Als der Präsident am nächsten Morgen nach dem Präsidium kam, erwartete ihn dort der Schutzmann mit elf Kindern jeden Alters, die alle jämmerlich weinten. Der entlassene Beamte führte sie alle stumm zu ihm hinein mit einer bekümmerten Handbewegung — sie alle mutterlos.

„Was? All diese Kinder ohne Mutter?“ Die Strenge seines Blickes machte einer mitfühlenden Milde Platz. „So gehen Sie und versuchen Sie es noch einmal, zum letzten Male.“

Damit ging der Schutzmann mit den elf Kindern hinaus — von denen ihm überhaupt nur zwei gehörten. Die übrigen hatte er sich von Nachbarn in seinem Hause geborgt.

Mit den Gastwirten lebte Roosevelt beständig im Kriegszustande; abgesehen davon, daß er sie zwang, ihre Lokale rechtzeitig zu schließen, focht er mit ihnen noch einen anderen Strauß aus, der ihm ein Anrecht auf die Achtung jedes verständigen Menschen geben sollte, ihm aber trotzdem mancherlei Anfeindungen eingetragen hat.

Er führte nämlich mit aller Strenge das Gesetz durch, daß an Kinder kein Branntwein verkauft werden durfte. Der Genuß geistiger Getränke hatte unter den Kindern einen erschreckenden Umfang angenommen. Die besten Statistiken, die die Neu Yorker Polizeigerichte aufstellten, wiesen nach, daß mehr als die Hälfte aller Gewohnheitstrinker dem Laster bereits verfallen waren, als sie noch gar nicht das gesetzmäßige Alter erreicht hatten, das ihnen das Kaufen geistiger Getränke gestattete. Immer wieder drang die Kunde von furchtbaren Verbrechen und Unglücksfällen an die Öffentlichkeit, die ihren Grund in der Trunksucht der Kinder hatten. Eben war wieder ein Knabe dem Laster zum Opfer gefallen. Er wurde von den Arbeitern einer Fabrik regelmäßig in die Kneipe geschickt, um Branntwein zu holen, und hatte dabei selbst Geschmack daran gefunden. Eines Abends stürzte er im Rausch in einen leeren Keller und wurde dort bei lebendigem Leibe von den Ratten aufgefressen.

Männer und Frauen taten sich zusammen, um die Kinder zu schützen und dem schändlichen Treiben ein Ende zu machen, und Roosevelt beteiligte sich von ganzem Herzen an der Bewegung. Aber die Wirte leugneten, daß sie an Kinder verkauften, und um sie überführen und bestrafen zu können, blieb Roosevelt nichts anderes übrig, als ein Mittel anzuwenden, das man ihm vielfach verdacht und zum Vorwurf gemacht hat. Er schickte selbst einen Knaben, der bei einem Gastwirt ständig ein- und ausging, nach Schnaps in den Laden, und als der Junge ihn herausbrachte, hatte Roosevelt einen unzweideutigen Beweis in Händen und konnte den Wirt dem Strafrichter zuführen.

Man hat später gesagt, das Gesetz bedrohe nicht nur den mit Strafe, der den Branntwein verkaufe, sondern überhaupt jeden, der an dem Verkauf beteiligt sei, vor allem also auch den, der dem Kind den Auftrag gebe; infolgedessen habe sich Roosevelt im vorliegenden

Falle ebenso strafbar gemacht wie der Gastwirt. Roosevelt erwiderte darauf, er habe, da er keinen anderen Ausweg gefunden habe, das kleinere Übel dem größeren vorgezogen; der Knabe, der das Lokal hundertmal zu bösem Zweck betreten habe, sei dies eine Mal in guter Absicht hineingeschickt worden, und wenn auch der Buchstabe des Gesetzes ihm unrecht gebe, so sei es ihm doch nur durch diese geringfügige Übertretung möglich geworden, dem Verkauf von Branntwein an Kinder überhaupt Einhalt zu tun.

Das Mittel, zu dem er nach der Meinung seiner Kritiker hätte seine Zuflucht nehmen sollen, war unanwendbar. Es hätte sich ein Polizeioffizier in Zivil in dem Lokal aufhalten und über das erste Kind herfallen sollen, an das verkauft wurde. Da aber die Wirte wußten, daß sie gegen das Gesetz verstießen, waren sie natürlich vorsichtig; sie fertigten ihre kindlichen Kunden immer in einem engen Flur ab, zu dem die übrigen Gäste keinen Zutritt hatten, so daß es in Wirklichkeit unmöglich gewesen wäre, sie auf frischer Tat zu ergreifen.

Als Polizeipräsident war Roosevelt zugleich Mitglied des Neu Yorker Gesundheitsamts, und auch in dieser Eigenschaft fand er reichlich Gelegenheit, seine Energie zu betätigen. Wieder waren es die Kinder, deren Not ihn vor allem zum Einschreiten bewog. In den alten, baufälligen Mietskasernen, die in jeder Zelle zwei bis drei Bewohner beherbergten, starb im Durchschnitt ein Drittel aller kleinen Kinder. Diejenigen, die nicht dem Tode verfielen, blieben in jenen Stadtgegenden, die nur aus Mietskasernen mit mehreren Hinterhäusern bestanden, bleich und elend; es fehlte ihnen an Luft und Sonne, und bei der Enge der Straßen und dem lebhaften Verkehr, der in ihnen herrschte, sowie bei dem gänzlichen Mangel an öffentlichen Parks und Spielplätzen fanden sie nicht die geringste Gelegenheit, sich in frischer Luft und in kindlichem Spiel zu gesunden, kräftigen, lebenslustigen Menschen zu entwickeln.

Auf seinen nächtlichen Rundgängen besuchte Roosevelt auch oftmals diese Mietskasernen und überzeugte sich persönlich von der Fülle des Elends, die sie in ihren Mauern bargen. Die schlimmsten dieser Baracken empfahl er der Stadt zum Ankauf und zum Nieder-

reißen. Wenn die Wirte nicht gutwillig auf seine Vorschläge eingingen, so nahm er seine Zuflucht zum Zwangsverfahren und erreichte dadurch die Niederlegung eines ganzen Stadtviertels. An Stelle der wackligen Gebäude mit ihren unzähligen zusammengepferchten Bewohnern entstanden Plätze oder neue, nach den Vorschriften des Gesundheitsamts aufgeführte Wohnhäuser; die Straßen wurden verbreitert, die neu errichteten Schulen erhielten Schulhöfe, die den Kindern zugleich als Spielplätze dienen sollten.

Natürlich ging es bei allen diesen Reformen, mochten sie auch noch so sehr im Interesse des Gemeinwohls liegen, nie ohne ernste Kämpfe und Streitigkeiten ab. Von zwei Hauswirten, die zum Niederreißen ihrer Buden gezwungen worden waren, wurde Roosevelt persönlich verklagt, aber das Gericht trat seiner und des Gesundheitsamts Auffassung bei und wies die Kläger ab.

Während seiner ganzen Amtszeit wurde Roosevelt fast ununterbrochen von einem Teil der Presse mit Angriffen verfolgt. Man kritisierte nicht nur alle seine Maßnahmen in gehässigster Weise, sondern scheute sich nicht, die ärgsten Lügen über alles, was er tat, zu verbreiten. Gelegentlich trat Roosevelt solchen Anschuldigungen in anderen Blättern entgegen und wies die Unrichtigkeit derartiger Angaben nach; im allgemeinen aber war er schon zu sehr daran gewöhnt, sich kritisiert und durch die Zeitungen geschleppt zu sehen, als daß er sich dadurch die Laune hätte verderben lassen. Er war davon überzeugt, daß schon die bloße Veröffentlichung irgendwelcher Mißstände den ersten und wichtigsten Schritt zur Beseitigung derselben bedeute, und blieb daher auch stets dem Grundsatz treu, nie etwas heimlich und hinter verschlossenen Türen zu tun, sondern der Öffentlichkeit den weitesten Einblick zu gewähren und jedem Auskunft zu geben, der danach verlangte. Die paar Blätter, die beständig an ihm herumzunörgeln fanden, vermochten seinen Glauben an die hohen Aufgaben und die Nützlichkeit der Presse nicht zu erschüttern noch sein Verhältnis zu ihren Vertretern zu beeinträchtigen. Er lud die Zeitungsberichterstatter, wie er es auch in seinen späteren Stellungen vielfach zu tun pflegte, in großer Zahl zu sich, damit sie sich genügend unterrichteten, und sagte ihnen mehr, als sie verwenden durften; dann

fügte er nur hinzu, das und das sei nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, und das Vertrauen, das er so in die Ritter von der Feder setzte, ist von ihnen nie getäuscht worden.

Häufig hatte man bis dahin die Klage gehört, daß die Polizisten sich dem Publikum gegenüber in die Brust warfen und sich auf die Machtbefugnisse stützten, die sie auszuüben hatten; Polizeioffiziere hatten nicht selten Leute, die mit Bitten oder Anfragen an sie herantraten, im Gefühl ihrer Macht und Würde hinauswerfen lassen und sich solcher Heldentaten noch gerühmt. Roosevelt wünschte, daß die Beamten das Publikum so höflich und zuvorkommend behandelten, wie es sich nur irgend mit dem Dienst vereinigen ließe, und wirkte nach dieser Richtung hin besonders durch das Vorbild, das er gab.

So hatte er einmal während eines Streiks die Führer der Arbeiter zu einer Zusammenkunft eingeladen, um zu versuchen, ob sich nicht eine Einigung herbeiführen lasse. Er war noch nicht lange Polizeipräsident, und die Leute kannten ihn noch nicht recht. Sie fingen also an, in keckem Tone ihre Reden zu halten und erklärten, sie würden dies und jenes tun, wenn die Polizei ihnen nicht willfahre. Da erhob sich Roosevelt und sagte kurz und bündig:

„Meine Herren! Wir wollen uns gegenseitig verstehen. Das war der Zweck, weshalb ich hierher gekommen bin. Denken Sie, bitte, daran, daß derjenige, der zur Gewalt rät, der Sache der Arbeit den schlechtesten Dienst erweist. Seien Sie überzeugt, daß die Ordnung aufrecht erhalten werden wird; die Polizei wird sie aufrecht erhalten. Nun weiter, meine Herren!"

Einen Augenblick waren alle erstaunt, dann wußten sie, was sie von ihm zu halten hatten, und richteten sich danach. Sie beherzigten seine Mahnung und gelangten nach gemeinsamer Beratung zu einer allseitig befriedigenden Verständigung.

In seinem Bureau war er für jeden zu sprechen und suchte jedem zu helfen, der seinen Beistand begehrte. Daß ihm dabei bisweilen auch die albernsten Anliegen vorgetragen wurden, kann nicht wundernehmen, und er verfiel dann manchmal auf Auskunftsmittel, an die kein Mensch gedacht hätte, und die bewiesen, daß sein angeborener Sinn für Humor ihm nicht verloren gegangen war.

Einen harmlosen, aber darum doch recht wirksamen Scherz leistete er sich mit einem unserer Landsleute, der vor Jahren in Deutschland viel von sich reden machte. Der Rektor Ahlwardt, der grimmige Judenhasser, stattete im Jahre 1895 den Vereinigten Staaten einen Besuch ab, um auch dort für den Antisemitismus Stimmung zu machen. Er sollte in einer öffentlichen Versammlung eine Rede halten. Da jedoch seine Freunde in Neu York für seine Sicherheit fürchteten, begaben sie sich zu Roosevelt und baten ihn, für den Schutz ihres Gastes zu sorgen.

„Was befürchten Sie denn?" fragte Roosevelt.

„Herr Ahlwardt ist oft sehr scharf in seinen Ausdrücken", erwiderten sie. „Da könnten sich möglicherweise die Juden zusammentun und ihn beschimpfen."

„Das ist Unsinn", war seine Antwort, „es gibt in Neu York keine friedlicheren Bürger als die Juden."

Da die Abgesandten aber dabei beharrten, das Erscheinen einer besonderen Leibwache von Schutzleuten würde etwaige Ruhestörer im Saal im Zaume halten, so entließ sie Roosevelt schließlich mit der Versicherung, Ahlwardt solle an dem betreffenden Abend einen ausreichenden Schutz erhalten.

Kaum hatte sich die Tür hinter den Männern geschlossen, die sich mit Worten des Dankes von Roosevelt verabschiedet hatten, als er einen Polizeikommissar zu sich berief und ihm den Auftrag erteilte, aus der gesamten Schutzmannschaft Neu Yorks dreißig Leute jüdischen Glaubens auszuwählen; je deutlicher sie die Kennzeichen ihres semitischen Ursprungs an sich trügen, um so besser.

Der Kommissar kannte seine Leute, und als Roosevelt die „Garde" musterte, mußte er gestehen, daß er seine Auswahl gut getroffen hatte. Er gab den Leuten ihre Anweisungen und schickte sie am Abend nach dem Lokal, in dem Ahlwardt reden sollte.

Man male sich die Gefühle von Ahlwardts Freunden aus, als sie gleich an der Tür von ein paar Schutzleuten empfangen wurden, über deren Abstammung nicht der geringste Zweifel möglich war. Überall an den Pfeilern und Fenstern standen sie umher, selbst wie steinerne Säulen, mit ihren gebogenen Nasen und schwarzen Haaren, beauf-

tragt und bereit, für den Schutz desjenigen zu sorgen, der gegen ihre eigene Rasse donnern wollte. Und sie beschützten ihn auch; unter den Zuhörern befanden sich natürlich auch einige Juden, und als einer von diesen versuchte, die Ruhe zu stören, packte ihn einer der Schutzleute, der ein Profil sein eigen nannte, wie es selten reiner anzutreffen ist, beim Kragen und beförderte ihn auf die Straße, ehe er noch recht hatte sagen können, ob er für oder gegen den Redner sei.

Die größte Enttäuschung erlebte natürlich Ahlwardt selbst. Er vermißte den Lärm und Tumult vollständig, der sich sonst zu erheben pflegte, wo er redete, und verließ bald wieder das Land, in dem man seinen Plänen zur Reinigung des Volkscharakters so wenig Verständnis entgegenbrachte.





Siebentes Kapitel.

Im Dienste der Marine.

So war Roosevelt zwei Jahre lang unermüdlich tätig gewesen, dem Bestechungsunwesen Einhalt zu tun, Verbrechen und Gewalttätigkeit zu unterdrücken, Leben und Eigentum zu schützen, bessere Lebensbedingungen für die ärmeren Klassen zu schaffen und seine Beamten für gute Leistungen zu belohnen, für Pflichtvergessenheiten zu bestrafen. Die Politik hatte ihn in dieser Zeit so gut wie gar nicht beschäftigt, da er es durchaus für verderblich hielt, wenn die Polizei ins Schlepptau der Politik geriet. Noch heute erinnern sich die Neu Yorker Polizisten mit hoher Achtung ihres damaligen Präsidenten; sie hatten empfunden, daß ein Mann von starkem Charakter und einem hohen Pflichtgefühl die Leitung ihrer Geschicke in Händen hielt; das Vertrauen, das er ihnen von Anfang an entgegengebracht hatte, soweit sie sich als zuverlässige, brauchbare Männer erwiesen, hatten sie auch ihrerseits mit Vertrauen und Liebe erwidern gelernt.

Aber für immer sollte Roosevelt nicht im Dienste der Polizei bleiben; man brauchte den schaffensfreudigen, energischen Mann an einer wichtigeren Stelle. Am 4. März 1897 wurde Mac Kinley in sein Amt als Präsident der Vereinigten Staaten eingeführt, und Long wurde Marineminister. Sobald als möglich wählte auch er sich seine Mitarbeiter und berief Roosevelt in die verantwortungsvolle Stellung als ersten Unterstaatssekretär. Da dieser in Wirklichkeit die ausübende Gewalt im Marineministerium innehatte, so nahm Roosevelt hiermit einen Posten ein, der für das Wohl und Wehe des ganzen Landes von weittragendster Bedeutung werden

konnte, zumal sich kein Einsichtiger der Tatsache verschloß, daß gerade damals Wolken am politischen Horizont aufstiegen, die es möglich erscheinen ließen, daß man zu ihrer Zerstreuung zur Mitwirkung der bewaffneten Macht, vor allem der Flotte, würde seine Zuflucht nehmen müssen.

Roosevelt sah mit Bestimmtheit voraus, daß die Streitigkeiten zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien, die sich schon jahrelang hinschleppten und immer ernster wurden, nur durch einen Krieg endgültig beigelegt werden könnten. Er war im Grunde seines Herzens nie ein Mann des Krieges. „Das wahre Ziel jedes großen und freien Volkes sollte ein ehrenhafter Friede sein", sagte er einige Jahre später in der Botschaft an den 57. Kongreß (3. Dezember 1901), „und unser Volk wünscht allen Ernstes aufrichtige und herzliche Freundschaft mit allen anderen. In der ganzen Welt sind in den letzten Jahren Kriege zwischen den großen, zivilisierten Nationen immer seltener geworden. Kriege mit barbarischen oder halbbarbarischen Völkern gehören in eine ganz andere Klasse, denn sie sind nur ein sehr bedauerlicher, aber notwendiger internationaler Polizeidienst, der zum Wohle der Menschheit verrichtet werden muß. Nur da kann mit Sicherheit Friede gehalten werden, wo beide Teile ihn halten wollen; aber mehr und mehr sehen die zivilisierten Völker die arge Torheit des Krieges ein und gelangen zu jenem Zustande gerechter und vernünftiger Rücksichtnahme auf die Rechte anderer, der schließlich, wie wir hoffen und glauben, den Weltfrieden ermöglichen wird."

In diesen Worten hat Roosevelt, wie er es auch sonst oft getan hat, seine Stellung zum Völkerfrieden klar und deutlich ausgesprochen. Niemand liebt sein Heim und seine Familie mehr als er, niemand vermag besser zu beurteilen, was es heißt, wenn sich der Gatte von der Gattin und den Kindern, der Bräutigam von der Braut, der Sohn von den Eltern losreißen muß, um hinauszuziehen in den Krieg und vielleicht als Krüppel, vielleicht auch gar nicht wiederzukehren. Aber abgesehen von den Leiden und Schmerzen des einzelnen weiß er auch, wie jeder Staatsmann, daß große kriegerische Unternehmungen den Wohlstand des Volkes untergraben, Handel und Wandel zum Stillstand zwingen und dem Fortschritt der Zivilisation

die schwersten Wunden schlagen. Er ist daher immer dafür eingetreten, daß Streitigkeiten zwischen den Völkern durch Schiedsgerichte beigelegt, daß durch höfliches Entgegenkommen beiderseits Streitigkeiten überhaupt vermieden würden.

„Ich bedauere es stets“, sagte er einmal, „wenn ich irgend eine abfällige Bemerkung höre, die gegen eine befreundete Macht gerichtet ist. Irgend etwas Unfreundliches, Ungerechtes oder Unüberlegtes von einem fremden Volk zu schreiben oder zu sprechen, bringt uns keinen Vorteil. Sie werden mich gewiß nicht mißverstehen; ich brauche Ihnen sicher nicht zu sagen, daß ich nicht der Meinung bin, die Vereinigten Staaten sollten sich je ein Unrecht gefallen lassen. Ich würde der erste sein, der forderte, daß ein von den Starken zugefügtes Unrecht geahndet wird, gerade wie ich auch der erste wäre, der darauf hielte, daß wir den Schwachen kein Unrecht zufügen. Wir wollen die Freundschaft der Menschheit; wir wollen mit den anderen Völkern auf freundschaftlichem Fuße leben, mit den kleinen wie mit den großen. Wir wollen uns so benehmen, daß, wenn irgend ein Streit entsteht (was ich für ganz unwahrscheinlich halte), es offenbar ist, daß wir den Streit nicht gesucht haben, sondern daß er uns aufgezwungen worden ist. Wird er uns aufgezwungen, so kenne ich Sie zu gut, um nicht zu wissen, daß Sie ihn aufnehmen werden, wenn es not tut; aber Sie werden ihn um so besser aufnehmen, wenn Sie nicht zuvor geprahlt oder von anderen Völkern schlecht geredet haben. Wir wollen Freundschaft, wir wollen Frieden. Wir wünschen den Völkern der Menschheit Gutes. Mit Freude blicken wir auf ihr Glück; wir wünschen ihnen Erfolg, nicht Mißerfolg. Wir freuen uns, wenn die Menschheit auf der ganzen Erde vorwärts kommt. Jedes Volk hat seine eigenen Schwierigkeiten; wir haben daheim der Schwierigkeiten genug. Wir wollen selber besser werden, fördern, was hier zu fördern ist, und andere für sich selbst sorgen lassen. Nehmen Sie gegen andere Leute nicht eine streitsüchtige, unfreundliche Haltung an. Freundliche Ausdrücke fremder Mächte wollen wir für Beweise ihres aufrichtigen guten Willens halten, die ihre wahren Empfindungen wiedergeben; wir wollen unserseits eine Sprache vermeiden, die ihren guten Willen in Böswilligkeit verwandeln könnte.“

Bei solchem Benehmen der Völker gegeneinander wäre der Friede so gut wie gesichert. Da aber leider bei der Unvollkommenheit der menschlichen Natur der Starke immer geneigt sein wird, dem Schwachen Unrecht zu tun, der Bewaffnete, über den Wehrlosen herzufallen, so muß eben jeder vor Übergriffen auf der Hut sein und sich selbst stark und wehrhaft machen, um sich im Fall der Not erfolgreich verteidigen zu können. Si vis pacem, para bellum; will eine Nation im Frieden leben, so schaffe sie sich ein tüchtiges Heer und eine schlachtbereite Flotte, denn „die Stimme des Schwächlings oder des Feiglings gilt nichts, wenn er nach Frieden ruft; aber die Stimme des gerechten Mannes in Waffen ist mächtig".

Der Friede, den der Staat auf diese Weise genießt, ist ein ehrenhafter Friede, unter dessen Schutz der Bürger sich selbst zu achten vermag, und nur ein solcher ist erstrebenswert. Niemand bewundert einen Menschen, der nur Frieden hält, weil er sich fürchtet, der jedes Unrecht, jede Beleidigung über sich ergehen läßt, um nur um jeden Preis in Frieden zu leben; wir bewundern vielmehr den, der männlich und entschlossen die Aufgaben löst, die ihm gestellt werden, der seinen Nachbar in Ruhe läßt, dem Freunde hilft, aber sich auch mit aller Kraft wehrt gegen fremde Eingriffe in seine Rechte. „Der Mann, der nicht kämpfen will, um ein Unrecht abzuwenden oder zu rächen, ist nur ein armseliges Geschöpf, aber schließlich ist er doch weniger gefährlich als der, der auf seiten des Unrechts kämpft. Wieder und wieder kann, ja muß bisweilen in der Geschichte eines Volkes die Zeit kommen, wo der Krieg die höchste Pflicht desselben ist. Der Friede muß jedoch der regelmäßige Zustand sein, sonst verfällt das Volk dem blutigen Verhängnis." Der einzelne sowie ein Volk muß sich Achtung zu verschaffen wissen, wenn der Friede ehrenhaft und dauernd sein soll, und wie sich der einzelne wohl einmal auf die Kraft seiner Muskeln verlassen muß, um seinen gerechten Ansprüchen zur Anerkennung zu verhelfen, so darf auch ein Volk im äußersten Notfall nicht davor zurückschrecken, mit Waffengewalt das durchzusetzen, was ihm ohnedem nicht gelungen wäre.

Ein Krieg ist auf jeden Fall bedauernswert und von übel und sollte so lange wie möglich vermieden werden; wenn es sich aber um

die heiligsten Güter des Volkes handelt, wenn die Existenz des Staates bedroht ist, wenn seine Ehre auf dem Spiel steht, wenn es gilt, der Sache der Menschlichkeit und Zivilisation zum Siege zu verhelfen, dürfen die Bürger nicht zögern, zur ultima ratio ihre Zuflucht zu nehmen; wenn friedliche Vorstellungen nichts mehr ausrichten, dann müssen die Kanonen sprechen, und wehe dem Staate, der für diesen letzten, schlimmsten Fall nicht genügend gerüstet ist.

Das ist Roosevelts ganze Philosophie über Krieg und Frieden: der ehrenvolle, durch ein tüchtiges Heer und eine starke Flotte gesicherte Friede ist das erstrebenswerte Ziel für einen Staat; sollte aber die Not dazu zwingen, in gerechter Sache das Schwert zu ziehen, so haben die Bürger den Krieg aufzunehmen und entschlossen zu Ende zu führen. Daß diese Fälle der äußersten Not immer seltener werden und möglichst ganz aufhören, ist zu hoffen und zu wünschen.

Zu der Zeit, als Roosevelt zum Unterstaatssekretär der Marine ernannt wurde, im April des Jahres 1897, lag, wie gesagt, ein Krieg mit Spanien in der Luft. Der Friede, in dem die Vereinigten Staaten mit den spanischen Herren von Cuba lebten, fing nachgerade an, unehrenhaft zu werden, denn die Mißwirtschaft der Spanier auf der Insel warf ganz bedeutende Schatten hinüber auf die südlichen Staaten der Union. Alljährlich wanderte das gelbe Fieber, das im Schmutze Cubas seinen Ursprung nahm, an die gegenüberliegenden Küsten und verheerte Tausende von Wohnstätten. Amerika mußte es mit ansehen, wie fast in Flintenschußweite von der Südküste eine verderbte Regierung ihr Unwesen trieb, wie die Beamten ihre Grausamkeit an den Eingeborenen ausließen, wie alle Augenblicke Aufstände ausbrachen, die man in Blut zu ersticken versuchte, wie sich jedem Verbrecher dort drüben ein bequemer Zufluchtsort bot. Es war ein Wohnen neben einem Pesthause.

Den Vorschlag Amerikas, die „Perle der Antillen" den Spaniern abzukaufen, hatten diese abgelehnt; die Eingeborenen, die von grimmigem Haß gegen ihre Peiniger beseelt waren, erhoben sich von neuem und wandten sich um Beistand und Hilfe an die Vereinigten Staaten, die wegen ihrer Nähe die natürlichen Beschützer der Insulaner zu sein schienen, und deren wirtschaftliche Interessen auf Cuba

sehr bedeutend waren. Schreckliche Berichte drangen in die Außenwelt über die Zustände, die auf der Insel herrschten, und die öffentliche Meinung in Nordamerika verlangte ein Eingreifen der Regierung, wenn nötig, ein Eingreifen mit bewaffneter Hand. Aber Mac Kinley zögerte, während Roosevelt den Ausbruch des Krieges für unvermeidlich hielt.

Eines Tages saß er mit seinem Freunde, dem Senator Lodge, im Kommissions-Sitzungszimmer zu Washington, als sich ein deutscher Zigarrenhändler, der in Boston ansässig war und in Geschäften jährlich ein- bis zweimal nach Cuba reiste, anmelden ließ, um mit Lodge, dem Senator seines Heimatsbezirks, zu reden. Nachdem er Platz genommen hatte, begann er zu erzählen, wie er auf seiner letzten cubanischen Reise einige im Innern des Landes gelegene Städte aufgesucht habe, in denen er sonst Geschäfte gemacht hatte, die aber jetzt vollständig verödet und verwüstet gewesen seien; als er sich dann im Gasthaus niedergesetzt habe, um an Speisen zu verzehren, was man für ihn aufzutreiben vermochte, sei eine verhungerte Rotte hagerer, halbnackter Weiber, darbende Kinder an den leeren Brüsten, wie Hunde an seinem Stuhl emporgekrochen und habe sich um die Brocken geschlagen, die von seinem Teller fielen.

Große Tränen rollten dem Deutschen über die Wangen, als er die Schreckensszene erzählte. Er hatte nicht essen, nicht schlafen können, sondern war geradeswegs nach Washington geeilt, um dort zu melden, was er erlebt hatte.

Auf Roosevelt machte dieser Bericht einen gewaltigen Eindruck. Er mußte an seine eigenen Kinder denken, an denen er mit ganzer Seele hängt, er, dessen Zorn das Lächeln eines unschuldigen Kindleins zu entwaffnen vermag, der die Kinder, die ihm Mutterarme auf der Straße entgegenstrecken, an sich drückt und küßt, um den sich sicherlich zu Tausenden die Kinder scharen, wenn er in irgend einer Stadt der Vereinigten Staaten zum Besuch erscheint, der Apostel eines reinen, unbefleckten Familienlebens, der noch heute als Präsident vor keiner Frau durch eine Tür geht, sondern ihr stets den Vortritt läßt; es stand für ihn fest, daß schon die Menschlichkeit den Krieg gegen Spanien fordere.

Dazu kam noch, daß Roosevelt als guter Patriot durchaus die herrschende Meinung der Presse teilte, die darauf hinwies, daß es dem Ansehen der Vereinigten Staaten schädlich und ein schmachvoller Zustand sei, wenn ein europäischer Staat amerikanischen Boden besitze. Obwohl man nun eigentlich nicht beabsichtigte, solchen Staaten, die schon seit alter Zeit im Besitze von Kolonien waren, ihren Rechtstitel streitig zu machen, so blickte man doch mit scheelem Auge nach Cuba, als man bemerkte, daß die Spanier nicht imstande waren, die Insel vernünftig zu verwalten und geordnete Zustände herzustellen. Fremde, deren Regierung sich von alters her bewährt hatte, hätte man sich gefallen lassen, solchen aber, die sich als regierungsunfähig erwiesen, hielt man sich für berechtigt, die Tür zu weisen. Aus Gründen der Menschlichkeit also und zugleich als überzeugter Vertreter der Monroe-Doktrin betonte Roosevelt wiederholt im Kreise seiner Freunde, daß Amerika je eher je besser losschlagen müsse.

Er hielt den Krieg nicht nur für unvermeidlich, sondern auch für wünschenswert und hätte ihn gern mit einem Meisterstreich begonnen, ehe Spanien noch völlig gerüstet war.

„Eines Sonntag morgens im März 1898," erzählt sein Freund Francis E. Leupp, „saßen wir in seiner Bibliothek und sprachen über die Bedeutung der Nachricht, daß Cerveras Flotte im Begriff sei, nach Cuba abzufahren, als er plötzlich aufstand und laut schallend die Hände zusammenschlug.

»Wenn ich könnte, wie ich wollte,« rief er aus, »so würde ich Spanien noch heute die Mitteilung zukommen lassen, daß wir die Entsendung jenes Geschwaders als einen feindlichen Akt ansehen. Sollte es dann die Warnung nicht beachten, so hätte es die Folgen zu tragen.«

»Sind Sie sicher,« fragte ich, »daß es das Geschwader in unfreundlicher Absicht absendet?«

»Was kann es denn sonst sein? Die Cubaner haben keine Flotte; das Geschwader kann daher nicht kommen, um die Aufständischen zu bekämpfen. Die einzige Seemacht, die an den Angelegenheiten Cubas ein Interesse hat, sind die Vereinigten Staaten. Spanien kommt

einfach dem Zusammenstoß zuvor, der — das weiß Spanien so gut wie wir — früher oder später erfolgt.«

»Und wenn es sich weigerte, die Cervera gegebenen Befehle rückgängig zu machen — —«

»Dann würde ich ein Geschwader hinaussenden, das jenes auf hoher See aufsuchen und vernichten soll. Darauf würde ich den Kampf mit Nachdruck betreiben von dem Tage an bis zum Ende des Krieges.«"*)

Aber obwohl Roosevelt und die öffentliche Meinung so energisch für den Krieg eintraten, waren die Ansichten im Kabinett geteilt. Mehrere Minister waren für den Frieden, andere konnten sich nicht entschließen, und auch Mac Kinley zögerte noch immer. „Da er jedoch erfahren hatte," erzählt Leupp, „daß Roosevelt sich schon bestimmte Ansichten gebildet hatte über das, was die Lage erforderte, schickte er eines Morgens nach ihm und ließ sich seine Pläne auseinandersetzen. Als dann am selben Tage die Frage im Kabinett behandelt wurde, sagte der Präsident lächelnd:

»Meine Herren! Keiner von Ihnen hat halb so viel Feuer in seine Meinungsäußerung gelegt wie Herr Roosevelt, unser Unterstaatssekretär der Marine. Er hat das ganze Programm des Krieges schon fertig.«

»Könnten Sie ihn nicht veranlassen, einen schriftlichen Bericht als

---

*) Der Marineminister Long in seinen „Erinnerungen" und nach ihm Albert Savine (Roosevelt intime, Paris 1905) stellt die Angelegenheit so dar, als hätte Roosevelt beabsichtigt, einfach ohne vorhergehende Warnung über die spanische Flotte herzufallen und so gewissermaßen durch einen kriegerischen Akt im Frieden die Feindseligkeiten zu eröffnen. Demgegenüber macht Leupp darauf aufmerksam, daß er das Gespräch niedergeschrieben habe kurz nachdem es stattgefunden hatte, weil er es für historisch wichtig hielt. Auch einer von Longs Kollegen in Mac Kinleys Kabinett bestätigt ausdrücklich, daß Roosevelt eine vorhergehende Warnung verlangt habe. Er sagt: „Als Präsident Mac Kinley bemerkte, daß wir noch im Frieden mit Spanien lebten, und daß ein Zusammenstoß mit jener Flotte ein feindlicher Akt wäre, erwiderte Herr Roosevelt, man solle Spanien zu verstehen geben, daß die Entsendung jener Flotte als ein Akt des Krieges betrachtet werden würde, und daß wir uns, wenn sie abgeschickt würde, demgemäß verhalten würden."

Richtschnur für uns auszuarbeiten?« fragte einer der Anwesenden in demselben scherzenden Tone wie der Präsident.

»Mehr als das: ich kann ihn hereinrufen und Sie selber hören lassen,« antwortete der Präsident.

Der Vorschlag fand allgemeine Billigung, und man schickte nach Roosevelt. Er folgte der Aufforderung sofort. Mac Kinley legte ihm ein paar Fragen vor, um ihm einen Anhalt zu geben, und das ganze Kabinett lehnte sich in die Sessel zurück und lauschte einer zweiten Auflage dessen, was der Präsident bereits gehört hatte; nur wurde es mit wachsender Begeisterung gesprochen und mit vielen ausdrucksvollen Gesten begleitet.

Als der Vortrag zu Ende war, zog sich der Redner zurück. Der Präsident machte ein vergnügtes Gesicht, drei oder vier der anderen lachten laut. Diejenigen, die nicht lachten, hielt der Ernst der Lage davon zurück, obwohl sie etwas Spaßiges fanden in dem, was ihnen als die übertriebene Begeisterung und die äußerst radikalen Vorschläge des jungen Unterstaatssekretärs erschien. Schon am Nachmittag war die Szene, die sich im Kabinettszimmer abgespielt hatte, Tagesgespräch der Washingtoner Klubs geworden."

Aber Roosevelt beschränkte sich nicht darauf, Reden zu halten und Pläne auszuarbeiten, sondern er handelte, damit der Ausbruch des Krieges den Staat nicht gänzlich unvorbereitet fände. Zwar war er nur Unterstaatssekretär, und seine Aufgabe bestand im wesentlichen darin, die Maßregeln seines Chefs zu unterstützen und ihre Ausführung zu überwachen. Aber sein Eifer und seine Energie entflammten die ganze schwerfällige Verwaltungsmaschinerie; er wurde die Seele des Marineministeriums, so daß Long ihm bei seinem Scheiden aus dem Amt sagen konnte, „er sei an seinem Platz unschätzbar gewesen, und die Marine würde noch lange den Stimulus seiner Persönlichkeit empfinden".

Ihm war zum großen Teil die Sorge für die Flotte übertragen, und es war anzunehmen, daß gerade die Flotte in einem Kriege mit Spanien Arbeit genug bekommen würde.

Um sich einzuarbeiten, studierte er sorgfältig die marinetechnischen

Schriften der Engländer, Franzosen und Deutschen und machte sich genau vertraut mit den spanischen Flottenverhältnissen. Die Lista de buques unterrichtete ihn über Zahl und Tonnengehalt der spanischen Schiffe, und wenn er auch wußte, daß sich vieles von dem, was er dort fand, auf dem Papier ganz gut ausnahm, aber in Wirklichkeit alt und wurmstichig war, so fiel es ihm dabei doch schwer auf die Seele, daß die Spanier mit ihren Torpedobootszerstörern einen Vorteil vor der eigenen Flotte hatten. Der Antrag des Senators Lodge, der Kongreß möge Gelder zum Bau von Torpedobootszerstörern bewilligen, war nicht angenommen worden, und so dachte Roosevelt mit einiger Besorgnis an einen Seekampf. Daß die spanischen Zerstörer später der amerikanischen Flotte keinen nennenswerten Schaden zufügten, lag nicht an der Überlegenheit der letzteren, sondern an den Mißgriffen und der Untätigkeit der spanischen Schiffsoffiziere.

Aber wenn auch der Kongreß diese Forderung abgelehnt hatte, so erlangte doch Roosevelt andere wichtige Zugeständnisse. Bald nachdem er sein Amt angetreten hatte, hatte er die Bewilligung von 500 000 Dollar zum Ankauf von Munition verlangt und durchgesetzt; als er dann aber wenige Monate später schon wieder 800 000 Dollar zum gleichen Zwecke verlangte, wurde der Kongreß stutzig und fragte bei ihm an, was er denn mit den ersten 500 000 Dollar gemacht habe. Da antwortete Roosevelt, er habe jeden Cent zum Ankauf von Pulver und Geschossen verwendet, und jedes Pulverkörnchen sei auch verschossen worden. Die neu geforderte Summe gedenke er ebenfalls für Munition zum Scheibenschießen auszugeben. Der Kongreß bewilligte darauf auch die zweite Summe.

So sorgte er von Anfang an dafür, daß die Schiffsmannschaften im Schießen ausgebildet würden, „denn im Kriege," sagte er einmal, „zählen nur die Schüsse, die treffen". Aber es war noch weit mehr zu tun. Er kaufte Schiffe auf für einen Einfall in Cuba und rüstete sie aus; er warb Mannschaften an und ließ sie ausbilden und beseitigte die alte Eifersucht zwischen den Schiffsoffizieren und den Ingenieuren; ein ganzes Vermögen schoß er in die Luft bei der Fortsetzung der Schießübungen; er zog die Schlachtschiffe und Panzerkreuzer im Atlantischen Ozean zu einem Geschwader zusammen, damit es Ge-

legenheit hätte zum Manövrieren und sogleich zur Hand wäre, wenn es sich um einen Angriff auf Cuba oder die spanischen Küsten handelte; er vereinigte die Torpedoboote zu einer Flottille und rief die kleinen Schiffe aus den europäischen und südamerikanischen Gewässern zurück; er wählte die Dampfer aus, die im Kriegsfall als Hilfskreuzer Verwendung finden sollten, und häufte Vorräte an Munition und Kohlen auf und verteilte sie an geeigneten Stellen. Roosevelts Voraussicht war es zu danken, daß Admiral Dewey bei Ausbruch des Krieges Munition und Kohlen bereits in Hongkong vorfand und dadurch instandgesetzt wurde, nach Manila hinüberzufahren und acht Tage früher dort einzutreffen, als man ihn erwartet hatte.

Daß sich der Arbeit Roosevelts auch Schwierigkeiten genug entgegenstellten, kann nicht verwundern; es hat wohl immer Leute gegeben, die aus der Not des Vaterlandes Vorteil zu ziehen suchten. Als er zu Beginn des Krieges Kohlenschiffe kaufen mußte, geriet er in eine sehr peinliche Lage. Zwar wurden ihm reichlich Schiffe zu dem Zweck angeboten, aber obwohl sich dieselben in einem so jämmerlichen Zustande befanden, daß sie eher einen „Marine-Schindanger zieren" als Kohlen über die hohe See schaffen konnten, waren die Preise, die die Verkäufer für diese schwimmenden Särge verlangten, von fabelhafter Höhe.

Nun hätte Roosevelt allerdings die Namen der Händler nebst der Beschaffenheit der Fahrzeuge und den dafür geforderten Preisen zusammenstellen und in den amerikanischen Zeitungen veröffentlichen können. Das hätte gewaltiges Aufsehen erregt, und die Leute wären gebrandmarkt gewesen. Aber die Aufregung des Publikums hätte sich bald wieder gelegt, die Sache wäre in Vergessenheit geraten, und Roosevelt hätte eben einfach keine Schiffe bekommen. Wenn er anderseits die Forderungen der Händler bewilligte, die nicht gesonnen waren, sich irgend etwas von ihren Preisen abhandeln zu lassen, da sie ja wußten, daß sie die Regierung in der Hand hatten, so mußte er darauf gefaßt sein, daß man ihm möglicherweise nach Beendigung des Krieges den Prozeß machte; denn die Differenz der Unsummen, die er für den Ankauf der Schiffe verwendet hatte, und der unbedeutenden Einnahmen, die er später bei ihrem Verkauf nur hätte erzielen können,

wäre sicher seiner schlechten Verwaltung zugeschrieben worden. Da sich ihm aber keine andere Möglichkeit bot, die nötigen Schiffe zu erwerben, so mußte er wohl oder übel zahlen. Daß er dabei seinem Unmut den Händlern gegenüber zuweilen recht energisch Luft machte, geht aus dem folgenden Bericht Leupps hervor, der zufällig einmal Zeuge einer solchen Szene war.

„Eines Tages überfiel ich ihn im Ministerium, ohne mich angemeldet zu haben, und fand ihn mitten im Zimmer in sehr erregter Auseinandersetzung mit einem Besucher. Als ich mich eiligst zurückziehen wollte, rief er mich hinein.

»Bleiben Sie hier,« sagte er, »ich will mit Ihnen sprechen.«

Dann kehrte er sich kurz von mir ab und wandte sich wieder dem Dritten im Zimmer zu, in dem ich, als das Licht auf sein Gesicht fiel, einen Juristen von einigem Ruf erkannte, der unter einer früheren Regierung ein Staatsamt innegehabt hatte. Roosevelt ließ deutlich die zusammengebissenen Zähne sehen, in der eigentümlichen Art, wie er es immer tut, wenn er zornig ist. Seine Brillengläser schienen elektrische Funken zu sprühen, als er seinen Kopf beim Sprechen schnell hierhin und dorthin drehte, und seine rechte Faust schlug von Zeit zu Zeit hernieder in die linke Handfläche, als wäre diese das Antlitz eines Gegners. Dabei drückte er sich ungefähr folgendermaßen aus:

»Schämen Sie sich nicht, nach dem, was Sie gestern getan haben, heute mit einem zweiten Angebot zu mir zu kommen? Halten Sie es nicht für genügend, wenn Sie der Regierung in einer Woche e i n wurmstichiges Schiff verkaufen? Haben Sie es so eilig, den Vereinigten Staaten Ihren Schund aufzudrängen, daß Sie nicht einmal bis nach Sonntag warten konnten? Ist es etwa überströmender Patriotismus, der Sie so Tag für Tag hierher führt, oder nur die Ausbeutung unserer Notlage?«

»Je nun, unsere Klienten —«, begann der Jurist.

»Ja, ich weiß Bescheid mit Euren Klienten,« fiel ihm der Unterstaatssekretär ins Wort. »Ich gratuliere ihnen, daß sie einen Anwalt haben, der für sie tun will, was er nicht den Mut haben würde, für sich selbst zu tun. Ich sollte meinen, Sie müßten, nachdem Sie die

Ehren genossen haben, die Ihnen von der Regierung übertragen worden sind, auf Ihre gegenwärtige Tätigkeit gewaltig stolz sein! Nein, ich will keinen mehr von Ihren alten Kübeln. Der eine, den ich gestern gekauft habe, ist zu nichts weiter zu gebrauchen, als daß man ihn irgendwo im Fahrwasser der feindlichen Flotte versenkt. Wir wollen Gott danken, wenn er nicht mit wackeren Leuten an Bord untergeht — Leuten, die in den Krieg gehen und ihr Leben aufs Spiel setzen, anstatt der Regierung morsche Kähne zu verkaufen.«

Als der Anwalt unter Verbeugungen hinausging, erweckte seine Miene fast Mitleid. Der eigentümliche Schimmer wich erst von Roosevelts Brillengläsern, seine Kiefer lösten sich, seine Faust öffnete sich erst, als die Tür sich hinter jenem geschlossen hatte. Dann flog ein Lächeln über sein Antlitz, als er auf mich zutrat, um mich zu begrüßen.

»Sie kamen gerade zur rechten Zeit,« sagte er. »Ich wollte, daß Sie mit anhören sollten, was ich dem Burschen zu sagen hatte; nicht damit — und hier erhob sich seine Stimme zur höchsten Fistel, was immer ein Zeichen ist, daß er sich über einen Gedanken freut, während er ihn in Worte kleidet — nicht damit *Ihr* Vergnügen wesentlich erhöht, sondern damit jener dadurch gedemütigt würde, daß noch jemand zugegen war, während ich ihn zurechtwies. Es ist das einzige Mittel, das ich habe, mich zu rächen.«"

Trotz aller Schwierigkeiten solcher Art verfolgte Roosevelt unentwegt sein Ziel, das eine große Ziel, die Flotte zu rüsten zum Kampf mit Spanien.

Inzwischen gingen die Wogen der nationalen Begeisterung immer höher; es bedurfte nur des äußeren Anlasses, des zündenden Funkens, um den Krieg zum Ausbruch zu bringen.

Da trat das verhängnisvolle Ereignis ein. Angeblich als einen Beweis der Höflichkeit, in Wirklichkeit aber zur Wahrung der nordamerikanischen Interessen sandte die Regierung das Kriegsschiff „Maine" nach Havana, und am Abend des 15. Februar flog es im dortigen Hafen in die Luft, wobei 260 amerikanische Seeleute ihren Tod fanden.

Sofort beschuldigte man allgemein die Spanier, sie hätten das

Schiff in die Luft gesprengt. Zwar wurde eine Untersuchungs-Kommission eingesetzt, aus Spaniern und Amerikanern bestehend, in der die Spanier behaupteten, die Explosion sei in einer Munitionskammer entstanden, während die Amerikaner der Ansicht waren, das Schiff sei erst auf die eine Mine gelaufen, und dadurch sei die Explosion in der Munitionskammer erfolgt; jedenfalls sei niemand ein Verschulden nachzuweisen. Doch das amerikanische Volk blieb bei seiner Überzeugung, daß die Spanier absichtlich das Unheil angestiftet hätten, und verlangte stürmisch die Kriegserklärung.

Da sandte Mac Kinley, vom Volkswillen gedrängt, an Spanien die Aufforderung, es solle bis zum 23. April seine Streitkräfte zu Wasser und zu Lande von Cuba zurückziehen, was Spanien mit der Abberufung seines Gesandten beantwortete. Damit war der Krieg erklärt, und der Präsident setzte den 20. April 1898 als ersten Tag des Kriegszustandes fest.

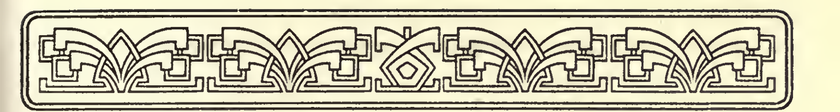
Roosevelts schon vorher fertiges „Kriegsprogramm“ ging dahin, daß nicht Cuba allein der Kriegsschauplatz sein sollte, sondern daß man zugleich gegen die spanischen Besitzungen im Osten einen Schlag führen müßte. Der Mann, dem er diese Aufgabe anvertrauen wollte, war der Admiral Dewey. Zwar galt dieser in Amerika als ein Geck und Stutzer, doch kümmerte es Roosevelt wenig, wie hohe Kragen er trug; er wußte, daß der Mann ein Löwenherz hatte und im rechten Augenblick zu kämpfen wissen würde. Er hatte ihn schon vorher mit seinem Geschwader in die chinesischen Gewässer gesandt, in denen er sich aufhalten sollte, des Winkes gewärtig, der ihn zum Kampfe rief. Als das Ministerium eins von Deweys Schiffen, die „Olympia“, nach Hause zurückbeorderte, setzte Roosevelt die Zurücknahme dieses Befehls durch und telegraphierte an den Admiral: „Behalten Sie die »Olympia«. Versehen Sie sich gut mit Kohlen.“

Was nur irgend in seiner Macht lag, hatte Roosevelt für die Kriegsbereitschaft der Flotte getan, und kaum hatte Präsident Mac Kinley den Kriegszustand erklärt, als Roosevelt die Depesche an Admiral Dewey unterzeichnete, die ihm befahl, in den Hafen von Manila einzulaufen und die spanische Flotte „gefangen zu nehmen oder zu vernichten“. Nur Roosevelts umfassende Vorarbeiten machten es mög-

lich, daß Dewey bereits in der Nacht vom 30. April zum 1. Mai vor Manila eintreffen und nach kaum zweistündigem Gefecht sämtliche spanischen Schiffe bis auf eins vernichten konnte.

Mit Ausbruch des Krieges sah Roosevelt seine Aufgabe als erledigt an. Er hatte die Vorbereitungen getroffen, die Waffen zum Kampfe geschärft; jetzt bat er um seine Entlassung. „Ich habe hier nichts mehr zu tun," sagte er, „ich muß jetzt selbst in den Krieg." Zwar versuchte Mac Kinley wie auch der Marineminister Long, ihn von seinem Vorsatz abzubringen; er sei jetzt nötiger an seinem Platze als in der Front. Seine Freunde drangen in ihn, er solle sich dem Dienst des Vaterlandes erhalten und sein Leben nicht den Wechselfällen eines Feldzuges aussetzen; die Damen des Ministeriums erinnerten ihn daran, daß er sechs Kinder habe, von denen das älteste noch nicht zehn Jahre und das jüngste erst einige Monate alt sei, und daß er die schwere Bürde der Erziehung nicht seiner Frau allein überlassen dürfe, zumal junge Leute genug vorhanden seien, die mit Freuden in den Kampf ziehen wollten — umsonst, er blieb bei seinem Entschluß. „Ich habe getan, was ich nur irgend tun konnte," sagte er, „um diesen Krieg herbeizuführen, weil ich glaubte, daß er früher oder später kommen müßte; jetzt, wo er da ist, habe ich nicht das Recht, zu verlangen, daß andere ihn auskämpfen, während ich zu Hause bleibe." Er ordnete demgemäß seine häuslichen Verhältnisse und machte sich bereit, nach dem Süden aufzubrechen, sobald sich ein passendes Kommando für ihn gefunden hätte.





Achtes Kapitel.

Im Felde.

Da das stehende Heer der Vereinigten Staaten, das gesetzmäßig 30 000 Mann stark sein sollte, bei Ausbruch des Krieges jedoch nur wenig mehr als 26 000 Mann zählte, außerstande war, einen einigermaßen bedeutenden Krieg allein auszukämpfen, und da der Gefechtswert der Milizen an und für sich ein recht geringer ist, sah man sich genötigt, durch Bildung von Freiwilligen-Regimentern die Heeresstärke zu erhöhen. Unter anderem genehmigte der Kongreß die Aushebung dreier Reiter-Regimenter; die Rocky-Mountains und die Prärien mit ihren waghalsigen, kühnen Reitern und Scharfschützen sollten die Mannschaften dafür liefern.

Roosevelt und sein Freund Wood, der ebenfalls an dem Feldzug teilnehmen wollte, hatten tagelang vergeblich versucht, ein Kommando zu bekommen. Mehrere Generale waren bereit, sie bei ihrem Stabe einzustellen, aber sie wollten lieber an die Front. Wood hoffte, in seinem Heimatsstaate Massachusetts eine Stelle zu erlangen, Roosevelt wandte sich an den ihm bekannten Oberst des 71. Regiments, aber beide mußten abgewiesen werden, da keine offenen Stellen vorhanden waren.

Da bot der Kriegsminister Alger Roosevelt die Führung eines der drei neu zu errichtenden Reiter-Regimenter an. Zwar hatte Roosevelt von 1884 bis 1888 der Miliz des Staates Neu York angehört und als Leutnant und 3 Jahre lang als Hauptmann im 8. Regiment gedient; da er aber keinerlei Kriegserfahrung besaß, so antwortete er, er wolle sich gern mit der Stelle des Oberstleutnants in jenem Regiment begnügen, wenn man seinen Freund Wood zum Oberst

ernennen würde. Es würde doch mindestens einen Monat dauern, bis er lernen würde, wie er das Regiment zu führen hätte, und diesen Monat möchte er nicht vergeuden. Sowohl Mac Kinley als auch Alger billigten Roosevelts Ansicht und vollzogen die Ernennung Woods zum Oberst und Roosevelts zum Oberstleutnant des 1. Freiwilligen-Reiter-Regiments.

Oberst Dr. Leonard Wood war ursprünglich Mediziner und hatte als Militärarzt an den Feldzügen des Generals Miles gegen die Apachen teilgenommen. Ein Mann von seltener Charakterstärke und Sittenreinheit, hatte er seinen Körper in einer Weise abgehärtet, daß er es an Kraft und Ausdauer mit jedem aufnahm und Strapazen und Mühseligkeiten ebensogut ertrug wie ein Apache. Zwar war er ein ausgezeichneter Arzt, aber ein gewisser Hang zum Abenteuerlichen ließ ihn mehr Freude empfinden am rauhen Kriegshandwerk. Für seinen oft bewiesenen Mut war ihm die Ehrenmedaille zuteil geworden, und bei einer Reihe von Sonderexpeditionen gegen die Apachen hatte man ihm den Oberbefehl übertragen.

Seine Freundschaft mit Roosevelt war erst jüngeren Datums, denn dieser war bereits Unterstaatssekretär, als er Wood kennen lernte. Die Ähnlichkeit ihrer Charaktere, die gleichen Ideale, denen sie anhingen, die gemeinsame Überzeugung von der Notwendigkeit und dem Bevorstehen eines Krieges mit Spanien trugen dazu bei, daß in kurzer Zeit eine aufrichtige Freundschaft beide Männer verband.

Für Roosevelt war der Beistand seines kriegserfahrenen, umsichtigen Freundes von größtem Werte. Er allein wäre nicht imstande gewesen, das Regiment mit der nötigen Schnelligkeit auszurüsten, beritten zu machen und einzuexerzieren. Die Mannschaften sollten aus den südlichen Staaten Arizona, Neu-Mexiko, Oklahoma und dem Indianerterritorium entnommen werden, und kaum war es bekannt geworden, daß Roosevelt mit an der Spitze des Regiments stand, als von allen Seiten Gesuche um Aufnahme in dasselbe einliefen. Bei der Menge der Bewerber hätte mit Leichtigkeit eine Brigade oder gar eine Division gebildet werden können, und es war oft außerordentlich schwer zu entscheiden, wer abgewiesen und wer eingestellt werden sollte.

Da das Regiment nur 780 Mann zählen sollte, so konnten im

allgemeinen nur Leute aus den vier Staaten berücksichtigt werden; als aber bald darauf die erhöhte Stärke von 1000 Mann für das Regiment festgesetzt wurde, konnte Roosevelt noch eine Reihe von jungen Leuten einstellen, die anderen Staaten angehörten, ihm aber durch seine Freunde warm empfohlen worden waren. Es war ein buntes Gemisch, das auf diese Weise entstand. Die Mehrzahl der Mannschaften waren Cowboys, die fast auf dem Pferde geboren waren und mit der Flinte umzugehen wußten; zu ihnen gesellte sich der Jäger aus den Hinterwäldern, der sich nicht scheute, allein dem Grisly in das Dickicht der Wildnis zu folgen, der Fallensteller der Rocky Mountains, der Pfadfinder und Indianerbekämpfer des Westens, ja sogar der Indianer selbst.

Aber neben diesen an Entbehrungen und Anstrengungen jeder Art gewöhnten Söhnen der Wildnis scharten sich auch weniger rauhe Elemente um die Fahne des Regiments: Die Mitglieder der vornehmsten Klubs in Neu York und Boston, die Hochschüler von Harvard, Yale und Princeton baten um Aufnahme als gewöhnliche Reiter, ohne irgend eine bevorzugte Stellung zu beanspruchen. Sie wurden nur zugelassen, wenn sie nachweisen konnten, daß sie tüchtige Reiter und Schützen waren, und daß sie körperlich den Mühseligkeiten eines Feldzuges in gleicher Weise gewachsen waren wie ihre Kameraden aus den Prärien. Besonders von Harvard, wo Roosevelt studiert hatte, war der Andrang so groß, daß nur einer von je zehn Bewerbern aufgenommen werden konnte.

Auch die Neu Yorker Schutzmannschaft, die Roosevelt so viel verdankte, wollte nicht zurückstehen, und vier ihrer Beamten folgten ihrem verehrten ehemaligen Präsidenten nach Cuba.

Diese zusammengewürfelte Gesellschaft zu einer brauchbaren Truppe auszubilden, war eine Aufgabe für Männer, die bereits gezeigt hatten, daß sie fähig waren, Menschen zu beherrschen. Trotzdem beschlichen selbst Roosevelt leise Zweifel an der Durchführbarkeit, wenn er sah, aus wie verschiedenartigen Kreisen die Männer stammten, und wenn er bedachte, daß sich in den Reihen Leute befanden, mit denen er von früher her eng befreundet war, z. B. einer seiner Studiengenossen von Harvard, ein bewährter Sportsmann, und Robert Munro

Ferguson, der mit Anteil hatte an seiner Farm am Kleinen Missouri und auf manchem Jagdzug sein Begleiter gewesen war; auch diese beiden traten als gewöhnliche Reiter ein. Er versammelte daher noch vor der Vereidigung die Mannschaften, die sich in Washington hatten einstellen lassen, etwa 50 an Zahl, um sich und stellte ihnen vor, sie müßten darauf gefaßt sein, nicht nur zu kämpfen, sondern auch die verdrießliche, eintönige Arbeit zu verrichten, die nun einmal zum Soldatenleben gehöre; sie müßten bereit sein, dem Fieber ebenso zu trotzen wie den feindlichen Kugeln; sie müßten unweigerlich gehorchen und ihre Pflicht mit gleicher Bereitwilligkeit erfüllen, wenn sie zur Besetzung eines Forts bestimmt oder in die Front geschickt würden. Er machte sie darauf aufmerksam, daß sie ermüdende, unangenehme Aufgaben ebensogut auf sich zu nehmen hätten wie Gefahren, und daß niemand sich irgendwie beklagen dürfe. Noch stehe es jedem frei, zu gehen; nachdem sie aber den Eid geleistet hätten, gebe es kein Zurücktreten mehr — doch keiner trat zurück. So wurden sie denn hinuntergesandt nach San Antonio, wo die Mannschaften aus den vier Staaten sich versammelten und das Regiment zusammengestellt werden sollte; auch Wood begab sich dorthin, während Roosevelt noch eine Woche in Washington blieb, um die Lieferung der Ausrüstungsstücke möglichst zu beschleunigen.

Da Wood und Roosevelt durchaus am eigentlichen Kampf teilnehmen wollten, sie anderseits aber wußten, daß die schwierigsten Aufgaben sicherlich dem stehenden Heer zuerteilt werden würden, so setzten sie alles daran, um für ihr Regiment dieselbe Bewaffnung zu erlangen, die bei den regulären Truppen eingeführt war, da sie dann Aussicht hatten, mit jenen zusammen zu einer Brigade vereinigt zu werden und damit wirklich ins Feuer zu kommen, selbst wenn der Feldzug nur von kurzer Dauer sein sollte.

Ihre Bemühungen hatten Erfolg; das Regiment wurde mit dem Krag-Jörgensen-Karabiner ausgerüstet, den die Kavallerie der Vereinigten Staaten führte. Da der Säbel eine den Söhnen der Wildnis, die die Mehrheit bildeten, durchaus unbekannte und ungewohnte Waffe war, so zögerten die beiden Führer, ihre Zeit damit zu vertrödeln, daß sie die Mannschaften im Gebrauch desselben ausbilden ließen; statt

dessen erhielt jeder seinen Revolver, mit dem er von Jugend auf umzugehen verstand, und da Roosevelt alle Hebel in Bewegung setzte und die Hilfe all seiner Freunde und Bekannten in Anspruch nahm, erhielt das Regiment seine Ausrüstung verhältnismäßig schnell und konnte daher bald mit dem notwendigen Exerzieren beginnen.

Die Aufgabe erwies sich als nicht allzu schwer, da die Truppe ja nicht zu Paraden gedrillt, sondern nur soweit ausgebildet werden sollte, daß sie im Felde mit Erfolg verwendet werden konnte; sie wurde dadurch noch wesentlich erleichtert, daß alle, Offiziere wie Mannschaften, von dem ehrlichen guten Willen beseelt waren, schnell alles Nötige zu lernen, und vor Kampfeseifer brannten, und daß jeder einzelne schon ein tüchtiger Reiter und guter Schütze war und über Mut und Kaltblütigkeit verfügte. So war also eigentlich ein jeder bereits ein fertig ausgebildeter Soldat; sie brauchten nur noch an gemeinsames Handeln und an die Pflicht des unbedingten Gehorsams gewöhnt zu werden.

Wer da weiß, wie lange Zeit es dauert, bis ein Regiment gehörig einexerziert ist, wird sich mit Recht wundern, wenn er hört, daß Roosevelts Regiment nach kaum vierwöchiger Arbeit einen Vergleich mit den Truppen des stehenden Heeres nicht mehr zu scheuen brauchte. Man könnte versucht sein, zu glauben, daß Wood und Roosevelt sich damit begnügten, ihre Leute mit einigen Bewegungen und Schwenkungen und den nötigsten Kommandos bekannt zu machen, und sich im übrigen damit trösteten, daß es eben doch nur eine Art Miliz sei, daß man in der Eile kein Musterregiment schaffen könne und jedem soweit als möglich seine persönliche Freiheit lassen müsse.

Aber von alledem war keine Rede. Die Offiziere verlangten unbedingten Gehorsam gegen ihre Befehle; die Mannschaften hatten zum Gruß die Hand an die Mütze zu legen und, wenn sie Posten standen, zu präsentieren; es wurden auf dem Exerzierplatz nicht nur die Griffe geübt, sondern in Rotten, Gruppen, Halbzügen, Zügen und Schwadronen wurde im Tritt und ohne Tritt marschiert, denn der erste Teil der Ausbildung erfolgte zu Fuß.

Wenn auch das Exerzieren in geschlossener Ordnung schneller erledigt wurde als das eigentliche Gefechtsexerzieren, so wurde es doch

durchaus nicht vernachlässigt; aber während bei uns die Soldaten den Parademarsch in der Regel weit eher begreifen als sie sich im Gelände, in der Schützenlinie, auf Patrouillen und Vorposten richtig benehmen lernen, stellte es sich heraus, daß gerade das geschlossene Exerzieren für Roosevelts Leute die größten Anstrengungen und Schwierigkeiten mit sich brachte, wohingegen sie im Felddienst Ausgezeichnetes leisteten.

Viele der Leute waren in ihrem Leben kaum je einen Kilometer weit gelaufen, sondern stets geritten, so daß das Exerzieren zu Fuß eine Qual für sie war. Anderseits hatten sie fast alle ihre Heimat in den undurchdringlichen Wäldern zwischen Mississippi und Rocky Mountains oder in den Prärien; sie waren daran gewöhnt, ihre Beute unter den Tieren oder ihre Feinde unter den Menschen zu beschleichen, jede nur mögliche Deckung auszunutzen und selbständig zu handeln, so daß ihnen die Felddienstübungen kaum etwas Neues boten. Die übrigen Mannschaften, bei denen nicht der Beruf diese Fähigkeiten entwickelt hatte, hatten sie sich durch die Pflege des Sports angeeignet.

Weit lustiger und bequemer wurde das Exerzieren, als der Dienst zu Pferde begann. Jeden Morgen zog das Regiment hinaus in die Umgegend von San Antonio, und während des Rittes wurden die verschiedenen Formationen geübt. Im offenen Gelände stellte man dann nach rechts oder nach links die Linie her, bald im Schritt, bald im Trab, bald im Galopp, und machte so die Leute mit den einfachsten Bewegungen in Schwadronen und im Regiment vertraut. Sobald sich eine Gelegenheit bot, eröffnete man ein Gefecht, wobei Angriff und Verteidigung, Sturm und Rückzug in gleicher Weise zu ihrem Recht kamen.

Unter allen Truppengattungen gibt Roosevelt der berittenen Infanterie unbedingt den Vorzug, weil sie die Beweglichkeit der Kavallerie mit der Gefechts- und Feuerüberlegenheit der Infanterie verbindet. Auch in unseren Kolonialkriegen der letzten Jahre ist die berittene Infanterie zu Ehren gekommen. Trotzdem aber schätzte er auch die Kavallerie als solche und übte seine Leute dementsprechend. „Wie sich später herausstellte," sagt er in seinen „Rauhen Reitern", „wurden wir überhaupt nicht als Kavallerie verwendet, so daß unsere Vorbereitungen in dieser Hinsicht zwecklos waren. Ich

habe das in gewisser Beziehung immer bedauert. Wir glaubten, wir würden mindestens in dem großen Feldzug gegen Havana im Herbst als Kavallerie Verwendung finden, und ich begann daher von Anfang an meine Leute in Attacken, die gegen feindliche Kavallerie gerichtet sein sollten, zu üben. Es war meine Überzeugung, daß das Pferd in Wirklichkeit die Waffe sei, mit der man den ersten Schlag führen müßte, und wenn meine Leute dahin gebracht werden konnten, daß sie ihre Gegner mit den Pferden trafen, so war es meiner Ansicht nach ziemlich gleichgültig, ob in dem Augenblick, in dem der Zusammenstoß eintrat, Säbel, Lanzen oder Revolver gebraucht wurden; in dem dann folgenden Handgemenge würde dagegen, wie ich glaubte, der Revolver dem blanken Stahl überlegen sein. Aber dies alles sind nur Vermutungen, denn wir haben nie Gelegenheit gehabt, das Experiment zu versuchen."

Das Regiment hatte bei San Antonio ein Zeltlager bezogen, und wenn es am Abend eingerückt war, entwickelte sich bald ein reges Leben und Treiben. Anfangs nahmen es die Leute mit der Sauberkeit nicht sehr genau, aber da Wood gerade hierauf mit besonderem Eifer sah, so gewöhnten sie sich schnell daran, das Lager in Ordnung zu halten. Im ganzen herrschte ein vorzüglicher Geist; alle waren lern- und kampfbegierig, und da die Mannschaften bemerkten, daß die Offiziere für sie sorgten und sich ihre eigene Ausbildung angelegen sein ließen, so folgten sie ihnen auch willig und taten alles, was von ihnen verlangt wurde.

So manchem Hinterwäldler, der kaum je die Wildnis verlassen hatte, mag es schwer geworden sein, der straffen Zucht des Soldatenlebens Geschmack abzugewinnen. Trotzdem unterwarfen sich ihr alle, und wenn sie einen Verstoß dagegen begingen, so geschah es nicht aus Böswilligkeit, sondern aus Unwissenheit.

So lud der Koch einmal den Oberst und die drei Majors mit den Worten zum Essen: „Wenn Ihr Burschen jetzt nicht bald kommt, wird alles kalt." Ein anderer, der mit vieler Mühe die Griffe mit dem Gewehr gelernt hatte, präsentierte stolz, als Roosevelt vorüberschritt, und fügte, mit dem Kopfe nickend, freundlich hinzu: „Guten Abend, Herr Oberst!"

Eines Nachts, als die Moskitos sich sehr unangenehm bemerkbar machten, traten Roosevelt und Wood aus ihrem Zelt und sahen, wie der Wachtposten davor sich ebenfalls mit den Moskitos herumschlug. Er stellte sein Gewehr weg, setzte sich nieder und machte auf einige der Insekten Jagd, die ihm an den Hosenbeinen heraufkrochen. Als er zufällig seine Vorgesetzten zu Gesicht bekam, nickte er freundlich und bemerkte, als ob nichts weiter dabei wäre: „Sind sie nicht unausstehlich?"

Solche kleinen unmilitärischen Entgleisungen wurden so aufgefaßt, wie sie gemeint waren, und stets genügte ein Wort, um die Leute daran zu erinnern, daß sie Soldaten waren.

Einen besonders malerischen Zug, wie er nur bei einer amerikanischen Truppe möglich ist, brachten die Indianer in das Lagerleben; sie gehörten den Stämmen der Cherokesen, Chickasaws, Choktaws und Creeks an und waren nur in wenigen Fällen von reiner Rasse. Mit ihren weißen Kameraden vertrugen sie sich sämtlich sehr gut.

„Nicht alle der Indianer," erzählt Roosevelt, „stammten aus dem Indianer-Territorium. Einer der entschlossensten Kämpfer und besten Soldaten im Regiment war Pollock, ein Vollblut-Pawnee. Wie die meisten anderen Indianer, hatte er sich in einer jener vortrefflichen Indianerschulen, durch die die Weißen die häßliche Schuld zum Teil wieder gut gemacht haben, die sie durch ihr Verhalten den Indianern gegenüber auf sich geladen haben, seine Kenntnisse erworben. Pollock war ein schweigsamer, für sich allein dahinlebender Bursche — mit einer ausgezeichneten Handschrift und einem Talent im Zeichnen. Als wir nach Santiago kamen, wurde er Regimentsschreiber.

Ich hatte nie geglaubt, daß er Sinn für Humor habe, bis gegen Ende unseres Aufenthalts auf Cuba eines Tages ein Soldat vom ersten Regiment, der die Stelle des Barbiers versah, das Adjutantenzelt betrat, in dem Pollock saß und an einem Bericht arbeitete. Den Eintretenden anblickend, fragte er, ohne eine Miene zu verziehen, mit gurgelnder Stimme: »Schneidest Du Haare?« Der Mann bejahte es, worauf Pollock fortfuhr: »Dann kannst Du mir meine schneiden«, und in erklärendem Selbstgespräch murmelte er: »Brauche mein

Haar nicht lang zu tragen wie ein wilder Indianer, wenn ich mich in zivilisiertem Krieg befinde.«

Ein anderer Indianer stammte aus Texas. Er war Bremser bei der Pacificbahn und schrieb mir, er sei amerikanischer Indianer und wolle Soldat werden. Sein Name war Colbert, was sofort meine Aufmerksamkeit erregte; denn ich war genau vertraut mit der Geschichte der Cherokesen und Chickasaws während des 18. Jahrhunderts, wo sie noch östlich des Mississippi wohnten. Zu Beginn jenes Jahrhunderts ließen sich verschiedene Händler, hauptsächlich Schotten, unter ihnen nieder, und die halbblütigen Nachkommen eines gewissen Colbert wurden die berühmtesten Häuptlinge der Chickasaws. Ich berief den Bewerber zu mir und fand, daß er ein vortrefflicher Mann und, wie ich vermutet hatte, ein Nachkomme der alten Chickasaw-Häuptlinge war.

Ich glaube, nie einem Menschen begegnet zu sein, der einen wirklich reineren Charakter hatte als ein Cherokese namens Holderman. Er war ein ausgezeichneter Soldat und verwaltete lange Zeit das Amt als Koch für die Stabsoffiziere. Er war ein Mischling und stammte von beiden Seiten und durch beide Rassen von Soldaten ab. Einmal erklärte er mir, warum er mit in den Krieg gezogen sei; der Grund lag darin, daß seine Vorfahren immer mitgekämpft hätten, wenn ein Krieg geführt worden sei, und daß er sich nicht damit zufrieden geben könne, zu Hause zu bleiben, wenn es mit fliegenden Fahnen in die Schlacht gehe."

Am 29. Mai erhielt das Regiment endlich den lang ersehnten Befehl, nach Tampa auf Florida abzufahren und dort an Bord zu gehen. Aber bis zur Abfahrt nach Cuba hatte es noch lange Zeit, denn erst am 13. Juni lichteten die Transportschiffe die Anker.

Die Eisenbahnfahrt von San Antonio bis Tampa, die auf 48 Stunden berechnet war, nahm vier volle Tage in Anspruch, und als das Regiment endlich an seinem Bestimmungsort oder besser gesagt in der Nähe desselben, denn neun Meilen vor Tampa mußten die Wagen verlassen werden, anlangte, stellte sich heraus, daß überall die heilloseste Verwirrung herrschte. Nichts war genügend vorbereitet,

die Soldaten fanden keine Unterkunft, die Pferde kein Wasser. Wood und Roosevelt ließen daher, wo es ihnen gut schien, das Lager aufschlagen, und da von der Verwaltung keine Lebensmittel für die Leute zu erlangen waren, so kaufte Roosevelt sie aus seiner eigenen Tasche.

Einige Tage später kam plötzlich der Befehl, um 2 Uhr nachts sollte das Regiment mit der Bahn nach Tampa hineinfahren, um sich sofort einzuschiffen; zugleich wurde bestimmt, daß nur acht Schwadronen zu je 70 Mann mitgenommen werden sollten, und daß alle Mannschaftspferde und der größte Teil des Gepäckes zurückgelassen werden müßten. Das Regiment war ursprünglich in zehn Schwadronen zu je 100 Mann eingeteilt worden, und das Auswählen derer, die zurückbleiben sollten, war eine schwere Arbeit; sie baten und bettelten und weinten wie die Kinder, aber es half nichts. Auch daß die Cowboys, für die das Laufen eine Anstrengung war, auf ihre Pferde verzichten mußten, war ein harter Schlag.

Diejenigen, die das Glückslos gezogen hatten, standen um 2 Uhr nachts bereit zum Einsteigen, aber es kam kein Zug, und Roosevelt fürchtete schon, das ganze Regiment würde, da es nicht rechtzeitig an Bord sein könnte, zurückbleiben müssen. Andere Regimenter bestiegen leere Wagen, aber da diese auch nicht abfuhren, so waren sie nicht besser daran als die Freiwilligen.

In größerer Entfernung führte noch ein Geleise nach Tampa; dorthin wanderten die Leute in der dunklen Nacht, aber mit demselben Mißerfolg. Schließlich machte Roosevelt eine Reihe leerer Kohlenwagen ausfindig; er belegte sie sogleich mit Beschlag und verhandelte mit dem Lokomotivführer, daß er den Zug nach Tampa fahre, wozu dieser sich nach einigem Zögern auch bereit erklärte. Mit Kohlenstaub bedeckt, erreichte man endlich am Morgen die Uferkais in Tampa und sah die Transportschiffe mitten im Strom liegen, die Herzen von Freude geschwellt, daß die Ausreise nun bald vonstatten gehen sollte.

Aber leider konnte weder Wood noch Roosevelt in Erfahrung bringen, auf welchem der Dampfer sie sich einschiffen sollten. Jeden General, dem sie begegneten, fragten sie danach, doch keiner wußte es; den Quartiermeister, der es wissen sollte, konnten sie stundenlang nicht finden, so daß sich schließlich Wood und Roosevelt nach verschiedenen

Richtungen hin auf die Suche nach ihm machten. Es wurde behauptet, er habe auf einem der Transportschiffe geschlafen, während Tausende von Menschen auf seine Anweisungen warteten, doch wie dem auch sei, er wurde schließlich aufgestöbert und bestimmte die „Yucatan" als Transportschiff für das Regiment.

Da erfuhr Roosevelt zufällig, daß der Quartiermeister dasselbe Schiff schon zwei anderen Regimentern zugewiesen hatte; er lief daher spornstreichs zu seinen Leuten zurück und führte sie im Laufschritt herbei, während Wood auf einer Barkasse nach der noch mitten im Strom liegenden „Yucatan" fuhr, von ihr Besitz ergriff und sie am Ufer anlegen ließ. Trotz des Einspruchs der beiden anderen Regimenter, die inzwischen ebenfalls, aber ein paar Minuten zu spät, auf dem Schauplatz erschienen waren, gingen die „Reiter ohne Pferde" an Bord und konnten sich dann erst, nach sechsunddreißigstündiger, aufregender Tätigkeit, in dem frohen Gefühl, nun endlich sicher untergebracht zu sein, ein wenig Ruhe gönnen.

Doch ihre Geduld sollte auf eine harte Probe gestellt werden. Infolge des — wie sich später herausstellte, falschen — Gerüchts, daß spanische Kriegsschiffe zwischen Florida und Cuba kreuzten, hielt der Höchstkommandierende, Generalmajor Shafter,*) es für ratsam, die Abfahrt noch aufzuschieben, bis der Weg frei sei. Sechs Tage lang hielt die grundlose Furcht vor feindlichen Kreuzern die amerikanischen Schiffe bei Tampa zurück; den sich nach Kampf sehnenden Truppen an Bord begann die Zeit schon lang zu werden, und alles atmete erleichtert auf, als sich die Dampfer endlich in Bewegung setzten und, geleitet von amerikanischen Kriegsschiffen, aufs offene Meer hinaussteuerten

Der Bestimmungsort, bei dem die Landung erfolgen sollte, war nur Shafter bekannt, und das war merkwürdig, denn bis dahin hatte das Kriegsministerium alle Maßregeln in einer Weise in die Öffentlichkeit dringen lassen, daß die Spanier aus den Zeitungen immer schon vorher ganz genau erfahren hatten, was ihre Gegner beabsich-

*) Der Generalmajor der Vereinigten Staaten entspricht dem deutschen Generalleutnant und befehligt eine Division oder ein Armeekorps; die Brigade steht unter dem Befehl des Brigadegenerals.

tigten. Die Entsendung eines Aufklärungsschiffes z. B. hatte die amerikanische Presse schon zwei Tage vor seiner Abfahrt dermaßen breitgetreten, daß die Spanier, als es schließlich Cuba in Sicht bekam, schon danach Ausschau hielten und alles, was es tat, mit Interesse verfolgten.

Die Überfahrt war im ganzen kein besonderer Genuß; die Leute waren zusammengedrängt wie Sardinen, das Wasser war schlecht, das Fleisch so gut wie ungenießbar. Aber da alles junge, an Entbehrungen gewöhnte, lebenslustige Burschen waren, so setzten sie sich leicht über die Unbequemlichkeiten hinweg, zumal sie wußten, daß die Fahrt nicht lange dauern würde.

In südlicher, dann in östlicher Richtung fuhren die Transportschiffe, etwa dreißig an der Zahl, mit 15 000 Mann an Bord in einer Reihe hintereinander, beständig bewacht von allerlei Kriegsfahrzeugen, vom Panzerschiff und vom flinken Kreuzer bis hinab zum Kanonen- und zum Torpedoboot.

Als die Flotte am siebenten Tage den südwestlichen Kurs einschlug, wußte man, wohin die Reise ging: nach Santiago, und am Morgen des 22. Juni warf die „Yucatan" im Hafen von Baiquiri, wenige Meilen östlich von Santiago, Anker.

Dieselbe Verwirrung, die bei der Einschiffung geherrscht hatte, trat jetzt bei der Landung wieder zutage. Nachdem die Kriegsschiffe das Dorf Baiquiri und die Küste eine Zeitlang beschossen hatten, um Spanier, die sich etwa dort aufhalten und der Landung Widerstand entgegensetzen könnten, zu vertreiben, hatte jeder Befehlshaber selbst dafür zu sorgen, daß seine Leute an Land kamen. Bei der geringen Zahl von Booten und der heftigen Brandung nahm die Ausschiffung des gesamten Expeditionskorps mehrere Tage in Anspruch; Roosevelts Regiment war eins der ersten, die den Fuß an Land setzten, denn da einer seiner Adjutanten aus der Zeit, wo er Unterstaatssekretär der Marine war, eins der kleineren Kriegsschiffe befehligte, die die Flotte begleiteten, bat ihn Roosevelt, ihm bei der Landung behilflich zu sein, und auf diese Weise hatte er sein ganzes Regiment schon am Nachmittag auf cubanischem Boden versammelt. Die Pferde der Offiziere und die wenigen Maultiere, die man hatte mitnehmen können,

waren auf einem anderen Schiff untergebracht und wurden dort einfach ins Meer geworfen, damit sie ans Ufer schwömmen. Dabei ertrank eins von Roosevelts beiden Pferden, während das andere glücklich wieder in seinen Besitz gelangte.

Die ganze Truppenmacht, die unter dem Oberbefehl des Generals Shafter den Kampf in Cuba aufnehmen sollte, bestand aus zwei Infanterie- und einer Kavallerie-Division zu je drei Brigaden. Die Kavallerie-Division führte der alte Generalmajor Wheeler, ein Haudegen, der sich schon im Bürgerkriege als kühner Reiterführer ausgezeichnet hatte; seine zweite Brigade stand unter dem Befehl des Brigadegenerals Young, und zu ihr gehörte das 1. und 10. Kavallerie-Regiment, das erstere aus Weißen, das letztere aus Negern gebildet, und das 1. Freiwilligen-Reiter-Regiment oder, wie es bald allgemein genannt wurde, die „Rauhen Reiter". Die ersten Infanterieabteilungen, die an Land gingen, übernahmen unter dem Brigadegeneral Lawson mit Vorposten und zahlreichen Patrouillen die Sicherung der Landung, und noch am selben Nachmittag bekam Lawson Fühlung mit den Spaniern, die sich unbegreiflicherweise in der Richtung auf Santiago zurückgezogen hatten, ohne auch nur den ernstlichen Versuch gemacht zu haben, die Landung der Amerikaner zu hindern, was nach der Beschaffenheit des Geländes sehr leicht gewesen wäre.

Aber der alte Wheeler, der an Land den Oberbefehl führte, solange Shafter noch auf dem Schiffe war, setzte seinen Stolz darin, mit seiner Kavallerie, wenn sie auch so gut wie keine Pferde hatte, den ersten Schlag zu tun; er befahl daher dem General Young, beim Grauen des nächsten Morgens von dem Dörfchen Siboney aus auf der Straße nach Santiago vorzugehen und den Gegner unverzüglich anzugreifen. Infolgedessen brach Roosevelt mit seinem Regiment am Spätnachmittag nach Siboney auf, um sich mit den beiden anderen Regimentern der Brigade zu vereinigen. Um Mitternacht langten die „Rauhen Reiter" an ihrem Bestimmungsort an, lagerten sich, so gut es ging, und labten sich an Kaffee und gebratenem Speck, um sich dann noch für einige Stunden einem unruhigen Schlummer hinzugeben.

Da das Gepäck noch nicht an Land geschafft war, so fehlte es an jeder Bequemlichkeit. Die Soldaten hatten wenigstens das, was sie

mit sich trugen, die Offiziere aber gar nichts; Roosevelts ganze Ausrüstung bestand aus einem Regenmantel und einer Zahnbürste, das Essen teilte er mit seinen Leuten.

Von Siboney führen zwei Wege nach Santiago, die eine bis anderthalb englische Meilen voneinander entfernt sind; der östliche ist der bequemere, der westliche, eigentlich nur ein schmaler Pfad, führt über die Berge und durch tiefes Dickicht, und zwischen beiden breitet sich ein vollständig mit Buschwerk und Wald bedecktes Tal aus. Der Vormarsch erfolgte in der Weise, daß General Young mit dem 1. und 10. Regiment auf dem rechten (östlichen), Wood und Roosevelt auf dem linken (westlichen) Wege vorgingen; die beiden Straßen vereinigten sich später bei dem Flecken Las Guasimas, und dort sollten beide Abteilungen sich treffen.

Als die erste Nachricht vom Kriegsschauplatz in Washington eintraf, war es eine Unglücksbotschaft: Durch ihre Unvorsichtigkeit und Sorglosigkeit seien Wood und Roosevelt in einen Hinterhalt der Spanier gefallen, Wood sei tot, und das Regiment habe schwere Verluste erlitten. Das erregte natürlich Bestürzung, und ein Kongreßmitglied beantragte sogar, Roosevelt vor ein Kriegsgericht zu stellen.

Zum Glück aber war die Nachricht falsch; sie war dadurch entstanden, daß ein Kriegsberichterstatter, deren 89 das Heer begleiteten, einigen verwundeten „Rauhen Reitern" begegnet war, die von der Front kamen und ihm die falschen Angaben machten, die er sofort nach Hause telegraphierte.

In Wahrheit war das Regiment durchaus nicht in einen Hinterhalt gefallen, und auch von irgendwelcher Sorglosigkeit oder Unvorsichtigkeit kann keine Rede sein. Da gerade dieser Vormarsch ein gutes Beispiel dafür bietet, daß Wood und Roosevelt sich mit den Regeln der Kriegskunst sorgfältig vertraut gemacht hatten, mag die Darstellung eines Augenzeugen, des Berichterstatters Richard Harding Davis, der sich den „Rauhen Reitern" angeschlossen hatte, im Wortlaut folgen:

„Sobald die »Rauhen Reiter« den Hügelrücken erstiegen hatten, nicht 20 Minuten nach ihrem Aufbruch aus dem Lager, ergriff Oberst Wood die Vorsichtsmaßregeln, die er vernachlässigt haben sollte, denn

hier bot sich ihm die erste Gelegenheit dazu. Er gab dem Rittmeister Capron den Befehl, mit seiner Schwadron als Vortrupp vorzugehen und eine Spitze von fünf Leuten, die im Kundschaften und Pfadfinden besonders geschickt seien, vorzuschieben. Noch vor diese stellte er zwei cubanische Späher. Dann erst folgte das Gros auf dem engen Wege im Gänsemarsch. Die Cubaner waren 250 m voraus; die Spitze, aus fünf auserlesenen Leuten unter den Wachtmeistern Byrne und Fisch bestehend, folgte ihnen auf 100 m, und darauf kam Caprons Schwadron von 60 Mann, die ebenfalls im Gänsemarsch gingen. Seitendeckungen wurden nicht ausgeschickt, da das dichte Unterholz und das Gewirr von Weinranken, die sich von den Zweigen der Bäume bis hinab zu den Büschen erstreckten, es einfach unmöglich machten, daß Mensch oder Tier sich anders als auf dem ausgetretenen Pfade vorwärts bewegte.

Oberst Wood ritt an der Spitze des Gros und hinter ihm zwei aktive Offiziere, die zu General Wheelers Stab gehörten, ein cubanischer Offizier und Oberstleutnant Roosevelt. Aus Rücksicht auf die Soldaten zu Fuß, die bei der glühend heißen Sonne schwere Lasten trugen, ritten sie langsam. Für die, die nicht zu laufen brauchten, hatte der Marsch Ähnlichkeit mit einem Jagdausflug im wilden Westen; die Landschaft war schön, und der Blick das Tal hinab atmete Ruhe und Frieden. Roosevelt war nie in den Tropen gewesen, und Hauptmann Mac Cormick und ich sprachen nach rückwärts über unsere Schultern weg mit ihm und untereinander und machten auf Bäume und Vögel aufmerksam, die ihm unbekannt waren. . . . . .

Froh und vergnügt und unter allerlei Geplauder ritten sie dahin und beglückwünschten sich dazu, daß sie dem Transportschiff entronnen waren, wieder die reine Gebirgsluft atmeten und auf dem Pferde saßen. Es erschien ihnen allen unmöglich, sich vorzustellen, daß wir uns wirklich im Felde befanden, daß wir in Feindesland waren.

In dieser angenehmen Weise waren wir mit kurzen Ruhepausen ein und eine halbe Stunde lang geritten, als Wood das Gros halten ließ und den Weg hinabritt, Capron entgegen, der auf uns zukam. Wood kehrte sofort zurück, sein Pferd führend, und sagte zu Roosevelt: »Geben Sie den Befehl nach rückwärts, daß die Leute sich still verhalten sollen.«

Wir hielten an der Stelle, wo der Weg sich verengerte und scharf abwärts führte. Auf der einen Seite befand sich ein starker Zaun aus fünf Stacheldrahtsträngen. Durch einen glücklichen Zufall war dieser Zaun gerade da, wo die Spitze der Kolonne hielt, durchschnitten. Links von dem Wege schloß er Felder mit hohem Grase ab, die alle fünfzig Meter durch große Barrikaden aus Unterholz, dichten Baumgruppen und Dornengestrüpp versperrt waren. Auf der anderen Seite des Weges fand sich nicht ein Fußbreit offenes Gelände; das Buschwerk schien vollkommen undurchdringlich zu sein, wie es sich später auch wirklich erwies.

Als wir Halt machten, setzten sich die Leute am Wege nieder und kauten die langen Grashalme oder fächelten sich mit den Hüten Kühlung zu. Sie hatten nicht die Kenntnis von der Lage, die ihre Führer besaßen, und ihr einziges Gefühl war das der Befriedigung darüber, daß das Halten ihnen Gelegenheit gab, sich auszuruhen und ihre Last ein wenig abzulegen. Wood ging mit Capron wieder den Weg hinab und verschwand, und einer der Offiziere teilte uns mit, daß die Späher die Vorposten des Feindes gesehen hätten.

Wir banden unsere Pferde an den Drahtzaun, und Caprons Schwadron spähte knieend und mit fertiggemachten Karabinern in die Büsche. Mehr als zehn Minuten mußten wir dort warten, während Wood rekognoszierte. Dann kehrte er zurück und begann, seine Schwadronen nach beiden Seiten vom Wege zu entwickeln. Capron schickte er auf dem Wege selbst weiter vor. Die 7. Schwadron erhielt den Befehl, rechts in dem Buschwerk auszuschwärmen, die 10. und 1. wurden über den Hügelrücken, auf dem wir standen, nach rechts in das Tal hinabgesandt, um die Verbindung mit General Youngs Abteilung herzustellen, die jenseits des Tales vorgegangen war. Die 6. und 5. Schwadron entwickelten sich auf der anderen Seite, links vom Wege, hinter dem Drahtzaun, in Schützenlinie.

Wood hatte den Feind ein paar hundert Meter von der Stelle entdeckt, wo er ihn zu finden erwartete, und weit davon entfernt, überrascht worden zu sein, hatte er, wie eben beschrieben, noch Zeit, fünf seiner Schwadronen in Stellung zu bringen, ehe ein Schuß fiel. Als das Feuer endlich eröffnet wurde, setzte es plötzlich zu unserer Rechten

ein. Es klang so nahe, daß — da ich noch glaubte, wir handelten auf blinden Lärm hin und hätten gar keine Spanier vor uns — ich vermutete, es seien Caprons Leute, die aufs Geratewohl feuerten, um die Stellung des Feindes zu entdecken. Ich lief hinter der 7. Schwadron unter Rittmeister Llewellyn her und fand die Leute, wie sie sich in der Richtung, aus der die Salven kamen, durch das Buschwerk ihren Weg bahnten.

Es war, als ob man die Mauern eines Irrgartens stürmen sollte. Wenn nicht jeder Soldat mit seinem Nebenmanne rechts und links Fühlung gehalten hätte, wäre er im Dickicht verloren gegangen. In einem Augenblick schwärmte es im Unterholz von Soldaten, und im nächsten war nirgends mehr eine Spur von menschlichen Wesen vorhanden; man vernahm nur das Brechen der Zweige und das Keuchen der Leute oder einen dumpfen Schall, wenn die Weinranken jemand umgerissen hatten. Nach einigen Minuten brachen sie alle durch bis zu einer kleinen Lichtung vor einer dunklen Wand von Weinreben, und die Leute ließen sich auf ein Knie nieder und begannen, das Feuer zu erwidern, das von dorther kam."

Im weiteren Verlaufe des Gefechts entwickelte sich die Mehrzahl der Schwadronen links vom Wege in einer langen Linie. Hier führte Roosevelt den Oberbefehl; er sollte versuchen, die rechte Flanke des Gegners zu umfassen. Rechts vom Wege kommandierte Wood, der die Verbindung mit dem 10. Regiment hergestellt hatte. Da General Young rechts von den „Rauhen Reitern" mit den Teilen des 1. und 10. Regiments, die ihm zur Verfügung standen, ebenfalls beständig vorging, so bewegte sich eine lange Schützenlinie auf die Stellung der Spanier zu, die sich auf einer Anhöhe gut eingerichtet hatten.

Die „Rauhen Reiter" hielten sich vortrefflich, obwohl es, wie Davis sagt, „von dem Augenblick an, wo das Gefecht begann, und während der heißen, aufreibenden anderthalb Stunden, die es dauerte, für sie alle eine außerordentlich ernste Zumutung war. Die Verhältnisse lagen außergewöhnlich. Die Leute hatten am Abend zuvor einen Nachtmarsch gemacht, nur drei Stunden unruhigen Schlaf auf nassem Boden genossen und waren dann in voller Ausrüstung bergan und bei

glühender Hitze geradeswegs in den Kampf marschiert. Nicht ein Mann im ganzen Regiment hatte je zuvor einen Krag-Jörgensen-Karabiner abgefeuert; gleich der erste Schuß daraus galt den Spaniern, denn ihre Waffen waren ihnen so kurz vor der Abfahrt übergeben worden, daß sie nur mit ihnen exerziert hatten, ohne Patronen zu gebrauchen, und vielleicht 80 % von ihnen waren noch nie im Feuer gewesen.

Dazu kam noch die Art des Geländes und der Umstand, daß unsere Leute die Gegner nicht sehen konnten. Ihre Kameraden fielen rechts und links, von einem unsichtbaren Feinde niedergeschossen, während niemand da war, dem sie es heimzahlen konnten, und kein Anzeichen darauf schließen ließ, daß der Angriff sich nicht ins Endlose hinzog. Und doch taten sie nie einen Schritt zurück, sondern gingen grimmig vor; ehe sie einen Busch oder ein Dickicht besetzten, säuberten sie es von denen, die darin waren, sicherten sich ihre Deckung und beantworteten jede Salve so, daß die ihrige wie ein Echo der ersten klang.

Die Leute schnappten nach Luft; der Schweiß lief ihnen so reichlich in die Augen, daß sie das Visier auf ihrem Gewehr nicht zu erkennen vermochten; die Glieder, die nach sieben Tagen träger Untätigkeit auf den Transportschiffen an solche Anstrengungen nicht mehr gewöhnt waren, zitterten vor Schwäche, und die Sonne blendete sie; aber einmal nach dem anderen erhoben sie sich und taumelten vorwärts durch das hohe Gras oder bahnten sich mit ihren Karabinern einen Weg durch das Gewirr von Weinranken und Schlinggewächsen. In dieser tapferen Weise wurde Schritt für Schritt ein und eine halbe (englische) Meile Boden gewonnen; die drei spanischen Stellungen, die innerhalb dieser Entfernung genommen wurden, waren durch die Tausende von Mauserpatronen kenntlich, die glänzend und schimmernd im Gras und hinter den Hecken lagen.

Aber nicht ohne schwere Verluste wurde diese Strecke erobert, denn jeder, der zum Regiment gehörte, nahm am Kampfe teil. Selbst diejenigen, die infolge der Hitze längs des Weges niedergesunken waren, schleppten sich, sobald der Lärm des Kampfes an ihr Ohr schlug, herbei und reihten sich mit in die Feuerlinie."

Endlich gelangte der linke Flügel auf ein etwas offeneres Gelände, und Roosevelt sah oben am Ende einer sanften Anhöhe einen Wald und an seinem Rande ein verfallenes Gebäude, das die Spanier besetzt hielten. Es war offenbar der Schlüssel der spanischen Stellung und gab später dem Gefecht den Namen (Guasimas). In kurzen, raschen Sprüngen näherte man sich dem Gehöft immer mehr. Bemerkenswert war der Unterschied, der sich bei den Leuten in den Sprüngen selbst zeigte. Die Leute aus dem Osten sprangen auf den Befehl der Offiziere auf, stürzten in rasendem Laufe geradeswegs vorwärts und warfen sich dann, außer Luft und Atem, aufs Gesicht; diejenigen dagegen, die in der Wildnis des Westens ihr Leben auf der Jagd zugebracht hatten, schlüpften und wanden sich wie Indianer durch das Gras, sprangen von Baumstamm zu Baumstamm und von Busch zu Busch und legten sich schließlich zugleich mit den anderen in die Schützenlinie, ohne sich aber während des Sprunges dem Feuer ausgesetzt zu haben.

Auf etwa 500 m begann der Sturm. Roosevelt hörte rechts von seinen Leuten lautes Geschrei und glaubte, dort würde der Sturm begonnen. Infolgedessen sprang er vor und gab dem linken Flügel den Befehl zum Vorgehen. Anfangs unterhielten die Spanier ein lebhaftes Feuer auf die nun überall mit Hurra herannahenden „Rauhen Reiter“; als diese aber endlich im Laufschritt und gänzlich erschöpft das Gehöft erreichten, fanden sie nichts weiter darin als zwei tote Spanier und Haufen von Patronenhülsen. Der Gegner war rechtzeitig abgezogen und in der Richtung auf Santiago zurückgegangen.

Der Sturm war ein allgemeiner geworden, da auch General Young rechts von den „Rauhen Reitern“ zugleich mit angegriffen hatte. Die Spanier leisteten, nachdem sie Guasimas geräumt hatten, keinen Widerstand mehr, so daß durch dieses Gefecht der Weg nach Santiago frei wurde. Wie sich später herausstellte, hatte der spanische General Linares etwa 4000 Mann im Feuer gehabt; die angreifenden Amerikaner dagegen waren kaum stärker als 1000 Mann. Linares hatte geglaubt, das ganze amerikanische Heer rücke gegen ihn heran, weil er es nicht für möglich gehalten hätte, daß die Amerikaner sonst mit solchem Ungestüm angriffen.

Die Spanier selbst bezeugten später, die „Rauhen Reiter“ seien vorgegangen, als ob sie ihre Gegner hätten „mit der Hand greifen“ wollen, und doch stürmten sie in Wirklichkeit nur in einer einzigen Schützenlinie und hatten nicht den geringsten Unterstützungstrupp hinter sich. An eine Verfolgung dachte niemand, denn die Sieger waren so erschöpft, daß sie an der Stelle, wo sie standen, lagerten, um auszuruhen und sich zu stärken.

Schon während des Gefechts war Roosevelt gemeldet worden, Wood sei gefallen; er hatte infolgedessen sofort den Oberbefehl übernommen, aber zum Glück erwies sich die Meldung als falsch. Zwei Tage später jedoch erkrankte General Young am Fieber, so daß Oberst Wood an seiner Stelle die Führung der Brigade und damit zugleich Roosevelt die Führung des Regiments zufiel.

Die ungenügenden Vorbereitungen, die die Regierung für den Feldzug getroffen hatte, begannen sich allmählich auf das unangenehmste fühlbar zu machen. Während die Truppen in der Front, darunter die „Rauhen Reiter“, den Feind schon zurückgeworfen hatten und bereit waren, auf Santiago zu marschieren und den Entscheidungskampf zu wagen, wurden in ihrem Rücken noch immer Truppen und Vorräte gelandet, da die beschränkte Zahl von Booten nur ein sehr langsames Tempo gestattete.

Aber das war nicht das schlimmste; viel schwerer fiel es ins Gewicht, daß die vorhandenen Gespanne und Lasttiere auch nicht entfernt ausreichten, um den Truppen in der Front Lebensmittel und Munition zuzuführen und die Verwundeten und Kranken an die Küste zu schaffen. So sah sich Roosevelt genötigt, von seinen Leuten selbst Vorräte holen zu lassen; aus Offizierpferden und den wenigen Mauleseln, die ihm zur Verfügung standen, stellte er einen Transport zusammen und sandte ihn nach Lebensmitteln, die an der Küste massenweise lagerten.

Dann bekamen die Leute reichliche Mengen Pökelfleisch und Schiffszwieback, aber alles andere, selbst Kaffee, blieb ihnen versagt. Roosevelt hatte sein Regiment noch einige Meilen weiter ins Innere führen und dort für mehrere Tage ein Lager aufschlagen müssen. Nur mit großer Mühe gelang es ihm, auf eigene Kosten für seine Leute ein paarmal eingemachtes Gemüse aufzutreiben.

Die ungesunden Ausdünstungen des sumpfigen Bodens, die regelmäßig an jedem Nachmittag eintretenden wolkenbruchartigen Regengüsse und die schlechte und ungenügende Kost wirkten bald zusammen, um die Malaria unter den Soldaten zum Ausbruch zu bringen. Dazu kam noch, daß jeder Mann an Kleidern nur das besaß, was er auf dem Leibe trug. Wenn die dicken, für einen Winterfeldzug wohl geeigneten, für das glühend heiße Cuba aber unbrauchbaren Sachen naß geworden waren, so mußten die Leute sie entweder auf dem Körper trocknen lassen oder, solange sie am Feuer hingen, nackt danebensitzen.

Roosevelt tat, was in seinen Kräften stand, um den Soldaten über diese Schwierigkeiten hinwegzuhelfen. Er hatte selbst nichts Besseres zu essen als sie, und wenn er einen Reiter vor Frost mit den Zähnen klappern sah, so lieh er ihm seinen Mantel und behalf sich ohne ihn. Die Mannschaften ihrerseits empfanden vor seinem tatkräftigen, gerechten und stets hilfsbereiten Wesen die größte Hochachtung; sie wären für ihn durchs Feuer gegangen, ja man sagt sogar, sie hätten ihn vergöttert.

Das Lager der „Rauhen Reiter" sah oftmals den Besuch der fremden Militärattachés; mit dem Oberleutnant Grafen v. Götzen, dem späteren Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, der mit dem Kapitänleutnant v. Rebeur-Paschwitz zusammen im Auftrage der deutschen Armeeverwaltung am Feldzuge teilnahm, war Roosevelt gut befreundet.

Am 30. Juni erhielt das Regiment den Befehl, sich zum Abmarsch bereitzuhalten; eine Abteilung nach der anderen marschierte an den „Rauhen Reitern" vorüber, und endlich folgten sie selbst. Da die schlechten Wege mit Soldaten angefüllt waren, ging es nur langsam vorwärts; alle Augenblicke mußte Halt gemacht werden, und bei Anbruch der Nacht langte das Regiment auf dem El Poso-Hügel an.

Die Soldaten schliefen auf ihren Waffen mitten in dem Dickicht, in dem es von Landkrabben wimmelte, jenen Krebstieren von der Größe einer Kaffeetasse bis zu der einer Bratenschüssel, die über die Leichen der Gefallenen herfielen, und auf die oftmals die Wachtposten feuerten, weil sie sie für Feinde hielten, die durch das Dickicht schlichen.

Roosevelt revidierte die Wachen und streckte sich dann ebenfalls, in seinen Mantel gehüllt, auf ein paar Stunden zum Schlafe aus.

Am nächsten Morgen um 6 Uhr begann die Artillerie zu feuern; die Spanier hatten die Hügelkette besetzt, die sich zwischen El Poso und Santiago hinzieht. Am Fuße der San Juan-Hügel fließt der San Juan, ein Flüßchen, das die Amerikaner angesichts der Feinde durchwaten mußten, ehe sie den Kampf aufnehmen konnten. Das ganze Gelände war mit Buschwerk bedeckt, so daß an ein schnelles Vorwärtskommen nicht zu denken war.

Die Spanier waren den Angreifern gegenüber bedeutend im Vorteil. Sie hatten sich in Schanzgräben niedergelassen, Drahtzäune durch das vor ihnen liegende Gelände gezogen und anscheinend auch die Entfernungen bis zu einzelnen Punkten vorher festgestellt, denn sie schossen fast immer sogleich mit dem richtigen Visier. Ihre Stellung war schlecht zu erkennen, zumal sie rauchloses Pulver verwendeten; der Aufmarsch der Amerikaner dagegen wurde ihnen sehr bald verraten durch einen Fesselballon, der immer vor der Front herging und den Spaniern eine allzu bequeme Scheibe bot. Er zog ihr Feuer so sehr auf sich, daß jede Abteilung schleunigst aus seiner Nähe zu entkommen versuchte, da sie sonst unfehlbar mit einem Hagel von Geschossen überschüttet wurde; allen fiel eine Last vom Herzen, als er endlich zerschossen war und heruntergeholt wurde.

Die Hauptarbeit sollte an diesem Tage die Infanterie tun. Nach dem Übergang über die Furt zogen die Abteilungen parallel mit dem Flusse in der Deckung nach rechts, um dann, als alle Regimenter hinüber waren, mit einer Linksschwenkung die Front nach dem Feinde zu bekommen. Am weitesten rechts stand nun das 9. Infanterie-Regiment, links davon das 6. und darauf das 3. In zweiter Linie am rechten Flügel, also hinter dem 9. Regiment, stellten sich die „Rauhen Reiter" auf und benutzten zum Teil die Uferböschung als Deckung gegen die spanischen Kugeln; links neben ihnen standen das 1. und 10. Kavallerie-Regiment.

Da die Kugeln immerfort in den Reihen der Amerikaner einschlugen, wurde ihre Lage bald unangenehm, und Roosevelt wollte mit dem vor ihm stehenden 9. Infanterie-Regiment zusammen vor-

gehen. Der Oberst desselben war jedoch nicht anwesend, deshalb bat Roosevelt die Offiziere, seine Leute hindurchtreten zu lassen, damit er angreifen könnte.

Als er dann in Höhe des 9. Regiments seinen Leuten den Befehl zum Sturm gab und, den Säbel schwingend, den „Rauhen Reitern“ weit vorausſprengte, konnten die Infanteristen es auch nicht mehr

Skizze der Schlacht beim San Juan Berg.

•........ Marsch der Rauhen Reiter

aushalten; ohne den Befehl ihrer eigenen Vorgesetzten abzuwarten, schlossen sie sich den „Rauhen Reitern“ an und stürmten gemeinsam mit ihnen den Hügel, auf dem der linke Flügel der Spanier stand, und den man später den „Kesselberg“ taufte, weil man oben einen riesigen eisernen Kessel fand, der wahrscheinlich zum Zuckerkochen gedient hatte.

Etwa gleichzeitig waren das 6. und 3. Regiment links von Roosevelt zum Sturm vorgegangen, aber als die Amerikaner oben auf dem Hügelkamm eintrafen, wurden sie von den Spaniern, die sich auf die

dahinter liegenden, ebenfalls durch Schanzgräben geschützten Höhen zurückgezogen hatten, mit einem mörderischen Feuer überschüttet. Vom Kesselberg aus ließ sich das Gelände leidlich gut überblicken. Roosevelt sah, wie die zweite Infanterie-Brigade gegen die Spanier kämpfte, die beim San Juan-Blockhaus in starken Verschanzungen lagen, und hielt es für seine Schuldigkeit, jener Brigade zu Hilfe zu kommen.

Da die Obersten der anderen Regimenter auf dem rechten Flügel teils gefallen, teils verwundet waren, übernahm Roosevelt hier den Oberbefehl. Unter beständigem Feuern schoben sich die Schützenlinien immer dichter an die feindliche Stellung heran, und als dann auch die vier Revolverkanonen, die den „Rauhen Reitern" geschenkt worden waren, in den Kampf eingriffen und ihr Krachen die Aufregung der Leute aufs höchste steigerte, gab Roosevelt, der immer in der ersten Reihe stand, den Befehl zum Sturm.

Aber bei dem Höllenlärm hatten die Soldaten ihn nicht verstanden, und so kam es, daß nur fünf Leute ihm folgten, als er in dem Kugelregen vorwärts eilte und über einen Drahtzaun sprang. Nachdem er 100 m weit gelaufen war, sah er sich um und bemerkte, daß er nur fünf Leute bei sich hatte, von denen der eine eben tödlich getroffen zu Boden stürzte, während ein zweiter durch ein Bein und gleich darauf durch den Leib geschossen wurde. Ohne ein Wort des Schmerzes bat er Roosevelt nur, seine Feldflasche da anzubringen, wo er sie erreichen könnte. Roosevelt tat es, ließ die drei Leute zurück, wo sie lagen, und eilte durch den dichten Kugelregen zurück zu seinen Soldaten. Er fuhr sie zornig an, warum sie ihm nicht gefolgt seien, aber sie erwiderten, sie hätten von seinem Befehl nichts gehört; er solle ihn jetzt nur wiederholen und sie würden alle mit Freuden stürmen.

Als er dann zum zweiten Male über den Drahtzaun sprang, kamen sie alle, die „Rauhen Reiter", die Leute von den Infanterie- und Kavallerie-Regimentern, Weiße und Neger, wie ein Sturmwind hinter und neben ihm dahergebraust. Das Tal, das im Laufschritt zu durchmessen war, war ziemlich breit, so daß vielen beim Rennen der Atem ausging und die langbeinigen Gesellen bald vor den kleineren und dickeren einen Vorsprung gewannen.

Aber wie bei jedem Sturm, so warteten auch hier die Spanier den Zusammenstoß nicht ab, sondern zogen sich rechtzeitig zurück; nur einige wenige waren geblieben und wurden entweder gefangen genommen oder niedergeschossen. Die Schanzgräben waren voll von toten Feinden, deren hellblau und weiße Uniformen anzeigten, daß sie dem regulären spanischen Heere angehörten; sie waren fast alle durch den Kopf geschossen, da sie bis auf den Kopf durch die Gräben gedeckt waren.

Aber abgezogen waren die Spanier nicht, sie waren nur zurückgewichen und hatten sich mit ihren Reserven vereinigt. Sie begannen jetzt, die Amerikaner auf den Höhen ärger als zuvor unter Feuer zu nehmen, und da sie wieder in Schanzen lagen und die Angreifer vom vierzehnstündigen Kampfe müde und erschöpft waren, so war an einen nochmaligen Angriff nicht zu denken. Roosevelt suchte wieder einige Ordnung in das Menschengewirr zu bringen und die Leute wenigstens nach Regimentern zu sondern, denn er behielt den Oberbefehl auf dem ganzen rechten Flügel. Obwohl die Kugeln der Spanier beständig um ihn her einschlugen, traf Roosevelt mit größter Ruhe seine Anordnungen; er wurde überhaupt im Laufe des Feldzuges nur einmal durch einen Granatsplitter an der Hand leicht verletzt, so daß die Soldaten, die ihn oft im dichtesten Kugelregen gesehen hatten, mehr und mehr zu der Überzeugung gelangten, er sei kugelfest und gegen Verwundungen gefeit.

Nur einmal machten die Spanier einen schüchternen Versuch, die Höhen zurückzuerobern, sie wurden aber sofort wieder in ihre Schanzen getrieben; daher hoben auch die Amerikaner Schanzgräben aus und machten sich bereit, die Nacht darin zuzubringen.

Einige der „Rauhen Reiter“ hatten die Gebäude durchsucht, die vorher von den Spaniern besetzt waren, und dabei fiel ihnen offenbar die spanische Offiziersküche in die Hände. Zwar kam bei der Menge der Leute, unter die alles redlich geteilt wurde, nur wenig auf jeden, aber sie fühlten sich doch gestärkt, und obwohl alle in Schweiß gebadet waren und in der Nacht ein kalter Tau die Glieder erstarren ließ, schliefen sie doch vor Müdigkeit ein, bis die Spanier sie um 3 Uhr morgens mit einem heftigen Feuer weckten. Sie griffen aber nicht

an, stellten auch das Schießen bald wieder ein, so daß die Amerikaner sich ruhig wieder niederlegten.

Beide Parteien behielten jetzt im wesentlichen ihre Stellungen bis zur Kapitulation von Santiago am 17. Juli. Das Feuergefecht wurde bisweilen wieder aufgenommen, aber da Roosevelt die Laufgräben für seine „Rauhen Reiter" immer bequemer ausbauen ließ, so hatte das Regiment keine Verluste mehr, während es am Tage der Schlacht von 490 Mann 89 an Toten und Verwundeten eingebüßt hatte. An den ersten Tagen gelang es Roosevelt nur mit größter Mühe, für seine Leute Lebensmittel zu besorgen, aber vom dritten Tage ab wurde die Zufuhr regelmäßiger, und da ihm außerdem vielfach von Neu Yorker Freunden Geld zur Verfügung gestellt wurde, so konnte er seinen Reitern mancherlei besorgen, was die Heeresverwaltung nicht lieferte.

Nach der Kapitulation wurde das Regiment nach der Küste zu gesandt und bezog in den Hügeln bei El Caney das Lager. Die Spanier hatten sich ergeben, aber ein anderer Feind begann jetzt unter den Soldaten zu wüten: das Malariafieber. Da man in Washington irrtümlicherweise glaubte, es handle sich um das ansteckende gelbe Fieber, von dem in Wirklichkeit kaum zwölf Fälle vorgekommen sein mögen, während das Malariafieber zeitweilig drei Viertel des gesamten Heeres ergriffen hatte, hegte man aus Furcht vor Verseuchung die Absicht, alle auf Cuba weilenden Soldaten während des Sommers dort zu lassen und sie erst mit Eintritt des Winters, d. h. zu der Zeit, wo das gelbe Fieber seine Schrecken zu verlieren pflegt, nach Amerika zurückzubefördern.

Eine solche Maßregel bedeutete den sicheren Tod für Tausende tapferer Kämpfer. Alle Ärzte und Generale waren davon überzeugt und sannen auf Mittel und Wege, wie sie dem Unglück begegnen könnten, aber vergebens. Das Kriegsministerium hatte angeordnet, es sollte von Zeit zu Zeit der Lagerplatz gewechselt werden; aber die Soldaten waren vielfach gar nicht mehr imstande, auch nur eine einzige Meile zu marschieren, geschweige denn mit ihrem ganzen Gepäck in eine weit entfernte Gegend zu ziehen, um dort ein neues Lager aufzuschlagen.

Der Befehl war ungefähr ebenso weise wie viele andere, die während des Feldzuges vom grünen Tisch in Washington ausgegangen waren. So war es den Soldaten verboten worden, auf dem bloßen Erdboden zu schlafen; zugleich aber hatte man ihnen Leinwandzelte geliefert, und der Mann, der in einem Leinwandzelt nicht auf dem bloßen Erdboden liegt, ist noch nicht geboren. Ein andermal waren sie angewiesen worden, nie unabgekochtes Wasser zu trinken, und doch mußten sie oftmals Wasser zu sich nehmen, ohne auch nur die geringste Gelegenheit zum Kochen desselben zu haben. Auch sollte niemand in nassen Kleidern schlafen; da die Soldaten aber nur einen Anzug hatten und fast an jedem Nachmittag die Regenmassen Weg und Steg aufweichten, so hätten sie, wenn sie den Befehl befolgen wollten, nackt auf der bloßen Erde liegen müssen.

Als dem Führer der amerikanischen Truppen auf Cuba, Generalmajor Shafter, das Telegramm des Kriegsministers zuging, das ihn anwies, die Truppen in das angeblich gesündere Innere der Insel zu führen, um dort zu bleiben, berief er am 31. Juli einen Kriegsrat nach dem Palast in Santiago. Alle Führer der Divisionen und Brigaden und viele Ärzte nahmen daran teil. Da Wood nach der Übergabe von Santiago zum Kommandanten der Stadt ernannt worden war, hatte Roosevelt an seiner Stelle den Befehl über die Brigade erhalten, und demgemäß ritt er auch zu dem Kriegsrat.

Alle waren einig, daß das Schicksal von Tausenden besiegelt war, wenn man dem Befehle des Kriegsministers nachkam; aber die Offiziere, an unbedingten Gehorsam gewöhnt, scheuten sich, beim Kriegsministerium Vorstellungen zu erheben, da sie für ihre zukünftige Stellung fürchten zu müssen glaubten.

Da erbot sich Roosevelt, den ersten Schritt zu tun. Er wollte in einem Brief an Shafter die Lage des Heeres darlegen, und Shafter sollte den Brief dann weitergeben. Seinen Entwurf las Roosevelt den versammelten Generalen vor, die vielfach noch an dem, was er geschrieben hatte, änderten. Als er diesen Brief Shafter überreicht hatte und wieder in die Versammlung zurückkehrte, hatten die Generale inzwischen beschlossen, eine Gesamteingabe an Shafter zu richten. Beide Briefe, sowohl Roosevelts als auch das von allen Generalen

unterzeichnete Schreiben, wurden dann veröffentlicht, und obwohl es auch jetzt noch Leute gibt, die Roosevelts Vorgehen in jenem Kriegsrate als eine strafbare „Insubordination" bezeichnen, so ist das damals doch niemand eingefallen; im Gegenteil, Amerika verdankte seinem Eingreifen zweifellos Tausende seiner Söhne, die eben für die Ehre ihres Vaterlandes geblutet und eher alles andere verdient hatten, als daß man sie hilflos auf fremdem Boden sterben ließ. Nicht ein Verbrechen war es, was er hier beging, sondern eine noch größere und herrlichere Ruhmestat als sein Verhalten im Gefecht von Guasimas und sein Sturm auf den Kesselberg und die San Juan-Höhen. Einen Mann, der „Insubordination" begangen hatte, hätte der Präsident auch wohl kaum zum Brigadegeneral befördert und mit der Ehrenmedaille ausgezeichnet, was er doch bei Roosevelt tat.

Sein Brief, der im ganzen Gebiet der Vereinigten Staaten Aufsehen erregte und ihn mit einem Schlage zum berühmten Mann machte, lautet folgendermaßen:

„Herrn Generalmajor Shafter.

Herr General!

In einer Versammlung der Generale und Sanitätsoffiziere, die Sie heute morgen im Palast einberufen hatten, waren wir, wie Sie wissen, alle darüber einig, was mit dem Heere geschehen sollte. Uns hier zu behalten, bedeutet nach Ansicht jedes Divisions- und Brigadekommandeurs den Untergang von Tausenden. Es ist nicht der geringste Grund vorhanden, weshalb nicht die ganze Armee sofort zu Schiff nordwärts gebracht werden sollte.

Fälle von gelbem Fieber sind in der Kavallerie-Division, in der ich eine der beiden Brigaden befehlige, sehr selten, und nicht ein richtiger Fall von gelbem Fieber ist bei dieser Division aufgetreten, wenn man von den Leuten absieht, die nach dem Lazarett in Siboney geschickt worden sind, wo sie es sich, wie ich glaube, erst zugezogen haben.

Aber bei dieser Division sind 1500 Fälle von Malariafieber festgestellt. Bisher ist noch kaum ein Mann daran gestorben, aber das ganze Heer ist so geschwächt und in seiner Gesundheit erschüttert, daß alle wie räudige Schafe sterben werden, wenn statt einer Epidemie wie die gegenwärtige eine richtige gelbe Fieber-Epidemie über uns herein-

bricht, was mit Sicherheit eintreten muß, wenn wir während der Zeit, wo sie stets am schlimmsten wütet, im August und Anfang September, hier bleiben. Die Quarantäne gegen Malariafieber hat ungefähr denselben Wert wie eine Quarantäne gegen Zahnschmerzen.

Wir alle sind davon überzeugt, daß wir sofort nach Hause gesandt werden würden, sobald die Behörden in Washington die Lage des Heeres in vollem Umfange kennen lernten. Wenn wir hier zurückgehalten werden, so bedeutet das nach menschlichem Ermessen ein schreckliches Unglück, denn die Ärzte hier berechnen, daß mehr als die Hälfte des Heeres, wenn es während der Fieberzeit hier bleiben muß, sterben wird.

Das ist nicht nur schrecklich, wenn man den Verlust an Menschenleben in Betracht zieht, sondern es bedeutet vom militärischen Standpunkt aus zugleich den Untergang der Blüte des amerikanischen Heeres, da der größte Teil der regulären Soldaten hier bei Ihnen ist. Wenn die Liste der Kranken auch groß ist — sie umfaßt mehr als 4000 Mann —, so gibt sie doch nur eine schwache Vorstellung von der Entkräftung des Heeres. Nicht 20 Prozent sind imstande, wirklich Dienst zu tun.

Sechs Wochen an der Nordküste von Maine oder irgendwo anders, wo der Keim des gelben Fiebers sich nicht fortpflanzen kann, würden uns alle so rüstig wie Kampfhähne machen; sie würden uns unserer Sehnsucht entsprechend instandsetzen, an dem großen Feldzug gegen Havana im Herbst hervorragenden Anteil zu nehmen, selbst wenn wir uns nicht an Porto Rico versuchen dürfen.

Wenn wir sofort eingeschifft werden, können wir mit vollkommener Sicherheit für das Vaterland nach Norden geschafft werden, obwohl es natürlich unendlich viel besser gewesen wäre, wenn wir schon vor zwei Wochen nach Norden oder nach Porto Rico befördert worden wären. Wenn irgend ein Grund dazu vorläge, daß wir hier bleiben müßten, so würden wir dem gelben Fieber mit derselben Gleichgültigkeit trotzen, wie wir den Kugeln trotzten, aber es liegt keiner vor.

Die vier immunen Regimenter, die hierher geschickt worden sind, genügen, um die Stadt und die umliegenden Dörfer zu besetzen; wir haben hier durchaus nichts zu tun und haben seit der Übergabe von Santiago nichts zu tun gehabt. Es ist unmöglich, in das Innere zu

marschieren. Jeder Lagerwechsel verdoppelt bei unserem gegenwärtigen Zustand der Schwäche die Zahl der Erkrankungen, und im übrigen ist es im Innern eher noch schlimmer als an der Küste, wie ich durch persönliche Erkundungen festgestellt habe. Unsere jetzigen Lager sind so gesund, wie es Lager auf diesem Teil der Insel überhaupt sein können.

Ich schreibe nur, weil ich es nicht mit ansehen kann, wie unsere Leute, die so tapfer gekämpft und ohne zu klagen die schwersten Anstrengungen und Gefahren ertragen haben, dem Untergang entgegengehen, ohne daß ich, soweit es in meinen Kräften steht, ein Schicksal abzuwenden versuchte, das ebenso schrecklich wie unnötig und unverdient ist.

Ihr ergebener Theodor Roosevelt,
Oberst und Kommandeur der 2. Kavallerie-Brigade."

Das Schreiben der Generale hatte ungefähr denselben Inhalt, und als die beiden Briefe veröffentlicht wurden, wirkten sie augenblicklich. Innerhalb dreier Tage hatte das Heer auf Cuba den Befehl, sich zur Heimfahrt bereitzuhalten, und am 6. August schifften sich die „Rauhen Reiter" auf der „Miami" ein.

Die Unannehmlichkeiten der Reise, die schlechte Verpflegung, die Ungezieferplage ertrug man leichten Herzens, denn jeder glaubte, nach kurzer Zeit der Erholung würde es in den Kampf gegen Havana gehen. Aber als das Regiment nach neuntägiger Fahrt in Montauk an der Ostküste von Long Island ankam, erfuhr man, daß die Friedensunterhandlungen bereits im Gange seien.

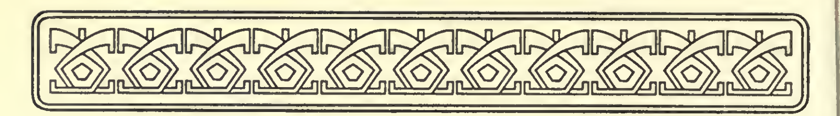
Im Lager zu Montauk erholten sich die Leute bald. Nur sehr wenige erfreuten sich bei ihrem Eintreffen noch einer kräftigen Gesundheit; zu diesen wenigen gehörte Roosevelt, der sich völlig frisch und munter fühlte, obwohl er während des Feldzuges zwanzig Pfund abgenommen hatte. Die Leute beschäftigten sich so ziemlich nach Belieben, und Roosevelt ließ sie gewähren, soweit sie nicht die Ordnung störten. Er selbst hatte alle Hände voll zu tun, da die Entlassung bevorstand; trotzdem fand er gelegentlich Zeit zu einem Ritt oder einem Bade an der Küste, und des Abends versammelte er dann gern einige Freunde um sich, um von dem zu plaudern, was sie erlebt hatten.

Unter anderen brachte der jetzige deutsche Botschafter in Washington Baron v. Sternburg, der „kleine Baron", wie er allgemein genannt wurde, eine ganze Woche im Lager zu. Roosevelt hatte vor dem Ausrücken den deutschen Botschafter gebeten, den Freiherrn v. Sternburg, der damals der Botschaft zugeteilt war und als Husarenoffizier am deutsch-französischen Kriege teilgenommen hatte, mit nach Cuba nehmen zu dürfen; aber es war ihm nicht gelungen, seine Erlaubnis zu erhalten, und so mußten die beiden eng befreundeten Männer sich jetzt nachträglich über alles unterhalten, was sie nicht gemeinsam hatten durchleben können.

Als der Tag der Entlassung nahte, hielt Roosevelt an seine Reiter eine Rede, in der er seiner Freude darüber Ausdruck gab, daß es ihm vergönnt gewesen sei, ein so tapferes Regiment im Felde führen zu dürfen, ermahnte sie aber zugleich, jetzt, wenn sie wieder nach Hause gingen, nicht etwa auf ihren Lorbeeren auszuruhen, sondern ihre gewohnte Tätigkeit wieder mit demselben Eifer aufzunehmen, den sie während des Feldzuges bewiesen hätten.

An einem der nächsten Nachmittage wurde er plötzlich aus seinem Zelt gerufen und fand das ganze Regiment im Halbkreis aufgestellt, die Offiziere und Fahnenträger in der Mitte. Einer der Reiter trat aus dem Kreise heraus und überreichte Roosevelt im Namen des Regiments Remingtons Bronzestatue „Der Rossebändiger" als ein Zeichen allgemeiner Anerkennung und zur Erinnerung an die gemeinsam erlittenen Strapazen. Darauf trat jeder einzelne an Roosevelt heran und schüttelte ihm zum Abschied, bisweilen mit einem kurzen Wort des Dankes, die Hand.

Als das Regiment sich aufgelöst hatte und jeder wieder in die Heimat zurückgekehrt war, wandte sich auch Roosevelt wieder seinen nichtmilitärischen Aufgaben zu; aber wie seine Leute ihn lieb gewonnen hatten, weil sie gesehen hatten, daß er allezeit Freud und Leid mit ihnen teilte und sich ebensowenig schonte wie sie, so war auch in sein Herz ein Gefühl der Liebe und Zuneigung für seine wackeren Reiter eingezogen, und nie hat er die Männer vergessen, die während der Wochen in Feindesland seine ständigen Begleiter und Freunde waren.



Neuntes Kapitel.

Roosevelt als Gouverneur von Neu York und Vizepräsident.

Roosevelt ist nie ein Mann nach dem Sinne der Leute gewesen, die aus der Politik einen Beruf machten. Was er erreicht hat, hat er durch seine fast beispiellose Beliebtheit beim Volke erreicht, und da des Volkes Stimme Gottes Stimme sein soll, so haben sich die Politiker oft genötigt gesehen, wider ihren Willen dem Drängen des Volkes nachzugeben, wenn sie nicht all ihren Einfluß aufs Spiel setzen wollten.

Roosevelt weilte noch in Montauk, als man ihm mitteilte, daß die Absicht bestehe, ihn als Kandidaten für den Gouverneurposten im Staate Neu York aufzustellen. Er hatte anfangs gar keine Lust, die Kandidatur anzunehmen, und erklärte mehreren seiner Freunde gegenüber, er wollte lieber das Kommando über sein Regiment behalten als Gouverneur von Neu York werden. Auch die Politiker, die „Bosses", waren von der Aussicht, Roosevelt auf einen so wichtigen Posten gestellt zu sehen, durchaus nicht entzückt; sie wollten den bisherigen Gouverneur wiedergewählt haben, aber da der demokratische Gegenkandidat einen großen Anhang hatte, ihr Mann dagegen bei den Republikanern nur lau unterstützt wurde, so mußten sie sich wohl oder übel, um überhaupt einen Gouverneur von ihrer Partei zu bekommen, dazu bequemen, Roosevelt als ihren Kandidaten anzuerkennen, da für ihn sicher alles, was republikanisch gesinnt war, an die Wahlurne trat.

Den Staatsmännern vom Schlage des Senators Platt, der die Partei in Neu York leitete, wäre es fast lieber gewesen, wenn Roosevelt sich wieder auf seine Farm zurückgezogen und erklärt hätte, daß

er aus Liebe zur Wildnis keine Staatsstellung mehr annehmen wolle. Der „Held von Santiago", den die Menge in begeisterten Kundgebungen feierte, gefiel ihnen viel besser in der Ferne als bei ihren Sitzungen.

Sie hatten es nicht vergessen, wie fünfzehn Jahre früher der junge Mann, der kaum die Universität verlassen, so manchen alten Brauch über den Haufen geworfen hatte; sie gedachten der Zähigkeit, mit der er im Zivil-Verwaltungsausschuß an dem, was ihm als recht erschienen war, festgehalten, und der Hartnäckigkeit, mit der er sich als Polizeipräsident geweigert hatte, den guten Ratschlägen und Forderungen der Parteileitung nachzugeben. Die Männer, die die Politik als ein einträgliches Geschäft ansahen, wußten sehr wohl, daß sie einen harten Stand haben würden, wenn er als Gouverneur in Albany einzöge, aber da das Volk nun einmal darauf versessen zu sein schien, so wagten sie nicht, sich der Strömung entgegenzustemmen, und auch Roosevelt erklärte sich schließlich bereit, die Kandidatur anzunehmen.

Überall im Lande wurden nun Wahlreden gehalten, aber wer auch der Redner sein mochte, eine Begeisterung wollte nicht aufkommen, denn das Volk verlangte den „Rauhen Reiter" zu sehen. So waren die Bosses endlich genötigt, dem anfangs verworfenen Plane, Roosevelt selbst im Lande umherziehen und Reden halten zu lassen, zuzustimmen. Dadurch änderte sich die Sachlage mit einem Male. Die ältesten Leute konnten sich nicht entsinnen, je aus Anlaß einer Gouverneurswahl einem solchen Überschwang der Gefühle begegnet zu sein, denn alles, was nur laufen konnte, eilte zu den Stätten, die Roosevelt auf seiner Kreuz- und Querfahrt besuchte.

Sein auf den Erfolg berechnetes Auftreten hatte etwas Malerisches, Komödienhaftes; es muß den Amerikanern zweifellos gefallen haben, wenn es auch nicht ganz nach unserem Geschmack gewesen wäre. Vier bis fünf seiner „Rauhen Reiter" in Khaki-Uniform begleiteten ihn, und wo Roosevelt Halt machte, hielten auch diese Cowboys Reden, erzählten, wie sehr sie ihren Oberst verehrten, und berichteten über einzelne Vorkommnisse, die seine Freundlichkeit, sein kameradschaftliches Wesen, seine Hilfsbereitschaft und seinen Heldenmut bewiesen.

Als der Tag der Wahl vorüber war, stellte es sich heraus, daß er

eine Majorität von etwa 18 000 Stimmen erhalten hatte, so daß er im November 1898 auf zwei Jahre in den Regierungspalast zu Albany übersiedeln konnte. Er hatte keinerlei Versprechungen gemacht und keine Verpflichtungen seitens einer besonderen Partei übernommen; nur die Pflichten, die sein Amt ihm auferlegte, erkannte er an, und war gewillt, in derselben Weise für Recht und Gerechtigkeit einzutreten, wie er es schon früher und immer getan hatte, und für die wirksame Durchführung der Gesetze Sorge zu tragen.

Arbeit genug sollte er finden, und aufregende noch dazu, denn wenn auch die Führer der republikanischen Partei sich scheinbar auf seine Seite gestellt hatten, so waren sie doch im Grunde seine Gegner und suchten alle seine Maßregeln, wenn sie ihnen hinderlich waren, zunichte zu machen. Fast das erste, was er tat, als er seinen Fuß in das Kapitol gesetzt hatte, war, daß er die Arbeiterführer zu sich berief. Es gab im Staate eine ganze Reihe von Gesetzen, die dazu bestimmt waren, die Lage der arbeitenden Klassen in der einen oder anderen Weise zu erleichtern und zu bessern; aber manche der Gesetze waren nur durchgegangen, um auf dem Papier zu stehen und in Wirklichkeit nie zur Ausführung zu kommen, bei der Anwendung anderer war man auf Schwierigkeiten gestoßen und hatte es damit ebenfalls nicht sehr genau genommen.

Als die Leute bei ihm erschienen, sagte er: „Diese Gesetze gehen Sie ganz besonders an. Wir wollen sie gemeinsam durchsehen und untersuchen, ob sie gut sind; sind sie gut, so wollen wir darauf halten, daß sie auch ordentlich durchgeführt werden. Wir wollen keine toten Gesetze haben. Wenn Sie wissen, daß etwas schlecht ist, so sagen Sie es mir. Wenn wir mehr Gesetze brauchen, so wollen wir uns an die Legislatur wenden und sie verlangen. Haben wir genug, so wollen wir darauf sehen, daß die Gesetze, die vorhanden sind, ausgeführt und soweit wie möglich ausgenützt werden."

Auf diese Weise führte er eine Einigung herbei und ließ doch keinen Zweifel darüber, daß er keine Umgehung der Gesetze dulden würde. Er verhandelte wieder, wie früher schon, offen und ehrlich, und gerade durch diese Offenheit und Geradheit brachte er es zuwege, daß er mit Leuten wie Platt nie in einen wirklichen Streit geriet,

obwohl er manchmal Anforderungen an sie stellte, die ein anderer wie er nie hätte durchsetzen können.

Wohl am empfindlichsten traf er sie, als er seine Absicht kund tat, ein Gesetz einzubringen, dem zufolge die Monopolvorrechte von Gesellschaften, z. B. der Eisenbahngesellschaften, besteuert werden sollten. Sofort erklärte man sein Vorhaben als einen seiner gewöhnlichen Augenblickseinfälle, als einen Ausfluß seiner impulsiven Natur, auf die seine Kritiker mit Vorliebe wie auf einen Milderungsgrund für seine Fehler und Schwächen hinweisen, und vergaß dabei vollständig, daß er schon Jahre vorher darauf aufmerksam gemacht hatte, wie leicht der Staat dazu bereit sei, wertvolles Eigentum wegzugeben, das bei jedem privaten Geschäftsunternehmen einen hohen Preis erzielen würde.

Als die von den Besitzern solcher Monopole bestochenen Parteiführer sahen, daß er Ernst machte und eine Vorlage für die Legislatur ausarbeitete, kamen sie zu ihm und sagten, er habe doch in seinem Programm vor der Wahl so etwas gar nicht versprochen.

„Um so schlimmer", erwiderte der Gouverneur, „es tut mir leid, daß ich es vergessen hatte, aber ich will versuchen, mein Versehen wieder gut zu machen."

„Die Gesellschaften haben immer eine offene Hand gehabt, wenn der Klingelbeutel für den Wahlfeldzug herumgegangen ist", wandten jene ein.

„Wenn Sie meinen, daß sie geglaubt haben, damit die republikanische Partei zu erkaufen", erwiderte der Gouverneur, „so ist es hohe Zeit, daß wir ihnen den Irrtum nehmen."

„Die Gesellschaften verdienen ebensoviel Rücksicht seitens des Staates wie jeder andere", sagten die Parteimänner.

„Umgekehrt schulden sie dem Staat auch ebensoviel", erwiderte der Gouverneur. „Deshalb gerade versuche ich, einen Ausgleich herbeizuführen."

„Es ist sehr zu befürchten, daß, wenn unerfahrene Gesetzgeber oder Beamte eine so eigene Aufgabe wie die Abschätzung von Privilegien in Angriff nehmen, sie Mißgriffe begehen", fuhren sie fort.

„Dann wollen wir Sachverständige zu Rate ziehen, damit sie uns

unser Gesetz ausgestalten helfen", antwortete der Gouverneur. „Wir wollen für die Gesellschaften Untersuchungen anstellen, und sie sollen durch die besten Talente vertreten sein, die ihnen bei ihren Mitteln zur Verfügung stehen."

Zu Beginn der Session wäre es leicht gewesen, das Gesetz einzubringen; jetzt aber stand der Schluß der Sitzungen bevor, und die Abgeordneten, mit denen Roosevelt darüber sprach, hatten offenbar keine Lust, sich noch auf eine so schwierige und doch so wichtige Sache einzulassen. Es blieb Roosevelt nicht verborgen, daß irgendwelche geheimen Einflüsse an der Arbeit waren, die seinen Absichten und Bemühungen zuwiderhandelten, und er ergriff das ihm gesetzlich zustehende Mittel, um den Antrag noch zur Verhandlung zu bringen, indem er ihn als „dringlich" bezeichnete.

„Sein Entwurf war ziemlich gemäßigt im Tone", erzählt Leupp, „aber er enthielt, wie es bei seinen Botschaften gewöhnlich der Fall ist, eine sehr klare Darstellung der Tatsachen. Er wurde aufgefangen und ging auf dem Wege zur Legislatur »verloren«.

Der Gouverneur beruhigte sich nicht dabei, daß man ihm erklärte, das Schriftstück sei verschwunden, sondern ließ eine Abschrift herstellen und sandte sie sofort ab. Diesmal wandte er Vorsichtsmaßregeln an und sorgte dafür, daß der Antrag sicher in die Hände des Präsidenten der Abgeordneten-Versammlung gelangte; er fügte hinzu, daß eine Abschrift desselben von einem Mitglied aus dem Plenum vorgelesen werden würde, wenn dies nicht vom Präsidententisch aus geschehe."

Und er wurde von dort aus vorgelesen und schließlich auch angenommen, worauf das Haus sich vertagte.

Roosevelt hatte vorher die Gesellschaften eingeladen, sich mit ihm über die Angelegenheit zu besprechen, aber sie waren nicht gekommen; jetzt nach der Annahme des Gesetzes teilten sie ihm, allerdings etwas spät, mit, daß sie seine Einladung annähmen und gehört werden möchten.

„Gewiß", antwortete Roosevelt, „ich will Sie mit Vergnügen anhören. Warum haben Sie nicht vorher gesprochen?"

Das Gesetz gefiel ihnen natürlich in der vorliegenden Fassung nicht.

„Nun," sagte der Gouverneur, „ich wüßte auch nicht, daß ich selbst völlig damit zufrieden wäre; aber es war das beste, das wir den Umständen nach zustande bringen konnten."

„Dann werden Sie es also nicht unterzeichnen? Sie werden die ganze Angelegenheit bis zur nächsten Session aufschieben und dann noch einmal untersuchen?" fragten die Gesellschaften.

„Nur einen Vorschlag auf einmal, meine Herren," sagte der Gouverneur. „Ich bin damit einverstanden, bei der nächsten Sitzung jeden vernünftigen Zusatz zu empfehlen, aber vorläufig — nun, Sie kennen das alte Sprichwort vom Sperling in der Hand? Ich habe mich den ganzen Winter über darum bemüht, ein Gesetz zu bekommen; jetzt, wo ich es habe, glaube ich nicht, daß ich gut daran täte, es mir wieder entschlüpfen zu lassen. Ich werde dieses Gesetz unterzeichnen, und dann werde ich alle im nächsten Winter angenommenen Zusätze unterzeichnen, die mir angemessen erscheinen."

„Aber bis zum nächsten Winter ist es noch etwas lange," bemerkten die Gesellschaften hartnäckig. „Inzwischen wird das Gesetz in Kraft getreten sein und einen Schaden angerichtet haben, der nicht wieder gut zu machen ist. Lassen Sie dieses Gesetz fallen und berufen Sie eine Extrasitzung ein, um ein neues zu schaffen, das allen Anforderungen entspricht. Wir wollen Ihnen helfen."

„Wenn das wirklich Ihre Absicht ist," sagte der Gouverneur, „so will ich Ihnen entgegenkommen. Ich will dieses Gesetz unterzeichnen: es sichert uns auf jeden Fall etwas. Dann will ich eine Extrasitzung anberaumen, und wir können gemeinschaftlich über die Änderungen beraten, die Recht und Billigkeit verlangen."

Als die Leute sahen, daß er sich nicht beschwatzen ließ, zogen sie sich zurück. Er hielt sein Wort. Die Extrasitzung fand statt, und es wurden ein paar Änderungen am Gesetz vorgenommen, aber nicht so tiefgreifende, wie die Gesellschaften wünschten.

„Wir werden Ihr Gesetz vor Gericht anfechten," donnerten sie.

„In Gottes Namen", antwortete er in größter Seelenruhe; „dann werden wir ja sehen, auf wessen Seite das Recht ist, und die nächste Session, die uns bevorsteht, wird alle Irrtümer vermeiden, die das Gericht hieran entdeckt."

Aber das Gericht entdeckte keinen Fehler, sondern erklärte das Gesetz als gut und der Staatsverfassung entsprechend. Die Gesellschaften, die es durch Bestechungen in größtem Maßstabe bisher noch immer verstanden hatten, sich jeder einigermaßen gerechten Besteuerung zu entziehen, ja die den Versuch des Staates, ihnen Steuern aufzuerlegen, als einen Eingriff in ihre Rechte angesehen hatten, mußten jetzt Millionen für den Steuersäckel des Staates hergeben, so daß das Schwergewicht der Steuern sich nicht unwesentlich von den Schultern der Armen auf die Taschen der Reichen verschob.

Damit aber nicht genug, hatte Roosevelt durch die Einführung dieses, vom Appellationsgericht als verfassungsmäßig anerkannten Gesetzes einen Präzedenzfall geschaffen, der sehr bald in den anderen Staaten Nachahmer fand. Abgesehen davon, daß er dem Bestechungsunwesen wieder einmal den Boden entzogen hatte, haben es die Vereinigten Staaten in ihrer Gesamtheit dem Gouverneur Roosevelt zu verdanken, daß die Staatseinnahmen ganz bedeutend erhöht und zugleich die Steuerlast mehr dem Vermögen entsprechend verteilt wurde.

Auch insofern darf der Erfolg seines Sieges nicht gering veranschlagt werden, als er dadurch dem Grundsatz zur Anerkennung verhalf, daß vor dem Gesetz arm und reich gleich sind, daß, was dem einen recht, dem andern billig ist.

Der Widerstand, den Roosevelt bei der Beantragung und Durchführung des Privilegien-Steuergesetzes von seiten der Führer seiner eigenen Partei fand, stellte sich ihm, bald stärker, bald schwächer, bei jeder seiner Maßregeln entgegen. Er lebte eigentlich diese beiden Jahre über in einem beständigen Kriegszustande; aber da für ihn ein frischer, fröhlicher Kampf nichts Abstoßendes, sondern eher etwas Anziehendes hatte, so griff er ohne viele Umstände überall ein, wo es ihm erforderlich schien, und wo er bessern zu können glaubte.

Dabei hielt er sich aber streng innerhalb seiner Machtbefugnisse; er dachte z. B. gar nicht daran, sich in die Selbstverwaltung der Stadt Neu York zu mischen, obwohl er es erleben mußte, daß gerade auf dem Gebiet, auf dem er dort mit aller Macht seine Reformen durchgeführt hatte, bei der Polizei, gleich nach seinem Scheiden aus dem Amt die alten Mißstände sich schlimmer als zuvor wieder eingestellt hatten.

Die Tammanyleute waren wieder ans Ruder gekommen und hatten alles, was Roosevelt glücklich zum Besseren gewendet hatte, wieder in den Schmutz ihrer Parteiwirtschaft gezogen. Er beschränkte sich darauf, ehrenhafte Männer, die ihrer politischen Ansichten wegen aus dem Polizeidienst entlassen wurden, in anderen Stellungen unterzubringen, die sie auszufüllen vermochten, und obwohl ihm vielfach zugeredet wurde, er solle doch dem schändlichen Treiben ein Ende machen, ließ er seine Hände davon, da das Gesetz ihm keine Handhabe zum Eingreifen bot.

Aber auf gesetzlichem Wege wollte er dem Übel beizukommen versuchen. Er brachte einen Antrag ein, der dem Bürgermeister das Recht geben sollte, den Polizeipräsidenten zu ernennen, dem Gouverneur aber die Befugnis einräumte, den Polizeipräsidenten abzusetzen, sobald er sich mit Politik befaßte. Der Gesetzentwurf fiel durch, weil er nicht die nötige Unterstützung fand; der Senator Platt, der Roosevelt versprochen hatte, im Senate dafür einzutreten, und der wohl zweifellos die Annahme hätte durchsetzen können, reiste plötzlich nach Florida ab, „um sich zu erholen", und nahm infolgedessen an den Verhandlungen gar nicht teil.

Es ist Roosevelt mehrfach begegnet, daß die Anträge, die er bei der Legislatur einbrachte, nicht angenommen wurden; deshalb verlor er aber den Mut nicht, sondern war entschlossen, sie den Abgeordneten zu gelegenerer Zeit wiederum zu unterbreiten. Daß er so manche Arbeit unvollendet liegen lassen mußte, die durchzuführen er sich die Kraft und die Fähigkeit zutraute, war nach Ablauf seiner Amtszeit der Grund, weshalb er gern wiedergewählt werden und von der Vizepräsidentschaft nichts wissen wollte.

Aber trotz dieser gelegentlichen Mißerfolge hat er doch vieles erreicht. Da er wußte, daß in der Verwaltung für Kanal- und Straßenbau die ärgsten Durchstechereien gang und gäbe waren, entließ er den Vorsteher derselben und ernannte einen tüchtigen Ingenieur zu seinem Nachfolger. Der General, dem die Ausbildung der Miliz des Staates Neu York anvertraut war, hatte sich während des cubanischen Feldzuges geradezu durch seine Unfähigkeit ausgezeichnet und wurde daher von ihm durch einen anderen ersetzt. Soweit es ihm in dem kurzen

Zeitraum von zwei Jahren möglich war, führte er das Verdienstsystem ein und besetzte die Staatsstellungen mit Männern, die ihnen gewachsen waren.

Eins der Gesetze, die zwar zu Recht bestanden, aber nur lässig gehandhabt wurden, war das Gesetz betreffend die Heimarbeit. Sie sollte nur gestattet sein, wenn in den benutzten Räumen vollkommene Sauberkeit herrschte, keine ansteckenden Krankheiten vorhanden waren und nur eine Familie darin wohnte; in dem Arbeitszimmer selbst durfte kein Bett stehen, und es durften keine nicht zur Familie gehörigen Personen beschäftigt werden.

Die Inspektoren erklärten, sie hätten schon genug zu tun, wenn sie eine Liste über alle Leute führen sollten, die unter das Gesetz fielen, und könnten sich um die Einzelheiten nicht kümmern. Es gebe eine Unzahl Mietskasernen, in denen nur Heimarbeiter wohnten, und es sei ihnen unmöglich, sie alle zu beaufsichtigen.

Roosevelt war anderer Meinung; da das Gesetz, ein durchaus nützliches und segensreiches Gesetz, einmal vorhanden sei, so müsse es auch durchgeführt werden, und er gab den Inspektoren ein Beispiel, wie er sich das vorstellte. An einem der heißesten Tage zu Beginn des Sommers besuchte er mit einem Freunde zusammen zwanzig der verrufensten Mietskasernen; er nahm alles vom Keller bis zum Dach genau in Augenschein und sah sich jedes Zimmer sowie die Leute an, die darin hausten. Gewöhnlich fand er nur die Frauen und die kleinen Kinder zu Hause; die Männer waren auf Arbeit, die größeren Kinder auf der Straße.

Vieles fiel ihm auf, was nicht in Ordnung war: Die Reinlichkeit ließ zu wünschen übrig, die Keime der Diphtherie, des Scharlachfiebers und der Schwindsucht wurden mit in die Hosen und Röcke hineingearbeitet, die später in den feinsten Läden vornehmen Kunden zum Kauf angeboten wurden, statt einer Familie wohnten manchmal drei in einer Wohnung, an manchen Stellen wurde gearbeitet, ohne daß die behördliche Erlaubnis erteilt worden war.

Der Gouverneur gab dem Inspektor gegenüber zu, daß sich die Verhältnisse gegen früher gebessert hätten, betonte aber, daß noch mehr geschehen müsse. Ungesunde, baufällige Häuser dürften überhaupt

nicht für die Heimarbeit benutzt werden; die Wirte solcher Gebäude seien darauf aufmerksam zu machen, daß für ihre Räume keine Arbeitserlaubnis erteilt werden würde.

Um der Ausbeutung der Mieter durch gewissenlose Wirte einen Riegel vorzuschieben, beantragte er ein Gesetz betreffs der Mietskasernen; er appellierte dabei an „das allgemeine Gefühl für eine anständige, saubere Lebensführung und für Recht und Billigkeit gegen alle unsere Mitbürger“ und hatte die Freude, das Gesetz auch in Kraft treten zu sehen, das für das Volk ein wahrer Segen werden sollte.

Als er die Staatsgeschäfte übernahm, fand er eins der wichtigsten Staatsämter, das des Schatzmeisters, in den Händen Louis Payns, eines im Dienste des Beutesystems ergrauten Freundes des Senators Platt und seiner Leute. Er war lange Zeit eine Macht in Neu York gewesen, und bei seiner zweifelhaften Vergangenheit hielt Roosevelt es für wünschenswert, ihn sobald wie möglich los zu werden. Aber Payn war jetzt plötzlich „tugendhaft“ geworden und bildete sich darauf etwas ein; er wollte im Amte bleiben, denn er hoffte, den Ruf seiner Rechtschaffenheit am ehesten dadurch sichern zu können, daß er unter Roosevelt arbeitete.

Aber Roosevelt wollte davon nichts hören, sondern verlangte, daß Payn ginge. Dieser wandte sich daher hilfesuchend an seine Freunde, die Roosevelt mit Bittgesuchen überhäuften, jedoch vergebens. Roosevelt besprach die Sache mit Platt, und dieser bemerkte, es würde ein Fehler sein, wenn Payn entlassen würde.

„Das ist nicht die Hauptsache,“ erwiderte der Gouverneur, „ich möchte nur wissen, durch wen ich ihn am besten ersetzen kann.“

Da Platt ihn nicht weiter reizen wollte, so gingen beide eine Reihe von Namen durch; aber die, die Roosevelt vorschlug, würden, wie Platt sagte, nicht die Zustimmung des Senats finden, und für die, die Platt namhaft machte, wollte der Gouverneur nicht eintreten.

Schließlich verfiel Roosevelt auf einen Ausweg: Er bot das Amt einem alten Senator an, aber dieser lehnte es ab.

Er war geschlagen, und Herrn Payn schwoll infolgedessen der Kamm so, daß er es wagte, Roosevelt seinen Schutz anzubieten. Der aber verzagte nicht. Er wollte warten, bis der Kongreß sich vertagt

hätte, da er den Senat doch gegen sich hatte, und dann Payn den Prozeß machen.

Das erregte Aufsehen in New York. Man riet hin und her, was Roosevelt wohl von Payn wüßte, um ihn deshalb gerichtlich belangen zu können, und versuchte hinter das Geheimnis des Gouverneurs zu kommen. Aber je aufgeregter die Freunde Payns und die ganze republikanische Partei wurden, umsomehr wahrte Roosevelt das Schweigen, und je mehr er schwieg, um so höher stiegen ihre Besorgnisse. Platt schickte endlich einen Vertrauensmann zu Roosevelt, um zu erfahren, was er eigentlich im Schilde führe, und erhielt durch ihn Roosevelts Ultimatum: Payn solle stillschweigend gehen, wenn er nicht wolle, daß Roosevelt Dinge zur Sprache bringe, in die außerdem noch viele andere Leute verwickelt seien. Er erklärte dem Abgesandten auch, worauf er sich stütze: Er habe einen ganzen Briefwechsel darüber in Händen, daß Payn sich eine bedeutende Summe Geldes hatte zahlen lassen, um dafür die Interessen eines an einem Trust beteiligten Milliardärs zu vertreten.

Diesmal reiste Platt nicht nach Florida, um „sich zu erholen". Er teilte Payn mit, seine Sache sei aussichtslos, und die Partei könne ihn nicht länger halten; darauf begaben sich die Führer derselben zu Roosevelt und baten ihn um seine Liste der Kandidaten.

Der Gouverneur merkte, daß er gewonnen hatte, und übergab ihnen sofort die Liste, an deren Spitze jener Senator stand, der das Amt vor kurzem abgelehnt hatte. Platt und Genossen erklärten die Wahl für ausgezeichnet, und als Roosevelt sie darauf aufmerksam machte, daß er mit dem Senator schon vergeblich wegen der Übernahme des Amtes verhandelt habe, verbürgten sie sich dafür, daß er es annehmen würde, und verabschiedeten sich, herzlich froh, so leichten Kaufes davongekommen zu sein.

Während zwischen Roosevelt und den Führern seiner Partei beständig Reibereien herrschten, wuchsen sein Ansehen und seine Beliebtheit beim Volke immer mehr. Man sah, daß an der Spitze des Staates eine kraftvolle Persönlichkeit stand, die dafür sorgte, daß jedem, auch dem ärmsten Bürger, sein Recht wurde; man freute sich, daß sich endlich einmal jemand gefunden hatte, der es mit den bis dahin allmächtigen

Politikern aufzunehmen wagte, die mit tyrannischer Willkür geschaltet und gewaltet hatten, ihre Anmaßungen zurückwies und sie zur Achtung vor den Gesetzen zwang.

Seine Volkstümlichkeit ist zu jener Zeit wohl nirgends deutlicher zutage getreten als bei Gelegenheit der Festlichkeiten zu Ehren des heimkehrenden Siegers von Manila, des Admirals Dewey, im Jahre 1899. Damals war die Stadt Neu York für alle Heldenverehrer das reine Mekka geworden; der Admiral konnte stolz sein auf den jubelnden, begeisterten Empfang, den ihm seine Mitbürger bereiteten.

Und doch bemerkte man, daß das Rufen und Tosen der Menge zum wahren Orkan anschwoll, als Roosevelt, zum Unterschied von all den glänzenden Uniformen und wallenden Federbüschen im schlichten Bürgerrock und Zylinder, auf seinem Braunen im Festzuge sichtbar wurde. Der Held von San Juan, der auch an den Erfolgen bei Manila seinen Anteil hatte, stand in der Schätzung des Volkes doch höher als der Admiral mit dem Löwenherzen.

Dasselbe Schauspiel wiederholte sich, als einige Tage später die siegreiche Flotte in Parade den Hafen von Neu York umfuhr. Überall senkten sich die Flaggen der im Hafen liegenden Schiffe, als die Panzer und Kreuzer vorüberdampften, die Geschütze der Forts und der Strand-Batterien öffneten zum Gruß ihren ehernen Schlund, und Tausende von Menschen, die sich am Ufer drängten, jauchzten den Seeleuten zu.

Da erschien ein einfacher Flußdampfer in der Linie der Kriegsschiffe, und an das Geländer gelehnt, stand Roosevelt, wieder im schwarzen Rock. Kaum erblickte ihn die Menge, als wie aus tausend Kehlen der Ruf: „Hoch Roosevelt! hoch Roosevelt!" die Luft erzittern machte; man achtete kaum auf den Admiral, der, allen deutlich sichtbar, auf der Kommandobrücke der „Olympia" stand, und wandte ihm erst wieder die Aufmerksamkeit zu, als Roosevelt in die Kajüte hinabgestiegen war, um die Rufer am Strande vor gedankenloser Unhöflichkeit gegen den, dem die Veranstaltung galt, zu bewahren.

Seine zweijährige Wirksamkeit als Gouverneur ist nicht erfolglos gewesen; er hat bei seinem Scheiden aus dem Amte dem Staat ein Erbe hinterlassen, das gewissenhaft angetreten und verwaltet worden ist. Die Richtschnur für sein Handeln war stets das Recht, und als

er gegangen war, äußerte sich ein alter Staatsbeamter, der viele Gouverneure hatte kommen und gehen sehen, zu einem Freunde über den nachhaltigen Einfluß, den Roosevelts Persönlichkeit ausgeübt habe, folgendermaßen: „Als im vergangenen Winter in der Legislatur eine Maßregel beraten wurde, hörte ich zum ersten Male die unwillkürliche Frage auftauchen: »Ist es recht?« Nicht »Ist es ratsam?«, nicht »Wie weit ist es für mich von Vorteil?«, nicht »Was hat die Partei davon?« Nicht eine von diesen Fragen erhob sich, sondern nur die: »Ist es recht?« Das ist Roosevelts Vermächtnis an Albany, und daß wir das haben, ist sein Kommen und Gehen wert."

Er wäre gern geblieben, weil er fühlte, daß er noch lohnende Arbeit in Fülle unvollendet zurücklassen mußte, aber das Schicksal hatte es anders beschlossen. Seine Freunde wie seine Feinde spielten hier die Rolle des Schicksals; aus verschiedenen Gründen kamen sie zum gleichen Schluß. Beide wollten, daß Roosevelt für das Amt des Vizepräsidenten kandidiere; seine Freunde hofften, daß seine Volkstümlichkeit die Wahl Mac Kinleys zum Präsidenten sichern würde, seine Feinde unter den Republikanern beabsichtigten, auf diese Weise den Mann, der ihnen durch seine Geradheit und sein starres Festhalten an dem, was er für recht hielt, im Laufe der Zeit immer unbequemer geworden war, mit Anstand auf vier Jahre kalt zu stellen.

Es war ein Opfer, das Roosevelt seinen Freunden brachte, und ein Triumph für seine Gegner, als er sich nach langem Zögern bereit finden ließ, sich um das undankbare Amt zu bewerben; denn der Vizepräsident hat eigentlich nichts weiter zu tun, als den Vorsitz im Senate zu führen. Nur wenn der Präsident im Amte stirbt, erlangt er Macht und Einfluß, da er dann ohne weiteres an seine Stelle tritt.

Da aber gewöhnlich Männer in der Vollkraft des Lebens zu Präsidenten gewählt werden, so ist die Aussicht für den Vizepräsidenten sehr gering. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird er in den vier Jahren seiner Amtsdauer nie in die Lage kommen, tätigen Anteil an den Geschicken des Landes zu nehmen, und darum wählt man gern Leute zu Vizepräsidenten, die man als Präsidenten nicht mag, aber doch für ihre Verdienste um die Partei belohnen will. Wenn dann wider Erwarten der Präsident doch einmal im Amte stirbt, wie es in den Ver-

einigten Staaten bisher fünfmal vorgekommen ist, so findet das Land oftmals einen Mann an der Spitze des Staates, der seinen Aufgaben nicht gewachsen ist, und den man nie zum Präsidenten gewählt hätte.

Aber vorläufig handelte es sich ja erst noch um eine Kandidatur, denn sowohl der Präsident wie der Vizepräsident müssen gewählt werden, und eine Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten ist eine verwickelte Sache.

Sie geht in folgender Weise vor sich: Etwa im Juni des letzten Amtsjahres des Präsidenten treten die Parteitage der Republikaner und der Demokraten zusammen, um sich über die Kandidaten für die Präsidentschaft und die Vizepräsidentschaft zu einigen; jede der beiden Parteien stellt nur je einen Kandidaten für die beiden Ämter auf. Im November, genauer gesagt „an dem Dienstag, der dem ersten Montag im November folgt“, finden dann in allen Staaten gleichzeitig die Wahlen der Wahlmänner statt; jeder Staat wählt soviel Wahlmänner, als er Vertreter in den Kongreß nach Washington entsandt hat, so daß die Gesamtzahl aller Wahlmänner der Summe der Abgeordneten und Senatoren, also 386 + 90 = 476, entspricht. Im Dezember wählen dann die Wahlmänner jedes Staates den Präsidenten und den Vizepräsidenten, und das Ergebnis wird versiegelt an den Präsidenten des Bundessenats in Washington gesandt. Im folgenden Februar findet in Gegenwart des gesamten Kongresses die Zählung der Stimmen statt, und am 4. März tritt derjenige, der die absolute Stimmenmehrheit erhalten hat, die Präsidentschaft an.

So ist die Wahl eigentlich, wie es auch die Verfassung vorschreibt, eine indirekte, in Wahrheit aber ist sie längst zur direkten geworden. Heutzutage wählen nicht die Wahlmänner, sondern das Volk, da dieses nur den Wahlmännern seine Stimme gibt, die von vornherein erklären, daß sie für den und den Kandidaten eintreten. Die Wahlmänner haben zwar nach der Verfassung das Recht, nach eigenem Ermessen zu wählen, und ihre Wähler könnten ihnen nichts anhaben, wenn sie dem Kandidaten der Gegenpartei ihre Stimme geben würden; seit den letzten hundert Jahren aber haben die Wahlmänner ihre Wähler nicht getäuscht. Während die Präsidentenwahl erst im

Dezember offiziell vollzogen wird, ist sie in Wirklichkeit schon im November vorher entschieden.

Der republikanische Parteitag in Philadelphia stellte also im Juni 1900 Mac Kinley als Kandidaten für die Präsidentschaft und Roosevelt für die Vizepräsidentschaft auf; der demokratische Gegenkandidat war Bryan. Es handelte sich nun für die Kandidaten vor allen Dingen darum, sich dem Volke zu zeigen und ihm die verschiedenen Grundsätze zu entwickeln, damit es die rechten Wahlmänner wählen könnte, und zu dem Zweck traten sowohl Bryan als auch Roosevelt, dieser im Namen Mac Kinleys, der ruhig in Washington blieb, ihre Agitationsreisen an.

Was Roosevelt auf dieser Reise geleistet hat, dürfte kaum je übertroffen werden. Man kann sich kaum eine Vorstellung machen von den körperlichen und geistigen Anstrengungen, denen er sich unterzog, wenn man hört, daß er für acht Wochen sein Heim in einem Extrazug aufschlug und während dieser Zeit etwa 22000 (englische) Meilen durch fast alle Staaten der Union zurücklegte. In jeder wichtigeren Stadt machte er Halt und hielt eine Rede, in der er die Wahl Mac Kinleys empfahl und sein Programm entwickelte. Im Staate Neu York allein besuchte er ungefähr 200 Städte; die Zahl der kürzeren oder längeren Reden, die er in den acht Wochen zu halten genötigt war, belief sich nach einem Zeitungsbericht auf 673, d. h. im Durchschnitt täglich mehr als zehn; die Menge des Volkes, die seine Reden anhörte, wird auf 3½ Millionen geschätzt.

Der Zufall wollte, daß Roosevelt auf einer Station, wo seine Maschine Wasser nehmen mußte, mit Bryan zusammentraf.

„Hallo, Billy!" rief Roosevelt.

„Hallo, Teddy!" rief Bryan, worauf sich beide zum Gruße die Hand schüttelten.

„Na, Teddy," fuhr Bryan fort, „wie steht es denn nach so vielen Reden mit Deiner Stimme?"

„O, meine Stimme ist so rauh wie das Programm der Demokraten," scherzte Roosevelt.

„Meine," entgegnete Bryan, „ist gebrochen wie die Versprechungen der Republikaner."

Alles lachte; bald pfiffen die Lokomotiven, und die beiden Nebenbuhler verabschiedeten sich vergnügt voneinander, um ihre Reise fortzusetzen und weiter um die Gunst des Volkes zu werben.

Roosevelt ist nicht das, was man einen „glänzenden Redner" nennt. Er spricht abgebrochen und ruckweise, und seine Stimme hat keinen besonderen Klang, wohingegen man von Bryan rühmt, daß seine Stimme wie Orgelton schalle. Er achtet auch nicht besonders auf rhetorische Kunststücke und die Abrundung seiner Perioden. Trotzdem hört man ihn überall gern sprechen; er wirkt nicht durch die Art, wie er etwas sagt, sondern durch das, was er sagt. Wie selten ein anderer, versteht er es, zu den Herzen der Zuhörer zu sprechen und das, was er meint, ihrem Gedächtnis einzuprägen. Seine Worte begleitet er beständig mit ausdrucksvollen Gesten und einem lebhaften Mienenspiel, wodurch er auf der Rednerbühne zu einer malerischen, anziehenden Erscheinung wird.

Seiner angestrengten, aufopfernden Tätigkeit blieb der Erfolg nicht versagt: Mac Kinley wurde als Präsident wiedergewählt, und Roosevelt erhielt das zweithöchste Amt, das die Vereinigten Staaten an einen ihrer Bürger zu vergeben haben.

In demselben Sinne und mit demselben Eifer wie stets zuvor widmete er sich der Erfüllung der Pflichten, die ihm oblagen. Während einer Session leitete er die Sitzungen des Senats, und als dieser sich vertagte, genoß er, wohl zum ersten Male, seitdem er sich in den Dienst des Staates gestellt hatte, mit Behagen die Muße, die ihm dadurch auferlegt wurde. Er konnte wieder einmal daran denken, sich in die Wildnis zurückzuziehen, um da, wo er sich einst Kraft und Gesundheit geholt hatte, auch jetzt nach den Anstrengungen und Aufregungen des Wahlfeldzuges seinen Körper zu kräftigen zu neuen, schweren Aufgaben, die ihm näher bevorstanden, als er oder irgend jemand ahnte. Trotz bitterer Winterkälte und heftiger Schneestürme brachte er vierzehn Tage auf der Jagd zu, die vor allem der Bobkatze (einer Art Luchs) und dem Kuguar galt, und die er im ersten Kapitel seiner „Jägerfreuden" beschrieben hat.

Aber lange sollte er sich der Muße nicht erfreuen. In Buffalo, der „Wunderstadt" an den Niagarafällen, war eine panamerikanische

Ausstellung veranstaltet worden, und für den 6. September 1901 war der Besuch des Präsidenten Mac Kinley angekündigt. Nachdem er dem Nachmittags-Konzert im Tempel der Musik beigewohnt hatte, trat er, umgeben von seinen Freunden, etwa in die Mitte der weiten Halle, um die Besucher zu empfangen, die in großer Zahl darauf warteten, ihm persönlich die Hand drücken zu können. Eine lange Reihe bildend, traten die Leute, Männer, Weiber und Kinder aller Stände, einzeln an ihn heran, und wenn sie den Händedruck mit ihm gewechselt hatten, zogen sie sich wieder zurück und warteten draußen, bis der Präsident abfahren würde.

In der Menge befand sich auch der 24 jährige Leon Czolgosz, gekleidet wie ein wohlhabender Handwerker. Den rechten Arm trug er in einer Binde und die Hand vorn unter dem Rock, so daß man glauben mußte, er habe sich den Arm verletzt. Infolgedessen streckte er dem Präsidenten, als die Reihe an ihn kam, die linke Hand entgegen, und Mac Kinley ergriff sie mitleidig mit der Rechten. Aber im selben Augenblick zog Czolgosz, während er die Hand des Präsidenten festhielt, blitzschnell seine Rechte, die einen Revolver umspannte, hervor und schoß dem vor ihm stehenden, ahnungslosen, freundlich sich zu ihm herabbeugenden Mann zwei Kugeln in den Leib.

Einige Sekunden herrschte Totenstille; dann brach der Schwergetroffene das Schweigen mit den Worten: „Gott verzeihe ihm!" Während ihn seine Freunde in einen Lehnstuhl setzten, fielen andere über Czolgosz her, der nicht den geringsten Widerstand leistete und unter Schlägen und Stößen aus der Halle befördert wurde.

Es stellte sich heraus, daß die erste Kugel nur eine leichte Fleischwunde verursacht hatte, während die zweite in den Magen gedrungen war. In dem Hause, in dem er abgestiegen war, wurde sofort eine Operation vorgenommen, und es gewann den Anschein, als ob das Schlimmste sich abwenden ließe.

Als das Verbrechen geschah, befand sich Roosevelt in Isle la Motte bei Burlington im Staate Vermont. Er hatte soeben eine Ansprache gehalten, als man ihm von dem Mordanschlag Mitteilung machte. Unverzüglich eilte er an das Krankenlager des Mannes, mit dem ihn eine innige Freundschaft verband, und wich nicht eher von seiner Seite,

als bis die Ärzte ihm bestimmt versicherten, er brauche keine Besorgnis mehr zu hegen, der Präsident werde wieder genesen.

Dann erst verließ er Buffalo und suchte seine eigene Familie auf, die in den Adirondacks weilte, da die Kinder sich von einer soeben überstandenen Krankheit erholen sollten. Ein regelmäßiger Depeschendienst setzte Roosevelt von jeder Schwankung im Befinden Mac Kinleys in Kenntnis, aber von Tag zu Tag wurde der Ton der Depeschen hoffnungsvoller, so daß Roosevelt erleichtert aufatmete.

Mancher hatte es ihm übel genommen, daß er sofort an Mac Kinleys Krankenlager geeilt war; er könne es nicht erwarten, hieß es, daß jener die Augen schließe. Jetzt wurde es ihm wieder verdacht, daß er jagen gehe, während der Präsident mit dem Tode ringe. Roosevelt kümmerte sich nicht um diese widerspruchsvolle, gehässige Kritik. Da er wußte, daß Mac Kinley auf dem Wege zur Genesung war, unternahm er ruhig seine Ausflüge durch die wilden, zerklüfteten Berge.

Am Freitag, den 13. September, bestieg er mit einer kleinen Gesellschaft den Marcy-Berg. Als man oben ankam, regnete es, und von der herrlichen Aussicht, die man sich vom Gipfel aus versprochen hatte, war nichts zu merken. Man stieg daher wieder hinab an die Waldgrenze, und da sich ein lebhafter Hunger eingestellt hatte, breitete man auf dem Gras die Vorräte aus, die man mitgenommen hatte, und alles setzte sich zum Essen nieder.

Das ruhige Gespräch unterbrach plötzlich ein in jenen verlassenen Gegenden seltener Laut: Der schnelle Schritt eines nahenden Mannes hallte von dem Felsgestein. Als er aus dem Walde heraustrat und Roosevelt einen Brief überreichte, verstummte jedes Gespräch; Roosevelt erbrach das Siegel und las die kurze Nachricht: „Der Zustand des Präsidenten hat sich verschlimmert. — Cortelyou."

Er las das Schreiben noch zwei- oder dreimal und setzte sich einen Augenblick nieder; bald aber stand er wieder auf und sagte, ohne das Essen angerührt zu haben: „Ich muß sofort zurück."

Stumm und niedergeschlagen trat alles den Rückweg an nach der Hütte, in der Roosevelt sich aufzuhalten pflegte, aber als er dort eintraf, fand er keinerlei weitere Nachricht. Und doch war sein Privatsekretär Loeb schon am Morgen von Buffalo aus von der Wendung

zum Schlimmeren benachrichtigt worden und augenblicklich in einem Extrazug in die Berge gefahren, um seinen Herrn zu holen. Aber die Bahn führte nur bis North Creek, mehr als 30 Meilen vom Marcy-Berg entfernt, und Loeb hatte den ganzen Tag telegraphiert und telephoniert, Roosevelt solle kommen, er werde auf ihn warten. Doch die Telephonlinie endete im Klubhaus am Fuße des Berges, und niemand hatte daran gedacht, Roosevelt die Nachrichten Loebs zu überbringen.

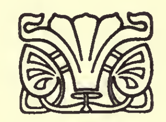
Von der Hütte aus sandte er sofort Läufer zum Klubhaus hinab und ließ alles zum sofortigen Aufbruch bereit machen, ehe er seine völlig durchnäßten Kleider gegen trockene vertauschte. Vor der Hütte auf und ab schreitend, erwartete er die Rückkehr seiner Boten, und als diese ihm um Mitternacht Loebs Depesche brachten: „Kommen Sie sofort,“ schwang er sich auf den Wagen und fuhr in die Nacht hinaus.

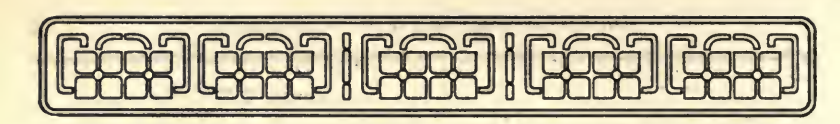
Es war ein tolles Jagen, ein Wettlauf mit dem Tod — vergebens, denn ehe Roosevelt die Hälfte seiner Reise zurückgelegt, hatte Mac Kinley die Augen zum ewigen Schlaf geschlossen. Wie von Furien gepeitscht, rollte der Wagen auf den kaum erkennbaren Felsenpfaden dahin, und wenn der Mann, der die Rosse lenkte und bei der rasenden Fahrt jeden Augenblick in den Abgrund zu stürzen fürchtete, sich mit fragendem Blick nach dem umwandte, der, in seinen Mantel gehüllt, schweigsam hinter ihm saß, so erhielt er nur die kurze Antwort: „Fahren Sie nur — nur immer vorwärts!“

Nach 1 Uhr morgens traf Roosevelt im Klubhaus ein und hörte nun von Loeb, der immer noch in North Creek am Telephon stand, daß es in Buffalo zu Ende ging. Da Loeb die Gefahren einer Fahrt durch die Berge kannte, beschwor er Roosevelt, bis zum Morgen im Klubhaus zu bleiben, aber er erhielt nur die Antwort: „Ich komme sofort,“ und ehe er noch einmal die Klingel in Bewegung setzen konnte, saß Roosevelt schon wieder im Wagen und stürmte davon.

Oftmals versank der Wagen bis an die Achsen im Schmutz, dann wieder glitt und schleuderte er auf hartem Fels, wo von den Hufen der Pferde die Funken stoben; an Abgründen und Felsvorsprüngen vorüber, bergauf und bergab, durch Morast und Wasserlöcher führte

der Weg. Bei einem einsamen Wirtshaus standen frische Pferde bereit, und weiter gings durch Berg und Wald; als der Morgen zu grauen begann und die Umrisse der Bäume und Berge allmählich aus dem Schatten der Nacht hervortraten, hielten die schweißbedeckten Pferde vor der Eisenbahnstation von North Creek, wo eine Maschine seit Stunden Roosevelts harrte. Barhaupt trat ihm Loeb entgegen und teilte ihm mit, daß der Präsident verschieden sei, ihm damit zugleich verkündend, daß er selbst nun seinen Platz unter den Herrschern der Erde habe.





Zehntes Kapitel.

Präsident Roosevelts Staatsphilosophie.

Am 14. September, nachmittags um ½2 Uhr, langte Roosevelt auf dem Bahnhofe in Buffalo an. Zwanzig berittene Schutzleute und eine Schwadron der 4. Feld-Telegraphen-Abteilung hatten vor und hinter dem Wagen, den er besteigen sollte, Aufstellung genommen und geleiteten ihn in schlankem Trabe bis zu dem Hause, in dem Mac Kinley aufgebahrt lag.

Als er den Wagen verließ, bat er den befehligenden Offizier, die Soldaten zu entlassen; dann stieg er hinauf zum Trauerzimmer, um von seinem ermordeten Freunde Abschied zu nehmen.

Doch nur wenige Minuten litt es ihn an der Bahre; er fühlte sich gedrängt, vor allem der Witwe Mac Kinleys, die 30 Jahre lang Freud und Leid mit ihrem Gatten getragen und ihm stets eine treue, innig liebende Gefährtin gewesen war, ein Wort des Trostes zu sagen, und so wandte er sich wieder dem Wagen zu, um nach ihrem Hotel zu fahren.

Da sah er, daß die Soldaten immer noch bei der Kutsche hielten, und er befahl dem Offizier mit leiser, aber fester Stimme, er solle die Leute nach Hause schicken, denn er wünsche keine militärische Wache. Nur zwei Schutzleuten erlaubte er, ihn zu begleiten.

Am selben Nachmittag legte er im Hause des Herrn Wilcox den Eid ab. Es war eine ergreifende Szene. Dem Staatssekretär Root, der schon 20 Jahre vorher Zeuge gewesen war, wie der damalige Vizepräsident Arthur nach der Ermordung Garfields den Eid auf die Verfassung geleistet hatte, versagte fast die Stimme, als er Roosevelt im Namen der Mitglieder des Kabinetts aufforderte, dem Richter Hazel

vom zuständigen Bezirksgericht die Eidesformel nachzusprechen. Bleich und mit tränenfeuchten Augen erhob sich Roosevelt, reckte den Arm empor und sprach leise, aber deutlich die Worte:

„Ich schwöre feierlich, daß ich das Amt des Präsidenten der Vereinigten Staaten treu verwalten und, so gut ich es vermag, die Verfassung der Vereinigten Staaten aufrecht erhalten, schützen und verteidigen will."

Dann ließ er den Arm sinken und stand einen Augenblick mit gesenktem Haupte, bis Hazel ihn bat, die Urkunde zu unterschreiben. Mit festen Zügen setzte er seinen Namen darunter und sagte dann langsam und feierlich:

„In dieser Stunde tiefen und schrecklichen Kummers wünsche ich kundzutun, daß es mein Ziel sein soll, die auf den Frieden, das Glück und die Ehre unseres geliebten Vaterlandes gerichtete Politik des Präsidenten Mac Kinley völlig unerschüttert fortzuführen."

So ehrte er das Andenken seines Amtsvorgängers, indem er seine Politik zu seiner eigenen machte, ja er ging noch einen Schritt weiter. Während bei jedem Präsidentenwechsel bisher alle Minister ihre Entlassung gegeben hatten und ihre Stellen von dem neuen Herrn mit seinen eigenen Freunden und Anhängern besetzt worden waren, richtete Roosevelt unmittelbar nach der Eidesleistung an alle Mitglieder des Kabinetts die Bitte, im Amte zu bleiben. Alle waren damit einverstanden, und so brach er gleich zu Beginn seiner Präsidentschaft mit der alten Sitte, die das gesamte Beamtentum von jedem Wechsel des Staatsoberhauptes abhängig machte.

Noch Mac Kinley hatte es nicht verschmäht, seinen Parteigenossen zu Liebe, die er unterbringen wollte, die Entlassung einer Menge von Beamten zu verfügen; Roosevelt dagegen handelte nach dem stets von ihm vertretenen Grundsatz, daß ein Beamter nur zu entlassen sei, wenn er sich als unfähig erweise, im anderen Falle aber im Amte belassen werden müsse, gleichgültig, welcher Partei er angehöre.

Mac Kinley, der allezeit freundliche, vorsichtige Staatsmann, hatte in hohem Maße das Vertrauen des Landes besessen; daß er den Kugeln eines Anarchisten zum Opfer fallen mußte, der, wie er erklärte, ihn nie zuvor gesehen und nicht das geringste gegen ihn ver-

sönlich einzuwenden hatte, sondern nur der Anschauung gefolgt war, daß alle Machthaber umgebracht werden müßten, ließ ihn dem Volke als einen Märtyrer erscheinen.

Die Leichenfeier, die für ihn veranstaltet wurde, zeugte von der Verehrung, die man für ihn empfand; sie war erhaben, großartig. In dem Augenblick, als man in Canton im Staate Ohio, wo Mac Kinley sich ein Besitztum gekauft hatte, seine irdischen Überreste der Erde anvertraute und das nahe gelegene Fort ihm zum letzten Male den Präsidentensalut zu feuern begann, stand jede Beschäftigung in den Vereinigten Staaten still: kein Mühlstein drehte sich in der Mühle, kein Rad bewegte sich in der Fabrik, keine Eisenbahn, keine Straßenbahn, keine Droschke fuhr. Mit dem Glockenschlage, wo die Beerdigung stattfinden sollte, blieb alles stehen, wo es sich eben befand; das ganze Getriebe des Volkes hielt gleichsam den Atem an, um in Gedanken teilzunehmen an dem, was in Canton vor sich ging. Fünf Minuten lang stockte alles Leben — dann setzte es von neuem wieder ein; Mac Kinley gehörte der Vergangenheit an, und für die zukünftigen Geschicke des Staates hatte Roosevelt zu sorgen.

Im Alter von 41 Jahren ergriff er die Zügel der Regierung als der jüngste Präsident, den die Vereinigten Staaten je gehabt haben. Gar mancher blickte mit banger Erwartung in die Zukunft. Zwar war Roosevelt unter den Augen des Volkes groß geworden, so daß man ihn hätte zur Genüge kennen müssen; aber die Ereignisse der letzten Jahre hatten es mit sich gebracht, daß man in ihm vor allem den Kriegshelden sah, den Mann, der rücksichtslos seinen Weg verfolgte und mit Ungestüm und mit stürmender Hand jeden Widerstand zu brechen suchte, der sich ihm entgegenstellte. Man vergaß, daß er nur drei Monate seines Lebens dem ernsten Waffenhandwerk gewidmet hatte und fast 20 Jahre lang in stiller, gründlicher Arbeit damit beschäftigt gewesen war, sich mit allen Zweigen der Staatsverwaltung vertraut zu machen.

Mancherlei Befürchtungen erfüllten die Gemüter seiner amerikanischen Mitbürger. Würde der jugendlich hitzige Mann, dessen Tatkraft einem jeden bekannt war, seinen Stolz darein setzen, seine kriegerischen Lorbeeren noch zu vermehren? Würde nicht seine rasche, im-

pulsive Natur seine Landsleute dazu verleiten, anderen Völkern vor den Kopf zu stoßen? Oder würde er sich damit begnügen, die seiner Leitung anvertrauten Staaten einer friedlichen Entwicklung entgegenzuführen?

Heute, wo seine zweite Amtsperiode ihrem Ende zuneigt, können wir die zweifelnden Fragen beantworten: Nicht Krieg, sondern einen ehrenvollen Frieden hat er gesucht, nicht die bewaffnete Revolution, sondern die friedliche Evolution war er zu fördern bemüht.

Es war das erstemal in der Geschichte der amerikanischen Republik, daß mit ihm ein Schriftsteller von anerkanntem Ruf in das Weiße Haus einzog. Als gründlicher Historiker hatte er aus der Vergangenheit seine Lehren gezogen, als praktischer Staatsmann hatte er in die Regierungsmaschinerie Einblick erhalten, als aufmerksamer Beobachter, der mit allen Ständen und allerlei Charakteren in Berührung gekommen war, hatte er die Lage und die Bedürfnisse des Volkes kennen gelernt. Aus all dem ergab sich für ihn eine bestimmte, ausgeprägte Weltanschauung, die ihm zum Leitstern in seinem Denken und Handeln wurde. Sie läßt sich zurück verfolgen bis in die Zeit seines ersten öffentlichen Auftretens und hat sich seitdem kaum wesentlich geändert. Da sie gewissermaßen den Schlüssel zum Verständnis seiner ganzen Amtstätigkeit bildet und zugleich einen Rückschluß auf seinen Charakter gestattet, so sei im folgenden der Versuch gemacht, sie zu entwickeln, wie sie in seinen zahlreichen Reden und Schriften zum Ausdruck kommt.

* * *

Der amerikanische Bürger, dem ein hohes Maß persönlicher Freiheit gewährleistet ist, hat im großen und ganzen bewiesen, daß er dieselbe zu würdigen und recht zu gebrauchen versteht; wie es jedoch in allen Gesellschaftskreisen in der ganzen Welt anständige Leute und Schurken gibt, so kann es nicht wundernehmen, wenn auch in den Vereinigten Staaten, wo jeder seine guten wie seine schlechten Neigungen frei auszubilden Gelegenheit hat, sowohl im Leben des einzelnen Bürgers wie in dem des Staates Auswüchse und Mißstände zutage treten, die den Nationalcharakter nach der ungünstigen Seite zu

beeinflussen imstande sind. Mit diesen unerwünschten Strömungen, die dem Staat unter Umständen verhängnisvoll werden können, wenn sie allzu mächtig werden, haben einsichtsvolle Staatsmänner stets einen erbitterten Kampf geführt, und dieser Kampf gegen das „böse Prinzip", wenn ich so sagen darf, füllt auch das Leben Roosevelts aus. Die Liebe zu seinem Vaterlande und die glühende Überzeugung, daß des amerikanischen Volkes noch eine große Zukunft warte, lassen ihn die Schattenseiten und Mängel besonders schmerzlich empfinden; aber als tapferer und willensstarker Mann läßt er nicht müde die Hände sinken, sondern feuert durch Wort und Schrift sowie durch sein eigenes Beispiel immer von neuem seine Landsleute an, der Großtaten ihrer Vorfahren eingedenk zu sein und sich ihrer würdig zu erweisen. Er begnügt sich nicht damit, die Schwächen und Mißstände des privaten und öffentlichen Lebens zu geißeln, sondern er führt seinen Mitbürgern zugleich ein positives Ideal vor Augen, dem sie nachleben sollen.

Die Grundlage des Staates bildet die Familie; die Größe des Staates hängt von der Tüchtigkeit der einzelnen Bürger ab. Schon bei der Erziehung des Knaben muß darauf Rücksicht genommen werden, daß *die* Eigenschaften in ihm entwickelt und gepflegt werden, die geeignet sind, ihn später zu einem brauchbaren Staatsbürger zu machen. Er muß erfahren, daß sich nur *dem* die Möglichkeit bietet, im Leben vorwärts zu kommen, der mit Fleiß und Ausdauer zu arbeiten versteht; da „arbeiten" für den Knaben im allgemeinen „lernen" heißt, so soll er dazu angehalten werden und sich allmählich daran gewöhnen, seinen Schulaufgaben in vollem Maße gerecht zu werden.

Wenn es auch einige wenige Leute gibt, die da glauben, die Büchergelehrsamkeit sei wertlos und hindere einen jungen Mann eher am Erringen eines Erfolges, als daß sie ihm förderlich sei, so verraten sie dadurch nur ihre eigene Beschränktheit. Es ist ein Glück für einen jungen Menschen, wenn ihm die Gelegenheit geboten wird, so viel wie möglich zu lernen, denn abgesehen davon, daß die Pflege des Geistes auch den Charakter günstig beeinflußt, erweitert sich sein Gesichtskreis, so daß er eher imstande ist, die Probleme des Lebens zu verstehen und

daher auch zu ihrer Lösung beizutragen als sein weniger gebildeter Bruder. Trotzdem ist es mit dieser geistigen oder wissenschaftlichen Seite der Erziehung allein aber nicht getan; das Leben braucht M ä n n e r, und zwar gesunde, kräftige Männer; daher muß auch der Erholung und dem Spiel ein breiter Raum gelassen werden. Nur darauf muß geachtet werden, daß beides wohl getrennt bleibe und nicht miteinander vermischt werde; wenn er arbeitet, soll er angestrengt und mit allem Eifer arbeiten, wenn er spielt, soll er mit allem Eifer spielen.

Wichtiger noch als diese äußere Erziehung ist die Bildung des Charakters, die nebenher gehen muß. Dabei ist besonderer Wert zu legen auf die Aneignung und Pflege der männlichen Tugenden, vor allem der Wahrheit, des Mutes und der Ausdauer. Von Jugend auf soll dem Kinde die Liebe und Wertschätzung der Wahrheit und Aufrichtigkeit und die Verachtung gegen Unwahrheit, Falschheit und Hinterlist eingeimpft werden. „Der Feigling, der einen Schlag hinnimmt, ohne ihn zurückzugeben, ist ein verächtliches Geschöpf; noch verächtlicher aber ist der Knabe, der trotz des Höhnens und Neckens seiner Mitschüler, die selbst im Unrecht sind, nicht für das einzustehen wagt, was er für recht hält." So wird ein anständiger, ehrenhafter, mutiger Knabe sich zwar keine Herausforderung gefallen lassen, sondern sofort Vergeltung üben, aber anderseits wird er sich auch schämen, grundlos andere herauszufordern oder Grausamkeiten zu begehen. „Ein verständiger Knabe sollte den Feigling von Herzen verachten; einen noch tieferen Abscheu aber sollte er gegen den empfinden, der Mädchen oder kleine Knaben mißhandelt oder Tiere quält. Jeder tüchtige Junge sollte imstande sein, einen solchen Lümmel durchzuprügeln, wenn es nötig ist."

Die Lehren der J u g e n d darf der M a n n nicht vergessen, denn sie sind ihm im Kampf ums Dasein notwendig. Wie schon der Knabe seine Pflichten hatte, die er nicht ungestraft vernachlässigen durfte, so hat sie der Mann erst recht. Jeder Bürger hat Pflichten gegen sich selbst, Pflichten gegen seinen Nachbar und Pflichten gegen die Gesamtheit seiner Nachbarn, d. h. gegen den Staat. Die Voraussetzung einer jeden Pflichterfüllung ist die Arbeit; wer sich der Untätigkeit

hingibt, vermag sich auch keiner Pflicht zu entledigen. Die Art der Arbeit, das besondere Gebiet, auf dem der einzelne sich betätigt, spielt keine Rolle und ist der persönlichen Neigung eines jeden anheimgestellt; es ist gleichgültig, ob jemand als Staatsmann oder Dichter, Beamter oder Kaufmann, Viehzüchter oder Tagelöhner sein Brot verdient, wesentlich ist nur, daß er arbeitet und etwas Nützliches vor sich bringt. „Arbeit ist das Gesetz des Lebens, und weit entfernt, eine Last zu sein, ist sie vielmehr an und für sich ein großer Segen, vorausgesetzt immer, daß sie unter Bedingungen geleistet werden kann, die einem Mann sein Selbstbewußtsein wahren und ihm gestatten, seinen eigenen Charakter zu entwickeln und seine Kinder so zu erziehen, daß er und sie und das ganze Gemeinwesen, zu dem er und sie gehören, beständig vorwärts und aufwärts kommen. Der Müßiggänger, ob reich, ob arm, ist im besten Fall ein unnützes, gewöhnlich aber ein schädliches Mitglied des Gemeinwesens."

Aber mit der Arbeit allein ist es nicht getan, wenn man treu und rechtschaffen seine Pflicht erfüllen will; mancher ist wohl ein fleißiger Arbeiter und müht sich von früh bis spät, bringt es aber doch im Leben zu nichts, weil es ihm an Charakter und Willensstärke fehlt und er sich nicht durchzusetzen versteht. Mühseligkeiten und Gefahren entmutigen ihn und schrecken ihn zurück, er getraut sich nicht, offen und ehrlich für seine Überzeugung einzutreten und wird daher im Wettlauf um die Palme des Erfolges von seinen rücksichtsloseren Gefährten überholt oder niedergerannt.

Wer ein hohes Ziel erreichen will, das er sich gesteckt hat, muß sich die Ellbogen freihalten und mutig versuchen, den Widerstand zu überwinden, der sich ihm entgegenstellt; wenn es das erste Mal nicht gelingt, so glückt es vielleicht nach einem zweiten oder dritten Anlauf. „Wir bewundern nicht den Mann, der furchtsam Frieden hält; wir bewundern den, der immer siegreich strebt, der nie seinem Nachbar Unrecht tut, der bereit ist, einem Freund zu helfen, der aber jene männlichen Eigenschaften besitzt, die notwendig sind, um im ernsten Kampf mit dem wirklichen Leben den Sieg zu erringen. Es ist bitter, wenn unser Streben mißlingt; aber es ist noch schlimmer, niemals den Versuch gemacht zu haben, ein Ziel zu erreichen. Im letzten

Grunde kann ein gesunder Staat nur bestehen, wenn die Männer und Frauen, die ihn bilden, ein reines, kräftiges, gesundes Leben führen; wenn die Kinder so gewöhnt werden, daß sie Schwierigkeiten nicht umgehen, sondern zu überwinden suchen, daß sie nicht Bequemlichkeit erstreben, sondern wissen, wie sie über Mühsal und Gefahr triumphieren können. Der Mann muß gern des Mannes Arbeit tun, wagen, ertragen und schaffen, um sich und diejenigen zu erhalten, die von ihm abhängig sind. Die Frau muß die Hausfrau sein, die Gehilfin des Mannes, die kluge und furchtlose Mutter vieler gesunder Kinder. Wenn die Männer die Arbeit oder einen rechtmäßigen Kampf scheuen, wenn die Frauen die Mutterschaft fürchten, so schweben sie am Rande des Verderbens, und mit Recht sollten sie von der Erde verschwinden, wo sie billig der Verachtung der Männer und Frauen anheimfallen, die selbst stark, tapfer und hochherzig sind."

Der charakterfeste, aufrichtige, mutige, ausdauernde Mann also, der an harte Arbeit gewöhnt ist, hat seine Pflichten zu erfüllen, und zwar zunächst die Pflichten gegen sich selbst. Gerade wie der Knabe nicht immerfort bei seinen Büchern hocken soll, sondern sie von Zeit zu Zeit beiseite legen muß, um sich der Erholung hinzugeben, darf auch der Mann über seiner Berufsarbeit nicht vergessen, daß er sich selbst und dem Staate schadet, wenn er die Sorge für seinen Körper, für seine Gesundheit außer acht läßt. Wohl jedem wird es möglich sein, einen Teil seiner freien Zeit irgend einem kräftigen, im Freien vorzunehmenden Sport zu widmen, mag er wandern oder turnen, reiten oder rudern, jagen oder Fußball spielen. Das Hauptziel muß immer bleiben, den Körper völlig in die Gewalt zu bekommen; in unserer Zeit des hochentwickelten Industrialismus mit ihrem Hasten und Jagen ist man allzu leicht geneigt, die Sorge für Gesundheit und Kräftigung des Körpers beiseite zu setzen, obwohl es eine allgemein bekannte Tatsache ist, daß der Kräftigere, Widerstandsfähigere, der den Unbilden der Witterung zu trotzen vermag und sich die Elastizität und

Schwungkraft seiner Glieder bewahrt hat, seinem schwächeren, kränklichen, von nervösen Schmerzen gepeinigten Nebenbuhler gegenüber in jeder Hinsicht im Vorteil ist. Dabei ist es selbstverständlich, daß der Sport nie übertrieben werden darf; er muß das Mittel bleiben, durch das die Gesundheit gekräftigt, der Körper elastisch und widerstandsfähig gemacht werden soll, und darf nie zum Selbstzweck werden.

Ist die Berufsarbeit getan und auch die Erholung zu ihrem Recht gekommen, so soll man die etwa noch übrige Mußezeit nicht mit Nichtstun verbringen, sondern sich einer Beschäftigung zuwenden, die irgend einen Vorteil mit sich bringt. Ein strebsamer Mann wird diese Stunden dazu benutzen, um sein Wissen und seine Kenntnisse zu erweitern, indem er gute Bücher liest oder Vorträge anhört. Die geistige Regsamkeit wird ihn zu hohen Idealen führen, deren der Mensch nie entbehren kann. „Ein Mann ist wertlos, wenn er nicht eine hohe Begeisterung für ein Ideal empfindet, und er ist auch wertlos, wenn er nicht versucht, dieses Ideal auf praktische Weise zu verwirklichen." Daß dieses Ideal, das Ziel, das einem Manne vorschwebt und das er erreichen will, ein dickgeschwollener Geldsack oder eine mit Banknoten gefüllte Brieftasche sei, ist durchaus nicht nötig. „Geld ist etwas Gutes; es ist eine törichte Heuchelei, wenn man es leugnet. Aber es ist nicht das einzige Gute, und wenn eine gewisse Summe aufgehäuft ist, so hört es auf, selbst unter den materiellen Gütern das vornehmste zu sein." Jeder wird natürlich um seiner selbst und um seiner Familie willen versuchen, zu einem gewissen Wohlstand zu gelangen; darum soll er aber nicht die materiellen Güter für das einzig Erstrebenswerte halten, denn dadurch gerät er allzu leicht in die Gefahr, den Sinn für andere, wichtigere Dinge zu verlieren. Weit wertvoller ist es, wenn jemand an dem Beispiel der Helden aus der amerikanischen Vergangenheit seinen Geist aufrichtet und aus dem Leben von Männern wie Washington, Lincoln und Grant seine Ideale schöpft; wenn er die Lehren, die sich aus ihrem Leben ergeben, beherzigt, wird er seinen Charakter stählen und sich als ein Mann erweisen, der der Achtung seiner Mitbürger würdig ist.

Das Streben jedes guten Bürgers muß darauf gerichtet sein, möglichst wenig des Beistandes anderer zu bedürfen; er muß auf

eigenen Füßen stehen und die Tugend der Selbsthilfe üben. Aber auch diese Tugend kann zu einem Fehler werden, wenn sie übertrieben wird und in Hochmut und Anmaßung ausartet. Man darf nie vergessen, daß auch der Stärkste bisweilen straucheln kann und die Hilfe der anderen braucht, und damit kommen wir zu den Pflichten des einzelnen gegen seinen Nachbar. Jeder sollte stets bereit sein, dem Mann, der ausgeglitten und gefallen ist, hilfreiche Hand zu bieten und ihn wieder auf die Füße zu stellen, damit er weiter wandern kann. Wenn der Gefallene jedoch gar nicht versucht, seine eigenen Füße zu gebrauchen, nachdem er aufgerichtet worden ist, sondern sich tragen lassen will, so wird er damit zu einem unnützen Mitglied des Gemeinwesens, zu einer bloßen Last auf der Erde, und ein Mann kann seine Zeit besser anwenden, als daß er Leute zu tragen versucht, die nicht laufen wollen.

Ebenso falsch ist es auch, wenn man Suppenküchen und andere Institute einrichtet, die der Barmherzigkeit ihren Ursprung verdanken. „Alles, was der Verarmung Vorschub leistet, alles, was die männliche Kraft erschlaffen läßt und die Selbstachtung untergräbt, ist einfach ein Übel. Die Suppenküchenmanier der Menschenliebe ist ganz ebenso entsittlichend wie die meisten Arten von Laster und Bedrückung." Wenn ein Erdbeben eintritt oder die Fluten, alles verwüstend, unabsehbaren Schaden anrichten, ist es ganz in der Ordnung, wenn barmherzige Menschen jedem, der es braucht, so viel wie möglich geben; im allgemeinen aber sind Sentimentalität, übertriebene Menschenliebe und Barmherzigkeit zwecklos, ja sogar vom Übel. „Es ist durchaus zu wünschen, daß niemand hartherzig sein sollte, aber es ist nicht weniger wünschenswert, daß wir nicht schwachköpfig seien. Ich weiß wirklich nicht, welche Eigenschaft im Laufe der Zeit der Menschheit mehr Unheil bringt, Herzenshärte oder Schwachköpfigkeit. Nackte Barmherzigkeit ist nicht das, dessen wir beständig bedürfen. Es gibt natürlich manche Klassen von Menschen, wie z. B. kleine Kinder, Witwen mit zahlreichen Familien, Krüppel oder sehr alte Leute, oder sogar kräftige Männer, die zeitweilig durch überwältigendes Unglück niedergeschmettert sind, zu deren Gunsten wir frei und offen die Barmherzigkeit anrufen dürfen, und die, ohne irgendwie ihre

Selbstachtung einzubüßen, die Hilfe der Barmherzigkeit annehmen können. Aber im allgemeinen brauchen wir keine Barmherzigkeit, brauchen wir keine Sentimentalität; wir wollen nur lernen, wie wir sowohl einzeln als auch gemeinsam in solcher Weise handeln, daß wir uns instandsetzen, uns in der Welt zu behaupten, nach Maßgabe unserer Fähigkeiten anderen Gutes zu tun und von anderen Gutes entgegenzunehmen, aber so, daß unsere Selbstachtung nicht darunter leidet."

Die Hilfsbereitschaft gegen den Nächsten muß das Gefühl der Gönnerschaft auf der einen, Neid, Spott und Haß auf der anderen Seite ausschließen. Wer dem anderen gegenüber eine Gönnermiene aufsetzt, verletzt ihn in seinem Selbstbewußtsein, da er dem zu Unterstützenden damit seine Schwäche und die eigene Überlegenheit zu verstehen gibt. Wenn wir Neid und Haß empfinden, so erniedrigen wir uns dadurch selbst, denn es liegt darin stets das Zugeständnis, daß der andere uns überlegen ist. Einen reichen Müßiggänger kann man seines Reichtums wegen nicht beneiden, man kann ihn höchstens verachten, da er sich seiner Pflichten nicht entledigt und daher der Wertschätzung eines Mannes unwürdig ist. Der Haß anderseits trübt unseren Verstand und macht uns ungerecht.

Das Wesentliche beim Verkehr der Menschen untereinander besteht darin, daß jeder den anderen als einen Mann behandelt, als einen ebenbürtigen, gleichberechtigten Mitbürger. Die Eigenart des anderen, sein Selbstbewußtsein, ist zu schonen, wenn man nicht will, daß er auch seinerseits das unsrige mißachtet; man soll bereit sein, ihm im Notfall beizuspringen, man darf ihm kein Unrecht zufügen, sich allerdings aber auch keine Übergriffe von ihm gefallen lassen. „Rede freundlich — und trage einen dicken Stock bei dir", ist eine Regel, die den ganzen Verkehr unter Männern kennzeichnet. Freundlich und maßvoll soll man sich benehmen, und doch einen dicken Stock bei sich tragen, nicht etwa, um über den Nachbar herzufallen und ihn durchzuprügeln, wenn man ihn in ungünstiger Lage antrifft, sondern um ihm von vornherein klar zu machen, daß man eine etwaige Herausforderung mit Ernst und Nachdruck zurückzuweisen bereit sei. Denn wenn auch Leidenschaften wie Neid und Haß der Seele eines Mannes

durchaus fremd sein müssen, so kann doch niemand von uns verlangen, daß wir immer sanftmütig seien wie die Tauben. Auch der Klugheit der Schlange bedarf der Mann, und wenn ihm ein Unrecht zugefügt wird, so wird sich der Zorn in ihm regen, und er wird mit leidenschaftlicher Begeisterung für die Sache eintreten, die er für die rechte hält.

Dieselben Eigenschaften, die den Mann befähigen, sich selbst zu behaupten und mit seinem Nachbar auszukommen, muß er auch einsetzen, um seinen Pflichten als Staatsbürger gerecht zu werden. Jeder hat an seinem Teile dazu beizutragen, daß das allgemeine Niveau des Lebens ein höheres wird, daß Politik und gesellschaftliche Lage beständig besser werden; jeder hat für Wahrheit und Recht einzutreten, mutig, aufrichtig und entschlossen, und wenn er alle seine Willenskraft aufbietet und standhaft und beharrlich der Sache treu bleibt, die er für richtig erkannt hat, so wird er ihr auch schließlich zum Siege verhelfen. Bloßes Geschwätz bringt nichts zustande, sondern es bedarf, wie überall, wo etwas geleistet werden soll, der anstrengenden, aufreibenden Arbeit.

Niemals darf der Zweck die Mittel heiligen, sondern ein Erfolg ist nur dann von Wert, wenn er in der ehrenhaftesten, männlichsten Weise errungen worden ist. „Es ist nicht schwer, in einer klösterlichen, negativen Weise tugendhaft zu sein; auch ist es nicht schwer, im wirklichen Leben bis zum gewissen Grade Erfolg zu haben, wenn man sich über die Erwägungen hinwegsetzt, an die sich ehrenhafte, aufrichtige Leute gebunden halten. Aber es ist durchaus nicht leicht, Ehrenhaftigkeit und Erfolg miteinander in Einklang zu bringen; und doch ist dies durchaus notwendig, wenn man etwas tun will, das wert ist, daß es getan wird. Es ist nicht schwer, wunderbare Pläne für die Besserung der Politik und der sozialen Verhältnisse zu ersinnen, wenn man in seinem Arbeitszimmer sitzt; aber in der Praxis erweist es sich allzuoft als sehr schwer, einen solchen Plan zur Ausführung zu bringen, wenn auch noch so unvollkommen. Und doch muß immer wieder der Versuch gemacht werden, wenn man nicht im politischen Leben beständig rückwärts gehen will. Wir fühlen, daß der Vollbringer besser ist als der Kritiker, daß der, der strebt, weit über dem steht, der aus der Ferne zuschaut, mag er sich so fernhalten aus Pessimismus oder aus reiner Schwäche."

„Wenn wir klug handeln wollen, müssen wir vor allem klar sehen. Es ist kein Platz unter uns für den Pessimisten; niemand, der die Welt mit Augen anblickt, denen alles schwarz oder grau erscheint, kann etwas Gesundes beitragen, wenn es sich darum handelt, das Schicksal eines mächtigen, kräftigen Volkes zu gestalten. Aber ebensowenig Verwendung haben wir für den törichten Optimisten, der gegen die vielen wahren Mängel, die vorhanden sind, die Augen schließt und nicht einsieht, daß die einzige Möglichkeit, der Redlichkeit in Zukunft zum Siege zu verhelfen, darin besteht, daß wir gegen alles ankämpfen, was gegenwärtig niedrig, schwach und unschön ist."

Leider gibt es eine Menge Leute, die ihren Pflichten gegen das Gemeinwesen nicht nachkommen, weil sie andere Ideale haben als die, die einen Washington begeisterten, und weil ihnen das Wohlergehen ihres Vaterlandes gleichgültig ist. „Es gibt in der Welt keinen gemeineren Charakter als den nur nach Geld trachtenden Amerikaner; unempfindlich für jedes Pflichtgefühl und ohne sich um ein Prinzip zu kümmern, ist er nur darauf bedacht, ein Vermögen zusammenzuscharren und es zu den niedrigsten Zwecken zu verwenden — sei es, daß er spekuliert, sei es, daß er seinem Sohn gestattet, ein Leben närrischen und kostspieligen Müßigganges und grober Ausschweifungen zu führen, oder sei es, daß er für seine Tochter irgend einen fremden oder einheimischen Schurken von hoher gesellschaftlicher Stellung kauft. Ein solcher Mann ist nur um so gefährlicher, wenn er gelegentlich etwa eine Schule gründet oder eine Kirche mit einer Stiftung bedenkt, denn dadurch macht er jene guten, aber zugleich auch törichten Leute seine wirkliche Schlechtigkeit vergessen. Solche Männer kümmern sich ebensowenig um die Arbeiter, die sie bedrücken, wie um den Staat, dessen Dasein sie gefährden. Es gibt ihrer nicht sehr viele, aber eine sehr große Zahl von Leuten kommt diesem Typus mehr oder weniger nahe, und gerade deshalb sind sie ein Fluch für das Land. Der Mann, der ruhig mit ansieht, wie es in der Politik immer schlimmer wird, und über die Verdorbenheit der Staatsmänner seine Witze macht, der sieht, wie schlecht es um Recht und Gerechtigkeit bestellt ist und doch nicht sofort und entschlossen Wandel zu schaffen versucht, entzieht sich seiner Pflicht und bereitet unendlichem zukünftigem

Unheil den Weg. Grobe, rohe Gleichgültigkeit gegen das Recht und eine ebenso grobe Kurzsichtigkeit hinsichtlich der unvermeidlichen Folgen von Bestechlichkeit und Ungerechtigkeit sind über die Maßen verderblich, und doch sind sie für sehr viele Amerikaner bezeichnend, die sich für vollkommen ehrenwert halten und bei ihren gedankenlosen Mitbürgern als strebsame, glückliche Männer gelten." Aber „die Leute, die sich etwas darauf zugute tun, daß sie ein rein kaufmännisches Ideal haben, denken offenbar nicht daran, daß ein solches Ideal so gemein und schmutzig ist wie nur irgend eins in der Welt, und daß kein Räuberstaat des Mittelalters ein traurigeres Leben geführt haben kann als diejenigen führen würden, denen Handel und Industrie alles wäre, und für die Worte wie nationale Ehre und Ruhm, wie Mut und Kühnheit, Treue und Selbstlosigkeit ihre Bedeutung verloren hätten. Das rein materielle, das rein kaufmännische Ideal der Leute, »deren Vaterland die Ladenkasse ist«, ist seinem Wesen nach erniedrigend und entwürdigend. Es ist heute noch ebenso wahr wie je, daß kein Mensch und kein Volk von Brot allein leben soll. Fleiß und Sparsamkeit sind unerläßliche Tugenden; aber sie allein genügen nicht. Wir müssen unser Streben, die bürgerlichen und Staatsangelegenheiten zu bessern, auf edlerem Grunde aufbauen als auf dem des bloßen geschäftlichen Nutzens."

Ruhm und Ehre des Vaterlandes, der Glaube an eine große Zukunft: das sind würdige Ideale. Der Amerikaner ist stolz auf sein Land und achtet eifersüchtig darauf, daß das Sternenbanner rein und unbefleckt erhalten bleibe. Sollte die Ehre des Landes es fordern, so wird der gute Bürger, ohne zu zögern, zu den Waffen greifen und selbst das Leben hingeben, wenn er dadurch die Sache seines Vaterlandes zu fördern vermag. Zwar gibt es heutzutage Philosophen, die da sagen, „in Zukunft, wenn unser Patriotismus das ganze Menschengeschlecht und die ganze Welt umfasse, würde die Vaterlandsliebe, der Patriotismus, überhaupt nicht mehr als Tugend betrachtet werden. Dies mag richtig sein; aber die Zeit, von der diese Philosophen reden, ist noch mehrere Weltalter entfernt. Philosophen dieser Art sind wirklich so weit vorgeschritten, daß sie für das gegenwärtige Geschlecht von keinem praktischen Nutzen sind. Es mag sein, daß in

Zeiten, die so fern sind, daß wir jetzt keine der Empfindungen ihrer einstigen Bewohner zu verstehen vermögen, der Patriotismus nicht mehr als eine Tugend angesehen werden wird, genau wie man vielleicht in jenen fernen Zeiten auf die monogamische Ehe herabsehen und sie mißachten wird; aber wie die Dinge jetzt liegen, seit zwei bis drei Jahrtausenden gelegen haben und wahrscheinlich noch für zwei bis drei Jahrtausende liegen werden, bedeuten die Worte „Heimat“ und „Vaterland“ eine ganze Menge, auch zeigen sie durchaus keine Neigung, ihre Bedeutung zu verlieren. Gegenwärtig gilt Verrat ebenso wie Ehebruch noch für eins der schlimmsten unter allen möglichen Verbrechen“.

Wie der einzelne verpflichtet ist, sein Leben und Handeln auf Grund einer gesunden, praktischen Moral zu regeln und sich zu einem tüchtigen, brauchbaren Staatsbürger heranzubilden, so hat anderseits auch der Staat, für den jeder Bürger seine besten Kräfte, ja selbst Gesundheit und Leben einsetzt, seine Pflichten gegen den Bürger. Zwar ist jedem einzelnen die größte persönliche Freiheit, der weiteste Spielraum gewährt, um seine Neigungen und Anlagen zu entfalten und sich eine Stellung im Leben zu erringen, aber Sache des Staates ist es, die Vorbedingungen zu schaffen, die es dem Bürger ermöglichen, in seiner Weise weiterzubauen. Es ist die vornehmste Pflicht des Staates, dafür zu sorgen, daß alle gleiches Recht genießen und gleich behandelt werden; Klassenvorrechte kann es nicht geben, auch keine Privilegien für besondere Interessengruppen oder Religionsgemeinschaften.

Leider ist es in einem Staatswesen, dem Millionen von Menschen angehören, wohl unvermeidlich, daß sich schlechte Elemente breit machen und einen verderblichen Einfluß ausüben. Die Bestechlichkeit bei der Vergebung von Ämtern, der Zusammenschluß der Großindustriellen zur Ausbeutung der arbeitenden Klassen und zum Hochschrauben der Preise, das ungeheure Anhäufen von Reichtümern in der Hand eines einzelnen sind Übelstände, die das Eingreifen des Staates erforderlich machen. Da das Wohl des Staates nicht auf den wenigen Reichen und Bemittelten beruht, sondern auf der breiten Masse der Bauern und Arbeiter, so sind gerade diese Klassen, die der

Unterdrückung am meisten ausgesetzt sind, auch am meisten der Fürsorge des Staates bedürftig; das Grundgesetz der allgemeinen Gleichberechtigung muß illusorisch werden, wenn sich Klassen bilden, die zwischeneinander hohe Scheidewände errichten und nach und nach durch eine immer tiefere Kluft voneinander getrennt werden.

Die Schuld daran trägt einzig und allein die Tatsache, daß sich die Menschen nicht kennen lernen, daß der Millionär es verschmäht, mit dem Arbeiter zu verkehren und Einblick in seine Lage zu erhalten. Zur Besserung dieser Verhältnisse sollte sich jeder in den Dienst der Allgemeinheit stellen. „Wir brauchen anständige, gesunde Zeitungen mit anständiger, gesunder Kritik, die furchtlos und wahrheitsliebend sein muß. Wir brauchen rechtschaffene Staatsmänner, die nicht die Zeit und Mühe scheuen und die Fähigkeit besitzen, Beratungen, Zusammenkünfte und Volksversammlungen zu leiten. Wir brauchen Leute, die versuchen, die Anwälte ihrer ärmeren Brüder zu sein bis zu dem Maße, daß sie ihre Freunde werden und, so weit sie Lust haben, mit ihnen arbeiten, Leute, die in Wohltätigkeitsvereinen wirken oder, was noch besser ist, mit den Fabrikarbeitern in Berührung zu kommen suchen, um sie zu verstehen und ihre Sache zu vertreten, wenn sie gerecht ist. Wir brauchen den kraftvollen, gesunden Idealisten, den theoretischen Schriftsteller, Prediger oder Lehrer, Männer wie Emerson oder Phillips Brooks, die Begeisterung und praktisches Streben erwecken helfen. Im Staatsleben brauchen wir nicht nur Leute, die imstande sind, ihre Partei zu bearbeiten und zu führen, sondern auch rechtschaffene, unerschrockene, verständige Unabhängige, die allen Leuten und allen Parteien in gleicher Weise Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wir brauchen Leute, die weitblickend und entschlossen sind, Männer, die Aufrichtigkeit mit gesundem Menschenverstand vereinigen."

Das gesündeste, für das Staatswesen zuträglichste Verhältnis, das allgemeine Nachahmung verdient, haben Gegenden aufzuweisen, wo der Bauer und der Arbeiter, der Jurist und der Kaufmann, gelegentlich auch der Offizier des Heeres und der Marine ein und derselben Familie angehören; dies ist der wirksamste Schutz gegen den Klassenhaß, das beste Mittel zur Förderung der allgemeinen Gleichheit.

Während der Staat im großen und ganzen jedem einzelnen die weiteste Freiheit lassen soll, hat er doch anderseits nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht einzuschreiten, sobald er sieht, daß dieser Individualismus ausartet und Folgen zeitigt, die für die Gesamtheit nachteilig sind. Natürlich läßt sich keine allgemein gültige Regel darüber aufstellen, wann der Staat eingreifen soll, und wann er es unterlassen muß, den Bürger einzuschränken oder ihm beizuspringen. „Wir haben genau dasselbe Recht, die Lebens- und Arbeitsverhältnisse in Fabriken und Mietskasernen zu ordnen, das uns zusteht, um in anderen Häusern die Anbringung von Rettungsleitern zum Schutz gegen Feuersgefahr und ähnliches zu verfügen. In manchen Gemeinwesen ist das Vorhandensein einer durchaus wirksamen Fabrikinspektion ebenso wesentlich wie die Bildung einer Feuerwehr. Wie weit wir in der Regelung der Arbeitsstunden oder der Verantwortlichkeit der Arbeitgeber gehen sollen, richtet sich je nach der Zweckmäßigkeit, und in jedem Fall muß die Entscheidung besonders getroffen werden, gerade wie die Zweckmäßigkeit den Ausschlag gibt, wenn man entscheiden soll, welche der sogenannten »gemeinnützigen Einrichtungen« das Gemeinwesen selbst besitzen und welche es dem Besitz von Privatpersonen und Körperschaften überlassen soll, wobei es sich nur das Aufsichtsrecht sichert. Bisweilen ist das eine Verfahren angebracht, bisweilen das andere."

Ein Beispiel dafür, was ein kluges und vorsichtiges, nicht übereiltes Eingreifen des Staates erreichen kann, bietet die gesetzliche Regelung der Arbeiterfrage im Staate Neu York während der Zeit, wo Roosevelt Gouverneur dieses Staates war. In doppelter Richtung nahm man die Sache in Angriff, indem man unterschied zwischen Arbeitern, die im Dienste des Staates standen, und solchen, die von Privatpersonen beschäftigt wurden. Die gesetzgebende Körperschaft einigte sich darüber, daß der Staat als Arbeitgeber allen anderen mit gutem Beispiel vorangehen müßte, und obwohl der Staat das ihm anvertraute Geld des Volkes nicht verschwenden will, aber doch stets gute Arbeit verlangt, so hat er als Gegenleistung dafür für alle im Staatsdienst angestellten Arbeiter den achtstündigen Arbeitstag eingeführt und zugleich bestimmt, daß ein anständiger Lohn gezahlt

werden soll. Diese Maßregel hat sich im allgemeinen gut bewährt, obgleich sich auch hier bisweilen Unzuträglichkeiten einstellen; was heißt z. B. „achtstündiger Arbeitstag" beim Schleusenwärter? Im ganzen hat der Staat von der praktischen Einführung Vorteil gehabt, „denn schlechte Arbeit ist immer teuer, ob man sie schlecht bezahlt oder nicht, und gute Arbeit ist immer wertvoll; vom bloßen Standpunkt der Zweckmäßigkeit, abgesehen von dem der Menschlichkeit, finden wir, daß wir die beste Arbeit bekommen können, wenn wir anständige Löhne zahlen und die Arbeit nur eine vernünftige Zeitlang dauern lassen".

Wo es sich um Arbeiter handelte, die nicht vom Staate beschäftigt wurden, hat der Staat drei Einrichtungen geschaffen, nämlich das Bureau für Arbeiterstatistik, das Amt für Vermittlung und Schiedsgericht und die Fabrikinspektion. Alle drei haben eine segensreiche Wirksamkeit entfaltet. Das Bureau für Statistik hat nicht nur Zahlen gesammelt, sondern zugleich die Aufmerksamkeit auf viele Dinge gelenkt, die von großer Bedeutung sind. Nebenbei hat es die aufsteigende Tendenz in der Höhe der Löhne und in der Menge der Arbeit festgestellt. Das Amt für Vermittlung und Schiedsgericht hat viele Streiks beigelegt, durch rechtzeitige Vermittlung aber eine noch weit größere Anzahl verhindert. Die Fabrikinspektion hat es hauptsächlich mit den Verhältnissen der Großstadt zu tun, und ihr ist es vor allem zu danken, daß die in Mietskasernen mit ihren engen, ungesunden Räumen untergebrachten Fabriken allmählich verschwinden.

Wie der Familienvater sich nicht darauf beschränken kann, sich seiner Frau und seinen Kindern zu widmen, sondern wie er hinaus muß ins Leben, um sich eine geachtete Stellung zu erringen, so kann auch der Staat sich nicht damit zufrieden geben, seine Schuldigkeit im Innern des Landes zu tun, sondern er hat zugleich auch Pflichten nach außen hin. Zwar ist zweifellos die Arbeit daheim, sowohl in der Familie wie im Staat, die nächstliegende und wichtigste, denn jeder findet zu Hause allezeit genug zu tun; trotzdem aber darf es der Staat doch nicht verabsäumen, sich auch nach außen hin Anerkennung zu verschaffen.

Der Verkehr der Völker untereinander unterliegt keinen besonderen Regeln; dieselben Grundsätze, nach denen der einzelne im Um-

gang mit seinem Nachbar verfährt, finden auch unter ihnen Anwendung. Demnach ist ein Haupterfordernis stets ein offenes, aufrichtiges Benehmen, das keinem Hintergedanken Raum läßt. Was man *sagt*, das muß man auch *meinen*, und wenn man ein Versprechen gibt, so muß man es auch halten. Auf dieser Grundlage wird sich ein gegenseitiges Vertrauen herausbilden, und sollten dann je Zwistigkeiten entstehen, so werden sie sich gewiß bei gutem Willen und einigem Entgegenkommen auf beiden Seiten schnell und glatt beilegen lassen, wenn nötig, durch Anrufung eines internationalen Schiedsgerichts. „Im Privatleben gibt es wenig Dinge, die häßlicher berühren als ein Mann, der immerfort laut prahlt, und wenn der Prahler nicht gerüstet ist, für das, was er sagt, einzustehen, so wird seine Stellung eine völlig verächtliche. Ebenso ist es mit dem Volk. Es ist sowohl töricht als auch unwürdig, in ungebührlicher Selbstverherrlichung und vor allem in unüberlegten Anklagen gegen andere Völker zu schwelgen. Wenn wir je in irgend einer Beziehung mit einer fremden Macht in Berührung kommen, so werden wir uns, wie ich hoffe, immer bemühen, höflich und achtungsvoll von ihr zu sprechen. Wir wollen zeigen, daß wir die Absicht haben, Recht und Gerechtigkeit zu üben, und zugleich wollen wir zeigen, daß wir nicht gesonnen sind, uns unserseits ein Unrecht gefallen zu lassen. Eine solche Haltung wird die sicherste Gewähr für jenen ehrenvollen Frieden bieten, dessen Erhaltung immer das Hauptziel eines selbständigen Volkes ist und sein muß."

Auch die Monroe-Doktrin enthält keinerlei Herausforderung gegen einen fremden Staat. Wie es jede europäische Nation zurückweisen würde, wenn eine andere sich in ihrem Gebiet festsetzen wollte, so will auch Amerika nicht zugeben, daß irgend eine fremde Macht sich auf amerikanischem Boden niederläßt und Gebietsteile in Besitz nimmt. Der Satz „Amerika für die Amerikaner" soll durchaus für Amerika kein Vorwand sein, sein Gebiet auf Kosten anderer Mächte zu erweitern, sondern er stellt sozusagen nur fest, daß sich Amerika für stark genug hält, um selbst sein Hausrecht auszuüben.

Ein auf gegenseitiger Achtung beruhender friedlicher Verkehr ist natürlich nur möglich, wenn beide Teile Offenheit und Entgegenkommen beweisen. Wie aber, wenn der eine dem anderen ein Unrecht

zufügt, das sich der Beleidigte unter keinen Umständen gefallen lassen kann, weil es seine Lebensinteressen schädigt und gefährdet oder seine Ehre verletzt? Wie ein Knabe verächtlich ist, der eine ungerechtfertigte Ohrfeige bekommt und sie nicht wiedergibt, so ist auch der Staat verächtlich, der sich ungestraft beleidigen läßt. Für solche Fälle, die sich in der Geschichte oftmals ereignet haben und sich nach menschlichem Ermessen auch wieder ereignen werden, muß dem Staat ein Mittel zur Verfügung stehen, das es ihm ermöglicht, sich selbst sein Recht zu verschaffen und auf Beleidigungen zu antworten. Ein Staat, der sich gegen fremde Übergriffe nicht wehren kann, ist unrettbar der Gnade des Stärkeren preisgegeben und muß dem Mächtigeren zur Beute fallen; er muß also danach streben, selbst zu den Mächtigen zu gehören, d. h. er bedarf eines starken, schlagfertigen Heeres und einer starken, tüchtigen Flotte. „Rede freundlich — aber trage einen dicken Stock bei dir", ist auch hier der Grundsatz. Jeder wird es sich zweimal überlegen, ehe er einen bewaffneten Mann anrempelt, der, wie er weiß, nicht gesonnen ist, eine Herausforderung stillschweigend einzustecken, und ebenso ist es unter Völkern.*)

„Heer und Flotte sind das Schwert und der Schild, die unser Volk tragen muß, wenn es unter den Völkern der Erde seine Pflicht tun soll — wenn es nicht auf der westlichen Halbkugel die Rolle Chinas spielen soll." Sie sind ein Vorbeugungsmittel, nicht eine Drohung, und mahnen den Gegner zur Höflichkeit.

Wie Roosevelt aus eigener Erfahrung weiß, sind Kriege unter zivilisierten Völkern etwas Furchtbares, und da die Zivilisation immer weiter fortschreitet, so ist zu erwarten und dringend zu hoffen, daß sie immer seltener werden. Daß sie aber völlig verschwinden, wagt Roosevelt nicht zu glauben; es werden immer wieder Fälle auftreten, wo es keinen anderen Ausweg gibt als die Entscheidung mit den Waffen. Wenn man übrigens „jeden Krieg verdammt, so ist das ebenso logisch, als wenn man jeden Handel und alle gesellschaftlichen Beziehungen verdammen wollte, als wenn man Liebe und Ehe verwerfen wollte wegen des schrecklichen Elends, das ungezähmte, viehische

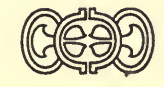
*) Vgl. den Anfang des siebenten Kapitels.

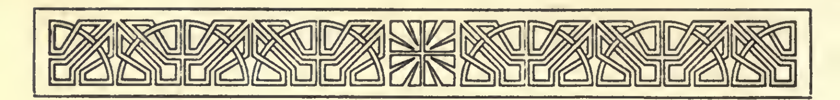
Leidenschaft verursacht". Auf jeden Fall ist der Krieg besser als ein ehrloser Friede, und wenn das Volk einmal, der Notwendigkeit gehorchend, das Schwert gezogen hat, so muß es den Kampf entschlossen und mit Nachdruck bis zu Ende durchkämpfen und darf es erst wieder einstecken, wenn es mit Ehren Frieden schließen kann.

Für diesen, hoffentlich recht seltenen Fall muß ein selbstbewußtes Volk immer gerüstet sein. Es ist nichts als kindisches Geschwätz, wenn behauptet wird, die Freiheit eines Landes leide darunter, daß es ein Heer von hunderttausend Mann und eine starke Flotte unterhalte.*) Weder schlagfertige Heere noch eine geübte Flotte lassen sich aus dem Boden stampfen, wenn man sie braucht, sondern beide bedürfen sorgfältiger, langjähriger Übung und Ausbildung. Die Kosten für die Unterhaltung des Heeres und für den Bau und die Ausrüstung von Kriegsschiffen werden reichlich eingebracht durch die Gewähr, daß der Staat gegen fremde Übergriffe einigermaßen gesichert ist und dieselben, wenn es nötig ist, mit bewaffneter Hand zurückzuweisen imstande ist, sowie durch die Vorteile, die eine starke Flotte für Handel und Ver-

*) Zwar weist Roosevelt selbst gelegentlich darauf hin, daß es schwierig sei, den Amerikaner zum Eintritt in das Heer zu bewegen, da er in seiner oft übertriebenen Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit sich nicht an den Gehorsam und die unbedingte Unterordnung unter den Befehl des Vorgesetzten, die doch durchaus gefordert werden müßten, gewöhnen könne. Dagegen kann er aus eigener Erfahrung feststellen, daß sich bei dem amerikanischen Heer auf Cuba zur Zeit des Krieges kaum Fälle von Insubordination ereigneten, ja er kann sogar Beispiele anführen, in denen Leute von gesellschaftlich hoher Stellung ohne das geringste Widerstreben als gemeine Soldaten eintraten, jede Arbeit verrichteten, die ihnen aufgetragen wurde, und sich überhaupt musterhaft führten. Statt vieler Fälle will ich nur einen erwähnen. Auf einem Kriegsschiff, das hauptsächlich mit Marinemiliz bemannt war und aus den cubanischen Gewässern nach einem amerikanischen Hafen zurückkehrte, stand ein wettergebräunter, anscheinend ziemlich heruntergekommener Mann und schruppte das Hinterdeck. Da fuhr in einiger Entfernung eine große, hübsche Jacht vorüber, und der Kapitän sagte, nach ihr hinblickend: „Ich möchte doch wissen, was das für ein Boot ist." — „Die »Dämmerung«, Herr", antwortete der Mann mit dem Schrupper, die Hand an die Mütze legend. — „Woher wissen Sie das?" fragte der Kapitän. — „Weil sie mir gehört", erwiderte der Mann mit dem Schrupper, wieder die Hand an die Mütze führend.

kehr mit sich bringt. Wenn Amerika überhaupt eine Großmachtstellung innehaben will — was bei den immer weiter werdenden Interessen der Völker und in Anbetracht der Tatsache, daß die Nationen in immer engere Berührung miteinander kommen, durchaus notwendig ist —, so muß es sich auch den Pflichten einer Großmacht unterziehen und alles tun, was dazu beiträgt, ihm eine angesehene Stellung im Rate der Völker zu sichern und seinen Bürgern eine ersprießliche Teilnahme am Wettbewerb mit den anderen Völkern zu ermöglichen.





Elftes Kapitel.

Die „praktische Politik“.

Zwei Probleme sind es vor allem, deren Lösung beständig die Aufmerksamkeit der amerikanischen Staatsmänner erheischt: die Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit und die damit zusammenhängende Frage der Trusts und zweitens die Negerfrage. Diese beiden Probleme sind darum von so hervorragender Bedeutung, weil ihre Folgeerscheinungen im Laufe der Zeit immer schärfer hervortreten und ein immer ernsteres Aussehen annehmen; sie beide sind imstande, dem Staatsleben die schwersten Wunden zu schlagen, ja sogar den dauernden Bestand des Staates in Frage zu stellen, wenn sich nicht eine befriedigende Lösung finden läßt, solange es noch Zeit ist.

Alle anderen Ereignisse, die eintraten, und Verhältnisse, die sich ergaben, während Roosevelt die Staatsverwaltung zu leiten hatte, waren, wenn auch an und für sich wohl wichtig genug, doch nur von vorübergehender Bedeutung. Sie ließen sich ein für allemal erledigen, während jene beiden ein ewiges Leben zu haben scheinen.

Unparteiisch und vorurteilslos, soweit dies Menschen überhaupt möglich ist, ging Roosevelt ans Werk. Der Kapitalismus hat in keinem Lande der Welt eine so gewaltige Entwicklung erlebt wie in Amerika. Ungezählte Millionen sind in den Händen einzelner Leute vereinigt, und obwohl die Gründer solcher Riesenvermögen mit Recht die Achtung ihrer Mitbürger verdienen, weil sie sich dadurch als tüchtige, unternehmende Kaufleute erwiesen haben und den Gesamtwohlstand des Staates erhöhen, so liegt doch anderseits die Gefahr nahe, daß der Neid ihrer weniger begüterten Mitbürger herausgefordert

wird, daß sie sich selbst für etwas Besseres halten als das „Volk“ und im Zusammenscharren und Aufhäufen des Geldes kein Ende finden, sondern schließlich sogar mit Mitteln weiterarbeiten, die die Gesamtheit schädigen.

In Amerika mehr als anderswo gibt Geld Macht. Der Milliardär kann, wenn er nicht knausert, fast jede Wahl beeinflussen, er kann sich die Richter erkaufen, er kann mit Hilfe bestochener Abgeordneten und Senatoren so manches Gesetz zu Fall bringen, das ihm unbequem ist, und manches andere durchsetzen, das seine Interessen fördert.

Wenn sich die Magnaten eines bestimmten Industriezweiges zu einem Ring oder „Trust“ zusammenschließen, so wird ihre Macht noch größer und für das Volk geradezu verhängnisvoll. Sie verkaufen zuerst so billig, daß diejenigen Konkurrenten, die sich ihnen etwa nicht anschließen wollen, zugrunde gerichtet oder in ihre Arme getrieben werden. Dann bestimmen sie die neuen Preise, die für ihre Erzeugnisse bezahlt werden *müssen*, und schrauben sie beliebig in die Höhe. Zugleich drücken sie die Löhne, die sie zahlen, immer tiefer hinab, und wenn ihre Arbeiter endlich erklären, daß sie für das geringe Geld, das sie ihnen bieten, nicht weiter arbeiten können, so schließen sie ihre Fabriken, verkaufen ihre Vorräte zu noch höheren Preisen und rufen wohl gar noch die Hilfe der Regierung an, damit sie mit Kanonen unter das „meuterische, unverschämte Volk“ schieße.

Die Arbeitnehmer ihrerseits suchen sich dagegen zu schützen, indem sie sich zu Verbänden zusammenschließen, sich organisieren. Der einzelne vermag nichts gegen den Kapitalismus, die Organisation aber ist eine Macht, mit der gerechnet werden muß. Sie üben ein ebenso tyrannisches Regiment aus wie die Mitglieder des Trusts; wie diese ihre kleineren Konkurrenten aus dem Felde schlagen, so fallen die Arbeiter über diejenigen ihrer Genossen her, die ihrer Organisation nicht beitreten wollen, und verlangen von den Arbeitgebern, daß sie nur „organisierte“ Leute beschäftigen. Wenn ihren Wünschen nicht entsprochen wird, so legen sie insgesamt die Arbeit nieder, möglichst zu einer Zeit, wo die Prinzipale durch die Arbeitseinstellung am empfindlichsten getroffen werden.

Sowohl bei der Aussperrung wie beim Streik sind immer die Armen am übelsten daran. Das schlimmste aber ist, daß durch solche ewigen Kämpfe der Klassenhaß immer neue Nahrung erhält und die Bürgerschaft der Vereinigten Staaten in zwei feindliche Lager geteilt wird, obwohl es nach der Verfassung nur freie Leute und keine Klassenunterschiede geben soll.

„Die Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit sind eine Lebensfrage," sagte Roosevelt einst zu seinem Freunde Riis. „Ihre und meine Kinder werden in diesem unseren Vaterlande glücklich oder unglücklich sein, je nachdem, ob der eine Ehrenmann im Jahre 1950 der Freund des anderen ist, sei er Arbeiter oder nicht. »Ich bin für Arbeit« oder »ich bin für Kapital« setzt etwas anderes an Stelle der unveränderlichen Gesetze des Rechts. Der eine wie der andere würde nur dem Mann, der seiner Klasse angehört, Zutritt gewähren, und das eben ist die Gefahr, die in kurzer Zeit das Mark der Republik zerfressen wird. Ich bin weder für Arbeit noch für Kapital, sondern für den Ehrenmann gegen den selbstsüchtigen und ehrlosen Wicht, der nicht redlich handeln will."

Im Mai des Jahres 1902 brach in Pennsylvanien ein Streik der Kohlen-Bergleute aus, der den ganzen Kohlenhandel lahm legte. Etwa 145 000 Arbeiter streikten, und da die Grubenbesitzer nicht nachgeben wollten, so zog sich der Streik bis zum Oktober hin, ohne beigelegt zu werden. Seine Folgen begannen sich allmählich auf das unangenehmste fühlbar zu machen, besonders in den großen Städten im Osten der Vereinigten Staaten. Der Winter sandte seine Vorboten, aber da keine Kohlen gefördert wurden und die, die noch vorrätig gewesen waren, längst zu fabelhaften Preisen verkauft worden waren oder zurückbehalten wurden, konnte man weder Schulen noch Krankenhäuser heizen, und viele Fabriken mußten die Arbeit einstellen.

Von allen Seiten wandte man sich an Roosevelt. Die Grubenbesitzer ließen ihn durch „ihre" Abgeordneten wissen, daß sie erwarteten, er würde sich jeder Einmischung in den Streit enthalten, andernfalls würden sie es ihm heimzahlen, wenn er etwa im Jahre 1904 wiedergewählt werden wollte. Die Behörden der Küstenstaaten und -städte sandten ein Telegramm nach dem andern an ihn ab, in denen sie die

schreckliche Lage meldeten, in die Millionen von Menschen durch den Streik geraten seien. Wer nicht 12 Dollar für die Tonne bezahlen konnte, hatte überhaupt keine Aussicht, sich eine warme Stube leisten zu können, und mußte sich auf einen kalten Winter gefaßt machen.

Roosevelt war damals gerade ein Unfall zugestoßen. In Massachusetts war seine Kutsche mit einem anderen Fuhrwerk zusammengeprallt, wobei sein Wagen in Trümmer ging und der Geheimpolizist, der mit auf dem Kutscherbock saß, getötet wurde, während er selbst mit einer Verletzung am Bein davonkam. Es hatte sich unterhalb des Knies ein Abszeß gebildet, der Roosevelt am Gebrauch des Beines hinderte. Moody, der Staatssekretär der Marine, besuchte ihn eines Tages und erzählt:

„Ich traf ihn sitzend, das verletzte Bein auf einem Stuhl, während die Ärzte es verbanden. Es schmerzte, und hin und wieder zuckte er ein wenig; dabei sprach er von dem Streik und den Bitten um Hilfe, die mit jeder Stunde dringender wurden. Der Ausblick war ernst; es schien, als ob eine Einmischung mit politischem Tode bezahlt werden müßte. Ich sah, wie es an ihm nagte, daß ihm gerade in dem Augenblick, wo sich ihm eine Gelegenheit bot, seinem Vaterlande zu dienen — nach der er sich all die Jahre über gesehnt hatte —, so etwas begegnen mußte. Es war nur menschlich, daß er zögerte. Er wartete lange genug, um alles zu erfahren: Die Geschichte von den Leiden in den großen Küstenstädten, vom Schließen der Schulen, von den Krankenhäusern ohne Feuerung, von den Armen, die in ihrer Behausung froren. Dann biß er fest die Zähne zusammen und sagte:

»Ja, ich will es tun. Ich glaube, es wird mein Ende sein; aber es ist recht, und ich will es tun.«"

Trotz aller Drohungen seitens der Minenbesitzer griff er ein, berief eine Kommission nach dem Weißen Hause und brachte eine Einigung zustande, nach deren Annahme die Arbeit wieder aufgenommen wurde.

Trotz der Schmerzen, die er Tag für Tag auszuhalten hatte, wenn die Ärzte die Wunde bis auf den Knochen auskratzten, schrieb er an den Gouverneur von Massachusetts, der ihm für seine Tat „den Dank jedes Mannes, jeder Frau und jedes Kindes im Lande" aussprach: „Ja, wir haben es durchgesetzt; aber, Himmel und Erde! es ist ein Kampf gewesen!"

Die Besitzer ihrerseits beklagten sich bitter über seine Einmischung; sie meinten, in kurzer Zeit wäre der Streik von selbst zu Ende gewesen, und die Leute wären notgedrungen wieder an die Arbeit gegangen.

Oftmals brachen im Verlaufe solcher Streiks Unruhen aus, und da durch diese die öffentliche Ordnung und Sicherheit gefährdet wurde, so sandte Roosevelt, sobald die Behörden allein nicht fertig wurden, Soldaten in die betreffende Gegend oder berief die Milizen ein. Das nahmen ihm natürlich wieder die Arbeiter übel und beschuldigten ihn der Parteilichkeit zugunsten der besitzenden Klassen und der Unfreundlichkeit gegen sie selbst. Und doch läßt er am allerwenigsten die Rechte der Arbeiter antasten und behandelt sie genau so gut als freie Bürger der Vereinigten Staaten wie jeden anderen.

Als er eines Tages eine Anzahl Arbeiter zu sich geladen hatte und mit ihnen beim Frühstück saß, ließ einer von ihnen die Bemerkung fallen, daß er und seine Genossen doch endlich einmal Gehör fänden. Roosevelt antwortete darauf:

„Ja, die Tür des Weißen Hauses soll sich, so lange ich hier bin, für den Arbeiter ebenso leicht öffnen wie für den Kapitalisten, aber auch nicht leichter.“

Dieser Zusatz war kaum nach ihrem Sinne. Sie wollten im Grunde nicht eine gleiche Behandlung wie die Kapitalisten, sondern eine Vorzugsstellung. Roosevelt sollte nicht beide Seiten mit gleichem Maße messen, sondern sie begünstigen, sich in ihren Dienst stellen, ja sich ihren Forderungen unterwerfen.

Da war z. B. in der Staatsdruckerei ein Arbeiter beschäftigt, der keiner Organisation angehörte; als seine Genossen dies erfahren hatten, verlangten sie vom Direktor, daß er den Mann entlasse, und um nicht unnötige Scherereien zu haben, gab er nach. Als Roosevelt jedoch davon erfuhr, verfügte er die augenblickliche Wiedereinstellung des Entlassenen. Sofort kamen die Arbeiterführer zu ihm und erhoben Vorstellungen, wobei sie schließlich auch geltend machten, daß der betreffende nicht imstande sei, den Anforderungen, die an ihn gestellt würden, zu entsprechen.

Das sei etwas anderes, erwiderte Roosevelt; er werde die Angelegenheit untersuchen. Was aber die Tatsache anlange, daß er ein

„nichtorganisierter“ Arbeiter sei, so erkenne das Gesetz, auf das er vereidigt sei, eine solche Unterscheidung nicht an. „Ich bin der Präsident aller Bürger der Vereinigten Staaten,“ fuhr er fort, „ohne Rücksicht auf Glaubensbekenntnis, Hautfarbe, Geburtsort, Beschäftigung oder soziale Stellung. Der Umstand, daß jemand einer Organisation angehört oder nicht, kann mich bei der Beschäftigung oder Entlassung von Leuten im Staatsdienst ebensowenig veranlassen, für oder gegen ihn zu sein, wie mich die Tatsache, daß er Protestant oder Katholik, Jude oder Heide ist, dazu veranlaßt, für oder gegen ihn zu sein.“

Wie er sich nicht den Arbeitern mit Haut und Haar verschrieb, so stellte er sich anderseits auch nicht ein für allemal auf seiten des Kapitals. Er hielt es für seine Pflicht, um beiden Parteien gerecht werden zu können, über beiden zu stehen. Die Kapitalisten erklärten ihn als den Schutz- und Schirmherrn der Arbeiter und als ihren Feind. Davon kann jedoch nicht die Rede sein. Roosevelt ist selbst ein vermögender Mann und weiß den Wert des Geldes wohl zu schätzen. Es ist nicht ein Nachteil, sondern ein Segen für das Land, wenn rührige, unternehmungslustige Leute zu hohem Wohlstand gelangen. Auch ist er durchaus nicht etwa der geschworene Gegner eines jeden Trusts, wie oft behauptet wird; nur das unlautere, das Gemeinwohl und die Interessen der Mitbürger schädigende Vorgehen derselben verurteilt er und zieht die Mitglieder eines Trusts, die sich solcher Vergehen schuldig gemacht haben, vor die Schranken des Gerichts.

Nach Roosevelts Ansicht ist das Trustwesen beim Volke so verhaßt, weil sein Wirken etwas Geheimnisvolles zu umgeben scheint, das zu allerlei Vermutungen über das verderbliche Treiben Anlaß gibt. Er sieht ein natürliches Heilmittel darin, daß die Trusts selbst über ihre Wirksamkeit Aufklärung geben und sich nicht der Kritik entziehen, als ob sie ein böses Gewissen hätten. Wenn sie sich daran gewöhnen könnten, frei und offen unter den Augen des Volkes zu handeln und dem auf Antrag Roosevelts gegründeten Ministerium für Handel und Industrie jede gewünschte Auskunft zu erteilen, so würden einerseits sie selbst sich hüten, Mißbräuche in ihrem Geschäftsbetriebe einreißen zu lassen, anderseits würde beim Volke jeder Argwohn schwinden.

Oftmals aber haben und hatten die Trusts wirklich allen Grund, die Öffentlichkeit zu scheuen. Der Fleischtrust (Beef-Trust) z. B. hat es so arg getrieben, daß er die Preise für das Fleisch um ein Drittel des bis dahin bezahlten Preises in die Höhe schraubte und damit zum Blutsauger an den ärmeren Klassen wurde, obwohl sich bei der Untersuchung herausstellte, daß das Material selbst, vor allem die Rinder, weder teurer geworden noch etwa an Zahl zurückgegangen waren. Es war einfach ein Börsengeschäft, und darum ließ Roosevelt die Mitglieder des Trusts wegen Betruges und Ausbeutung in Anklagezustand versetzen. Zwar wußten die Schuldigen sich der Strafe zu entziehen, indem sie den Trust rechtzeitig auflösten und verschwanden, aber der Zweck, dem schamlosen Treiben ein Ende zu machen, war doch erreicht.

Als die unglaublichen Zustände, die in den Schweineschlächtereien von Chicago herrschten, vor kurzem bekannt wurden, zögerte Roosevelt nicht einen Augenblick, einzugreifen. Er entsandte sofort einen eigenen Kommissar an Ort und Stelle, und auf Grund des Berichtes, den dieser ihm einreichte, ließ er dem Kongreß einen dringlichen Gesetzentwurf zugehen, der für die Regierung ein scharfes Beaufsichtigungsrecht in den Fabriken, die sich mit der Herstellung von Nahrungsmitteln befaßten, verlangte. Siebzehn Jahre lang hatte dem Kongreß ein „Gesetz betreffs der Sauberkeit der Nahrungsmittel“ vorgelegen, aber mehrfach war es „totgeschwiegen“ und, obwohl es immer von Zeit zu Zeit wieder in Erinnerung gebracht wurde, nie verabschiedet worden. Nach den Enthüllungen in Chicago jedoch wagte es der Kongreß nicht mehr, sich den Forderungen Roosevelts, der das ganze Volk hinter sich und die bedeutendsten unabhängigen Zeitungen auf seiner Seite hatte, zu widersetzen, so daß zu Beginn des Jahres 1907 wenigstens ein Gesetz zustande kam, nach dem die Fabrikanten verpflichtet sind, ihre Waren mit Aufschriften zu versehen, die über den Ursprung und die Beschaffenheit derselben keinen Zweifel lassen; Vergehen gegen dieses „Aufschriften-Gesetz“ sind mit hohen Strafen bedroht.

Man hat es Roosevelt bisweilen zum Vorwurf gemacht, daß er gegen den einen Trust vorgegangen sei und den anderen unbehelligt gelassen habe, obwohl auch bei diesem das Vorhandensein von Mißbräuchen bekannt gewesen sei. Besonders vor den Wahlen zu seiner

zweiten Präsidentschaft haben es seine Gegner so ausgelegt, als ob er sich die Freundschaft einiger dieser Trustleute habe erhalten wollen und ihnen darum in dieser Weise entgegengekommen sei.

Damit macht man Roosevelt den Vorwurf der Parteilichkeit und Ungerechtigkeit, der in Wirklichkeit völlig unbegründet ist. Der Kampf mit einem Trust ist ein sehr schwerer, und die Wahrscheinlichkeit, ihn zu gewinnen, ist bei dem Einfluß der Beteiligten nicht immer groß. So ist z. B. der Stahl-Trust, der sich beim Volke durchaus keiner Beliebtheit erfreut, von Roosevelt anfangs nicht behelligt worden, weil ihm der Staatsanwalt auf seine Anfrage mitgeteilt hatte, daß die Gerichte sicherlich nicht für ein Einschreiten gegen ihn zu haben sein würden. Was ihn also bewog, die Hände davon zu lassen, war nicht die Rücksicht auf sein eigenes Fortkommen, denn das hat er oft genug aufs Spiel gesetzt, sondern das einfachste Gebot der Klugheit. Er sah, daß er nichts erreichen konnte, und ersparte sich daher eine Niederlage, deren ihm im Laufe seiner politischen Wirksamkeit genug zuteil geworden sind.

Wie er unablässig bemüht gewesen ist, eine Besserung in den Beziehungen zwischen Arbeit und Kapital herbeizuführen, so hat er auch der Negerfrage, die gleichfalls für die Vereinigten Staaten eine Lebensfrage ist, zu Leibe zu gehen versucht.

Der 1. Januar 1863 ist der Geburtstag der Negerfreiheit in Nordamerika, und als nach dem Friedensschluß, der den Bürgerkrieg beendete, auch die Südstaaten sich mit der Aufhebung der Sklaverei einverstanden erklären mußten, wuchs die Zahl der freien Amerikaner um 4 Millionen. Aber die Neger verstanden das Geschenk nicht recht zu würdigen; sie wußten nicht, was sie mit der Freiheit anfangen sollten, und blieben zum großen Teil bei ihren alten Herren im Dienst.

Inzwischen sind mehr als 40 Jahre vergangen, aber zur Selbständigkeit haben sie sich noch immer nicht durchgerungen. Ihre beständig wachsende Zahl — nach der Zählung von 1900 gab es in den Vereinigten Staaten fast 10 Millionen Neger — erfüllt die weiße Bevölkerung mit zunehmender Besorgnis; das Schreckgespenst einer Negerrevolte, deren Folgen unabsehbar wären, quält die amerikanischen Staatsmänner, ohne daß sie ein Mittel fänden, wie sie dem

drohenden Unheil begegnen könnten. Die ganze schwarze Gesellschaft auf Schiffe zu bringen und wieder nach Afrika zurückzubefördern, ist aus vielen Gründen unmöglich; man muß sie schon drüben behalten und den Fluch, den die Gewissenlosigkeit und Geldgier der weißen Sklavenhändler über Amerika gebracht hat, auf sich nehmen.

Die Art, wie die Neger von den Weißen behandelt werden, ist nicht dazu angetan, sie zu willigen, tüchtigen Bürgern zu erziehen. Im Süden geht es ihnen noch am erträglichsten; die Südstaaten haben sich völlig an den Umgang mit Negern gewöhnt, und wenn der Plantagenbesitzer sie auch nur mit seinem Vieh auf eine Stufe stellte, so sorgte er anderseits doch auch so weit für sie, wie er es für sein Vieh tat; er schädigte sich selbst, wenn ihre Arbeitskraft zu früh verbraucht wurde.

Durch mancherlei Umstände, vor allem dadurch, daß die Gesetze einiger Staaten dem Gutsbesitzer das Recht gaben, Neger so lange im Zwangsdienst zu behalten, bis sie Vorschüsse oder Darlehen, die er ihnen gegeben, abgearbeitet hatten, sind sie vielfach wieder in einen Zustand der Halb-Sklaverei zurückgesunken. Ihre Herren haben ein Interesse daran, daß sie nicht zu klug werden; der Unterricht, den sie erhalten, ist nur dürftig, und in politischer Hinsicht werden sie geradezu ausgebeutet. Sie haben natürlich, wie jeder amerikanische Bürger, das Stimmrecht; da sie aber von der Politik nicht das geringste verstehen und auch absichtlich nicht aufgeklärt werden, so treten sie entweder überhaupt nicht an die Wahlurne oder wählen so, wie es ihr Herr ihnen vorschreibt. Wären sie imstande, nach eigenem Urteil und Ermessen zu wählen oder gar einen Kandidaten aufzustellen, so würden sie allerdings zu bedeutendem Einfluß gelangen, und das fürchten die Weißen eben und suchen es zu hintertreiben.

Im Norden und Westen geht es ihnen bei weitem schlimmer. Dort ist man viel weniger an den Neger gewöhnt, verabscheut ihn seiner Rasse wegen und behandelt ihn überall als einen Menschen zweiten Ranges, mit dem man nichts zu tun haben will. Man mag nicht mit ihm in demselben Hotel übernachten oder an demselben Tisch essen, man wünscht ihn nicht als Beamten, selbst gegen einen schwarzen Briefträger wendet sich der Haß der Menge, man verlangt, daß die Eisenbahngesellschaften besondere Negerabteile einrichten, und weist jeden

Neger und jede noch so fein gekleidete, aus einer Mischehe stammende Frau unbarmherzig aus den Abteilen für Weiße hinaus.

Dazu kommt, daß man jede Gelegenheit ergreift, um über einen Neger herzufallen und ihn zu „bestrafen“. Der Prozentsatz der gerichtlichen Bestrafungen ist bei den Negern bedeutend höher als bei den Weißen; aber es ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß der Neger oftmals vor Gericht gestellt wird wegen Vergehen, die man bei einem Weißen ungeahndet läßt. Der höhere Prozentsatz genügt den Gegnern der Neger, um daraus auf ihre Inferiorität zu schließen.

Aber oft genug befaßt man die Gerichte gar nicht mit den Vergehen der Neger; man hält sich vielfach für berechtigt, mit ihnen kurzen Prozeß zu machen und sie auf eine mehr oder weniger barbarische Weise vom Leben zum Tode zu befördern. Die unbewiesene Behauptung, eine Weiße sei von einem Neger vergewaltigt worden, genügt noch heute, um eine Negerhetze hervorzurufen, der Dutzende, ja Hunderte von unschuldigen Schwarzen zum Opfer fallen. Im September 1906 brach eine solche Negerhetze in Atlanta, der Hauptstadt des Staates Süd-Georgien, aus; man holte die Neger aus den Straßenbahnwagen und prügelte sie tot; Männer, Weiber und Kinder wurden gesteinigt und erschossen. Tausende von Weißen waren auf der Suche nach Negern, die sich in Kellern und auf Böden versteckten, und erst als 8 Kompagnien Infanterie und 1 Batterie Feldartillerie erschienen, konnten die Behörden dem Morden Einhalt tun.

Es ist wohl anzunehmen, daß die Neger sich auch gelegentlich an ihren Peinigern rächen; das rechtfertigt aber nicht die Scheußlichkeiten, die sich die Weißen ihnen gegenüber zuschulden kommen lassen. Vor wenigen Jahren brachte die Evening Post, eine Vicksburger Zeitung, den Bericht über einen Fall von Lynchjustiz*), wie er viehischer nicht

*) Charles Lynch, dessen Name zur Bezeichnung dieser gesetzlosen Form barbarischer Rechtspflege hat herhalten müssen, war ein angesehener Farmer, der der Sekte der Quäker angehörte und im Jahre 1796 starb. Er nahm als Oberst am Unabhängigkeitskriege teil und verteidigte den Bedford-Bezirk gegen die Einfälle der Engländer. 1780 kam er einer Verschwörung gegen den Staat auf die Spur, und obwohl eigentlich nur das Bundesgericht in Fällen von Landesverrat zu entscheiden hatte, verurteilte Oberst Lynch als

gedacht werden kann. Ein Neger stand in dem Verdacht, einen Weißen ermordet zu haben; als er merkte, daß man nach ihm suchte, entfloh er, und seine bestimmt unschuldige Frau begleitete ihn. Beide wurden ergriffen und an Bäume gebunden, worauf die rasende Menge über sie herfiel. Man schnitt ihnen einen Finger nach dem andern ab und verteilte sie als Andenken, dann beraubte man sie der Ohren und schlug sie erbärmlich. Einige der Verfolger bohrten ihnen in Arme und Beine und sonstige Körperteile Korkenzieher und rissen sie dann mit Fleischfetzen zusammen wieder heraus. Zum Schluß erlöste man sie von ihren Qualen, indem man sie verbrannte.

Roosevelt verurteilt solche Ausschreitungen gegen die Neger auf das entschiedenste. „Gewalttätigkeiten seitens des Pöbels sind natürlich einfach eine Form der Anarchie,“ sagte er in einem Briefe vom 6. August 1903 an Durbin, den Gouverneur von Indiana, „und die Anarchie ist heutzutage, was sie immer gewesen ist: die Gehilfin und Vorläuferin der Tyrannei . . . . Alle denkenden Männer muß das immer häufigere Auftreten des Lynchens in unserem Vaterlande mit der ernstesten Besorgnis erfüllen, vor allem die besonders häßlichen Formen, die die Gewalttätigkeit des Pöbels so oft annimmt, wenn Neger die Opfer sind — in diesen Fällen scheint der Pöbel mehr Gewicht auf die Hautfarbe des Beschuldigten als auf das Verbrechen zu legen . . . . Das Lynchen wäre an sich schon etwas Schreckliches, selbst wenn es auf das Lynchen von Leuten beschränkt bliebe, die sich des unmenschlichen und häßlichen Verbrechens der Notzucht schuldig gemacht haben; aber in Wirklichkeit beschränkt sich eine derartige Gesetzlosigkeit nie in dieser Weise und kann sich nicht beschränken. Jeder zur Gewalttätigkeit neigende Mann im Gemeinwesen wird durch jeden Fall von Lynchjustiz, bei dem die Lynchenden straflos ausgegangen sind, ermutigt, sobald es ihm paßt, die Ausübung der Gesetze in seine

---

Vorsitzender des Bezirks-Kriegsgerichts die Angeklagten zu Gefängnisstrafen von 1 bis 5 Jahren. Seine Handlungsweise wurde nachträglich als gesetzlich erklärt, um ihn vor der Rache der Opfer zu bewahren; sie hat aber bei den Amerikanern die Auffassung hervorgerufen, daß unter Umständen auch das Übertreten der Gesetze zu rechtfertigen sei. Mit den Greueltaten, die man jetzt als „Lynchjustiz“ bezeichnet, hat er nie etwas zu tun gehabt.

eigene Hand zu nehmen. Ebenso wird die Anwendung der Folterqualen seitens des Pöbels in gewissen Fällen mit Sicherheit Verbreitung finden, bis sie auch in anderen unterschiedslos zur Anwendung kommen. Der Geist der Gesetzlosigkeit wächst mit dem, wovon er sich nährt, und wenn der Pöbel ungestraft aus dem einen Grunde Verbrecher lyncht, so wird er sich sicherlich auch daran machen, wirkliche oder vermeintliche Verbrecher aus anderen Gründen zu lynchen . . . . Keinem Patrioten kann die entsetzliche Verrohung und Verderbnis verborgen bleiben, die die Befriedigung solcher Neigungen und die Ausübung solcher Handlungen unvermeidlich herbeiführen müssen. Alle Leute, die im öffentlichen Leben stehen, alle, die für die Tageszeitungen schreiben, alle Geistlichen, alle Lehrer, alle, die irgendwie ein Recht haben, sich an das Publikum zu wenden, sollten sich mit aller Energie vereinigen, um solche Verbrechen zu brandmarken und diejenigen zu unterstützen, die damit beschäftigt sind, sie auszurotten. Wir nehmen als Volk für uns das Recht in Anspruch, mit besonderem Nachdruck für die Freiheit und anständige Behandlung aller Menschen ohne Rücksicht auf Rasse, Vermögen, Glaubensbekenntnis oder Hautfarbe einzutreten. Das Recht hierzu verwirken wir, wenn wir Verbrechen begehen oder dulden wie die, von denen ich spreche."

Der Neger ist nach Roosevelts Ansicht ebensogut ein freier Bürger der Vereinigten Staaten wie der Weiße; er hat infolgedessen dieselben Rechte und dieselben Pflichten wie jener und unterliegt keinerlei Ausnahmegesetzen. Wenn der Weiße dies einsehen wollte und der Neger hinreichende Gelegenheit erhielte, sich weiterzubilden und seine geistigen Kräfte in derselben Weise zu entwickeln wie seine bisherigen Unterdrücker, so würde er allmählich auch Selbstvertrauen und Selbständigkeit erlangen und sich als amerikanischer Bürger fühlen lernen. Dann würde auch die Furcht der Weißen vor einem gewaltsamen Racheakt der Neger hinfällig werden, denn wenn beide Rassen in gleicher Weise die Vereinigten Staaten als ihr Vaterland schätzten und liebten und gemeinsam, ihren Fähigkeiten entsprechend, an seiner Verwaltung teilnähmen, würden sie Schulter an Schulter Amerikas Interessen verteidigen und gar nicht mehr daran denken, ihre Rassenunterschiede zum Vorwand für einen Bürgerkrieg zu machen.

Von dieser Auffassung der allgemeinen Gleichberechtigung hat sich Roosevelt in seinem Verkehr mit den Negern stets leiten lassen. Als er seine „Rauhen Reiter“ zum Sturm auf die Höhen von San Juan führte, schloß sich ihm auch das 10., aus Negern bestehende Kavallerie-Regiment an. Sie hatten alle ihre weißen Offiziere verloren, und da sie sahen, daß Roosevelt sie ganz ebenso behandelte wie seine eigenen Leute, so ordneten sie sich ihm willig unter und waren ebenso stolz auf ihren Führer wie die „Rauhen Reiter“ selbst.

Das Beispiel Roosevelts trug schon damals die besten Früchte. Obwohl seine Reiter meist dem Westen entstammten, wo die Abneigung gegen die Neger am weitesten verbreitet ist, schlossen sie doch mit ihnen gute Kameradschaft und tranken mit ihnen aus derselben Flasche.

Wie empfänglich und dankbar die Neger für die gute Behandlung waren, die sie von seiten Roosevelts und seiner „Rauhen Reiter“ erfuhren, zeigt ein Vorfall, der sich kurz vor jenem Sturm ereignete. Als Roosevelts Leute im Sprunge vorgingen, sah einer der Reiter einen Negerkavalleristen am Boden liegen, dem ein Granatsplitter die Halsschlagader geöffnet hatte, so daß er hätte verbluten müssen. Rasch beugte sich der Cowboy nieder und drückte den Daumen auf die Wunde, wodurch die Blutung zum Stillstand kam. Er blickte sich um nach einem Arzt, der sich mit dem Verwundeten beschäftigen könnte, aber es war keiner zu sehen; seine Kameraden eilten immer weiter vorwärts im Siegeslauf, und ihn verlangte danach, dabei zu sein, wenn sie oben auf der Höhe mit den Spaniern handgemein würden. Doch kein Arzt ließ sich blicken, um ihn abzulösen. Da legte er die Flinte weg und setzte sich neben den Schwarzen, immer den Finger auf die Wunde pressend, und folgte mit sehnsüchtigen Blicken seinen schon weit entfernten Kameraden. Nach einer Stunde kam endlich ein Arzt, verband die Wunde und ließ den Neger ins Lazarett bringen. Hier erzählte der Schwarze mit leuchtenden Augen, wie ihm einer von Roosevelts „Rauhen Reitern“ das Leben gerettet habe und nicht von ihm gewichen sei; unter Freudentränen schloß er, indem er sagte: „Ja, das hat er getan — und ich bin doch nur ein Nigger!“

Roosevelt hat mehrfach, besonders im Süden, dadurch Anstoß erregt, daß er die Neger ebenso behandelte wie die Weißen. Als er im

Oktober 1901 den Negerprofessor Booker Washington, einen Mann, der sich um die Neger Amerikas mehr verdient gemacht hat als alle weißen Staatsmänner zusammen, nach dem Weißen Hause einlud und an einem Tisch mit ihm aß, erhob sich von vielen Seiten ein Sturm der Entrüstung. Aber das focht Roosevelt nicht an. Booker Washington, der als Knabe noch die Sklaverei gesehen hat, hat sich mit der Gründung der Negeruniversität Tuskegee, die die Schüler selbst erbaut haben, und in der sie nicht nur theoretischen Unterricht, sondern auch Anleitung zur Ausübung der verschiedensten Handwerke erhalten, für alle Zeiten ein Denkmal gesetzt, und seine Meinung wollte Roosevelt hören, als es sich darum handelte, in welcher Weise die Negerfrage sich lösen lasse.

In manchen der Südstaaten sind die Neger zahlreicher als die Weißen; so beträgt z. B. in Süd-Karolina die Zahl der stimmberechtigten Neger fast 20 000 mehr als die der Weißen. Roosevelt hielt es daher für recht und billig, daß die Neger auch mindestens eins der vier bedeutendsten Staatsämter innehätten, vorausgesetzt natürlich, daß geeignete Bewerber vorhanden wären, und ernannte demgemäß den Negerarzt Dr. Crum zum Zolldirektor in Charleston.

Crum genoß überall die höchste Achtung, er war ein Mann von untadeligem Charakter und ausgezeichneter Bildung — trotzdem fielen eine Reihe von Zeitungen über Roosevelt her und beschuldigten ihn, er wolle im Süden eine Vorherrschaft der Neger einrichten. Man drohte ihm, wenn er sich je im Süden sehen lassen sollte, so würde das „Volk“ ihm seine Verachtung unzweideutig beweisen.

Als er dann aber auf seiner großen Rundreise durch die Vereinigten Staaten die Städte des Südens besuchte, dachte niemand daran, ihm mit Verachtung zu begegnen; überall wurde er begeistert aufgenommen, überall strömte das Volk in hellen Haufen herbei, um zu hören, was er zu sagen habe. In Springfield am Grabe Lincolns, bei dem eine Abteilung Negermiliz Aufstellung genommen hatte, sprach er es in Erinnerung an die Tapferkeit, die die Neger-Regimenter im cubanischen Kriege bewiesen hatten, offen aus, „daß ein Mann, der gut genug gewesen sei, um sein Blut für das Vaterland zu vergießen, auch gut genug sei, um eine anständige Behandlung zu erfahren“.

Unter den vielen Maßregeln, die unter seiner Präsidentschaft zum Besten des Landes ins Leben gerufen wurden, verdient seine Sorge für die Ausgestaltung des Heerwesens und der Flotte besondere Erwähnung. In seinem „Leben des Thomas Hart Benton“ sagt er einmal, der Zustand völliger Unbereitschaft für einen Krieg sei in den Vereinigten Staaten chronisch; „die Gefahr liegt bei uns immer vor, daß wir zu wenig und nicht etwa zu viel dafür ausgeben, uns für einen Krieg mit einer fremden Macht gerüstet zu halten“. Die Unzulänglichkeit von Heer und Flotte hatte er bei Gelegenheit des cubanischen Krieges reichlich kennen gelernt; sobald es ihm möglich war, betrieb er daher mit allem Eifer die Neuorganisierung der Streitkräfte zu Lande und zur See.

Durch das Gesetz vom 2. Februar 1901 waren die Verhältnisse für das stehende Heer geregelt worden; es besteht demnach, abgesehen von den Verwaltungsabteilungen und technischen Truppen, wie Eisenbahn- und Feldtelegraphenkorps, aus 15 Kavallerie-Regimentern, 1 Artilleriekorps und 30 Infanterie-Regimentern. Ein Infanterie-Regiment ist eingeteilt in 3 Bataillone zu je 4 Kompagnien, ein Kavallerie-Regiment in 3 Abteilungen zu je 4 Schwadronen; jedes Infanterie- wie Kavallerie-Regiment hat einen Etat von 1 Oberst, 1 Oberstleutnant, 3 Majors, 15 Hauptleuten (Rittmeistern), 15 Oberleutnants und 15 Leutnants. Das Artilleriekorps zerfällt in die Feldartillerie, zu der auch die Belagerungsartillerie, Gebirgsartillerie und die Maschinengewehr-Batterien gehören (insgesamt 30 Batterien) und in die Küstenartillerie, zu der auch das Verteidigungswesen durch Untersee-Minen und Torpedos gehört (insgesamt 126 Batterien).

Unter den zahlreichen Bestimmungen des Gesetzes ist diejenige interessant, die den Offizieren, welche am cubanischen Kriege teilgenommen haben, das Recht verleiht, den offiziellen Titel zu führen, der mit dem von ihnen zuletzt bekleideten Range verbunden ist, und bei feierlichen Gelegenheiten die entsprechende Uniform zu tragen. Demnach würde Roosevelt, der nach der Schlacht bei San Juan das Patent als Brigadegeneral erhielt, auch nach seinem Ausscheiden aus dem Amt berechtigt bleiben, die Generalsuniform zu tragen. Als Präsident ist er der Oberbefehlshaber aller Land- und Seestreitkräfte.

Als Ergänzung dieses, für das stehende Heer geltenden Gesetzes trat mit dem 21. Januar 1903 ein anderes „Gesetz zur Erhöhung der Leistungsfähigkeit der Miliz" in Kraft. Jeder waffenfähige Mann vom 18. bis 45. Jahr gehört der Miliz an, die in die organisierte Miliz oder Nationalgarde und die Reservemiliz eingeteilt wird. Die Miliz wird mit denselben Waffen ausgebildet wie das stehende Heer; der Präsident hat das Recht, im Notfall so viel Miliz zu den Fahnen einzuberufen, wie er für nötig hält, und darf die Leute bis zu neun Monaten unter den Waffen behalten. Wer seinem Ruf nicht Folge leistet, wird vor das Kriegsgericht gestellt; die zum Dienst Einberufenen erhalten denselben Sold wie die Angehörigen des stehenden Heeres.

In jedem Staat wird die Ausbildung der Miliz von einem Generaladjutanten überwacht, der dem Kriegsminister verantwortlich ist. Der Kriegsminister bestimmt die Anzahl der Milizsoldaten, die zu Übungen eingezogen werden sollen; die Abteilungen sind kompagnie-, bataillons- und regimenterweise zusammenzuziehen zum Exerzieren und zum Manöver. Übungsmärschen, verbunden mit dem Leben im Biwak (mindestens fünf Tage hintereinander), sowie der Ausbildung in der Feuertaktik und im Scheibenschießen ist besondere Aufmerksamkeit zu widmen.

Artikel 23 des Gesetzes beschäftigt sich eingehend mit den Offizieraspiranten, die eine Prüfung abzulegen haben, „besonders um ihre praktische Befähigung nachzuweisen". Interessant ist der Zusatz: „Niemand soll einen Anspruch darauf haben, nach dem 30. Lebensjahre zum Leutnant, nach dem 35. zum Oberleutnant, nach dem 40. zum Hauptmann, nach dem 45. zum Major, nach dem 50. zum Oberstleutnant, nach dem 55. zum Oberst befördert zu werden."*)

Der beschränkte Umfang des vorliegenden Büchleins verbietet es, auf Roosevelts reformatorische Tätigkeit im einzelnen einzugehen.

*) Eine große Reihe ausgezeichneter, von tiefem Verständnis zeugender Vorschläge, wie die Leistungsfähigkeit des Heeres und der Flotte erhöht werden sollte, macht Roosevelt in seiner „Botschaft an den 57. Kongreß" vom 3. Dezember 1901 und 2. Dezember 1902. Vieles davon ist inzwischen zur Durchführung gekommen.

Handel und Industrie, Landwirtschaft und Forstwesen, Schule und Universität haben sich in gleicher Weise seiner Fürsorge zu erfreuen gehabt; er hat mit fester Hand die Unsicherheit beseitigt, die in der Postverwaltung eingerissen war, er hat den diplomatischen und Konsulardienst neu geordnet und nur fähige Männer zu Vertretern der Vereinigten Staaten im Ausland ernannt, er hat die Gerichte zu pünktlicher und gewissenhafter Rechtsprechung angehalten, er hat die Pensionsverhältnisse der Kriegsinvaliden und die Witwen- und Waisenversorgung für die Angehörigen der Gefallenen geregelt, dem langweiligen Bureaukratismus eine Schranke gesetzt und die ganze Verwaltungsmaschine zu einem flotteren Arbeitstempo gezwungen, er hat den unheimlichen Wust des unnötigen Schreibwerks eingeschränkt und sich sogar daran gewagt, die verzwickte englische Rechtschreibung zu vereinfachen. Er hat den Kongreß zu einer Tätigkeit angespornt, daß die Sessionen unter seiner Präsidentschaft als die arbeits- und ergebnisreichsten seit dem Bestehen der Republik gelten; vieles von dem, was er beantragte, hat er erreicht, aber ebensoviel hat er trotz aller Anstrengungen nicht durchzusetzen vermocht.

In allem, was die Verwaltung angeht, ist er imstande, seine Reformideen in die Tat umzusetzen; sobald es aber dazu der Gesetzgebung bedarf, findet seine Macht sehr bald ihre Grenzen. Die Gesetzgebung ist Sache des Kongresses, und wenn der Kongreß nicht will, so vermag Roosevelt nicht einmal der volkstümlichsten Forderung gesetzliche Gültigkeit zu verschaffen. In Kriegs- und schweren Zeiten ist es etwas anderes; da ist der Kongreß verfassungsgemäß so gut wie aufgehoben, und die ganze Macht und Verantwortlichkeit ruht allein in der Hand des Präsidenten.

Hätte Roosevelt nichts weiter getan als das, was bisher erwähnt worden ist, so wäre er ein Wohltäter seines Volkes gewesen und hätte gerechten Anspruch auf die Achtung jedes amerikanischen Bürgers gehabt. Aber ob sein Name dann jemals über die Grenzen seines Vaterlandes hinausgedrungen wäre, ob man sich im Ausland je mit seiner Person beschäftigt hätte, und ob die Vereinigten Staaten dann im Rate der Völker die Stellung einnähmen, die sie jetzt in Wahrheit innehaben, ist mehr als zweifelhaft. Die beschauliche Ruhe und Ab-

geschiedenheit, in der sich die amerikanische Politik jahrzehntelang gefallen hatte, erschien ihm als ein Unrecht am Staate; er hat daher nicht gezögert, das Ansehen des Sternenbanners auch außerhalb der heimatlichen Grenzen und Gewässer zu vertreten und hochzuhalten und bei Fragen mitzusprechen und einzugreifen, die nicht eigentlich die Vereinigten Staaten, sondern bisweilen sogar die ganze Menschheit angingen.

Vom Joch der Spanier hat Mac Kinleys Kriegführung Cuba und die Philippinen befreit; die Freiheit aber verdankt Cuba dem, der vormals als Reiteroberst die tyrannischen Bedrücker verjagen half, und wenn auf den Philippinen jetzt langsam, aber sicher geordnete Zustände Platz greifen, so gebührt das Verdienst dafür Roosevelt und seiner verständigen Politik. Mehr als einmal hat er es ausgesprochen, daß die Philippinen nicht etwa allmählich zu einer amerikanischen Kolonie werden sollen, so daß sie nur den Herrn gewechselt hätten, sondern daß Amerika die sieben Millionen Einwohner zur politischen Selbständigkeit erziehen und der Freiheit zuführen will.

Eine dauernde Besetzung der Inseln würde durchaus der Monroe-Doktrin widersprechen, deren überzeugtester Anhänger und Verteidiger Roosevelt ist; denn wenn Nordamerika den Amerikanern gehören soll, so gehören auch die Philippinen den Filipinos, und wenn die Amerikaner dieses Recht der Filipinos nicht anerkennen würden, so könnten sie auch nicht verlangen, daß die Monroe-Doktrin in dem Umfange, in dem Roosevelt und seine Anhänger sie auffassen, von anderen beachtet würde.

Allerdings sind die vollen Konsequenzen aus der Monroe-Doktrin nie gezogen worden; Canada ist noch immer im Besitz der Engländer (was Roosevelt auch sehr bedauert), und die Vereinigten Staaten sind mehrfach, zum Teil sogar mit Zwangsmaßregeln, gegen europäische Staaten vorgegangen, wie z. B. gegen die Türkei und Rumänien. Als anderseits Deutschland, England und Italien im Jahre 1901 einige Häfen von Venezuela sperrten, um die Republik zur Zahlung ihrer Schulden zu veranlassen, bat Roosevelt, mit dem Hinweis auf die Monroe-Doktrin, um die Versicherung, daß sie keine dauernde Besetzung jener Gebiete beabsichtigten.

Während James Monroe 1823 nur den Grundsatz ausgesprochen hatte, daß keine europäische Macht das Recht habe, in Amerika Gebietsteile zu erwerben, und daß sich kein europäischer Staat in die Angelegenheiten Amerikas und umgekehrt Amerika sich nicht in die Europas mischen dürfe, mit anderen Worten also, daß Amerika den Amerikanern gehöre, ist man in den Vereinigten Staaten allmählich noch weiter gegangen, indem man behauptete, den Vereinigten Staaten stehe eine Art Schutzherrschaft über die Staaten Mittel- und Südamerikas zu.

So konnte sich Venezuela hinter den „großen Bruder" stecken, der es schützen müßte, und so ist es möglich geworden, daß Roosevelt den mit amerikanischem Gelde zu erbauenden Panama-Kanal unter die ausschließliche Aufsicht und Verwaltung der Vereinigten Staaten stellen konnte.

In dem Vertrag vom 18. November 1903 hat die neu gegründete Republik Panama, die sich von Columbien losgelöst hat und allgemein anerkannt worden ist, einen Landstreifen von zehn (englischen) Meilen Breite, je fünf Meilen rechts und links vom Kanal, an die Vereinigten Staaten abgetreten und sich damit einverstanden erklärt, daß diese darauf Befestigungen errichten. Die Vereinigten Staaten haben an die Panama-Gesellschaft für die Überlassung ihres gesamten Materials 40 Millionen Dollar gezahlt und sich verpflichtet, der Republik Panama nach Fertigstellung des Kanals 10 Millionen Dollar und später eine dauernde Abgabe von ¼ Million Dollar jährlich zu zahlen sowie auch die Unabhängigkeit der Republik zu gewährleisten und für Ordnung und Sicherheit auf dem Isthmus zu sorgen.

Daß es Roosevelt gelungen ist, den Bau des Kanals zu sichern, der die beiden großen Ozeane miteinander verbinden soll, und ihn ausschließlich unter den Einfluß der Vereinigten Staaten zu stellen, ist ein Erfolg, dessen Bedeutung für die Zukunft Amerikas sich noch gar nicht übersehen läßt. Nicht nur die Völker auf der westlichen Halbkugel werden von dem Kanal ihren Vorteil haben, sondern er wird allen seefahrenden Nationen der Welt zugute kommen.

Wie mit dem Panama-Kanal, so wird der Name Roosevelts auch mit der Haager Konferenz untrennbar verbunden bleiben. Zwar glaubt Roosevelt nicht an einen „ewigen Frieden", aber als inter-

nationales Schiedsgericht, das Streitigkeiten zwischen Völkern auf friedlichem Wege beilegen soll, erscheint ihm der Gerichtshof im Haag von weittragendster Bedeutung. Um das Ansehen desselben zu stärken, hat er 1902, als man ihn in der Venezuela-Angelegenheit zum Schiedsrichter erwählte, die Vermittlerrolle abgelehnt und zugleich darum gebeten, den Streit dem Haager Schiedsgericht zur Entscheidung vorzulegen.

Es ist noch frisch in unser aller Erinnerung, wie er dem blutigen Ringen zwischen Rußland und Japan ein Ende gemacht hat. Als nach sechzehnmonatigem Kampfe dem Blutvergießen noch immer kein Einhalt geboten wurde, nahm er es auf sich, die feindlichen Parteien daran zu erinnern, daß der Krieg der Opfer genug gekostet habe, und sandte am 8. Juni 1905 der japanischen und der russischen Regierung die folgende Note:

„Ich halte die Zeit für gekommen, daß ich mich im Interesse der gesamten Menschheit bemühen muß, wenn möglich diesen schrecklichen und beklagenswerten Kampf zu Ende zu bringen. Die Vereinigten Staaten sind sowohl mit Japan als auch mit Rußland durch Bande der Freundschaft und des gegenseitigen Wohlwollens verbunden und daher für beide interessiert. Der Fortschritt der Welt wird durch den Krieg zwischen zwei großen Völkern gehemmt. Ich bitte die russische wie die japanische Regierung dringend, nicht nur um ihrer selbst willen, sondern im Interesse der ganzen zivilisierten Welt, in direkte Friedensverhandlungen miteinander einzutreten. Ich schlage vor, daß diese Friedensverhandlungen direkt und ausschließlich zwischen den kriegführenden Ländern geführt werden, mit anderen Worten, daß russische und japanische Bevollmächtigte ohne irgendwelche Vermittler zusammentreten, um zu sehen, ob es nicht möglich ist, daß die beiden Mächte sich über die Friedensbedingungen einigen. Ich bitte die russische und japanische Regierung ernstlich, jetzt einer solchen Zusammenkunft zuzustimmen. Ich bin bereit, alles zu tun, was ich kann, falls die beiden in Frage kommenden Mächte meine Dienste bei der Vereinbarung der Präliminarien, was Ort und Zeit betrifft, für nützlich halten; aber auch, wenn diese Präliminarien zwischen den beiden Mächten direkt oder auf anderem Wege vereinbart werden,

werde ich hocherfreut sein, denn mein einziger Zweck ist, diese Zusammenkunft zustande zu bringen, welche, wie die ganze zivilisierte Welt von Herzen wünscht, den Frieden herbeiführen möge.“

Nicht ungehört verhallten seine Worte; schon am 5. August konnte er die Bevollmächtigten beider Staaten auf seiner Jacht „Mayflower“ einander vorstellen, und am 12. August begannen die Friedensverhandlungen in Portsmouth, dem amerikanischen Kriegshafen in Neu-Hampshire. Nach längeren Beratungen hatten sich Witte und Komura so ziemlich über alles geeinigt, aber an der japanischen Forderung einer Kriegsentschädigung und der Abtretung der Insel Sachalin schienen die Verhandlungen schließlich scheitern zu sollen. Roosevelt wandte allen seinen Einfluß auf, um einen solchen unglücklichen Ausgang zu verhindern, und als dann am 5. September wirklich der Friede geschlossen wurde, hatte er sich den einmütigen Dank aller Friedens- und Menschenfreunde redlich verdient.

Mancherlei ließe sich noch sagen von Maßregeln, die Roosevelt zum Wohle seiner Mitbürger durchführte: vom Anarchistengesetz, von seiner Finanzpolitik und seinem Versuch, den Gebrauch des Opiums zu unterdrücken, von der Schlichtung der Grenzstreitigkeiten in Alaska, dem Kauf der dänischen Antillen, seinem Eintreten für die rumänischen und russischen Juden, seinem Handelsabkommen mit dem Deutschen Reiche und seinem Bemühen, die „gelbe Gefahr“ in Kalifornien zu bannen; aber bei einem näheren Eingehen auf all diese Dinge würde nicht ein Lebensbild des Präsidenten Roosevelt, sondern eine Geschichte der Vereinigten Staaten zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts entstehen.

Der Geist, der ihn beseelte und bei all diesen mannigfachen Anlässen zu Taten trieb, ist stets derselbe geblieben: eine hohe, reine Liebe zu seinem Vaterlande und der Wunsch, seinen Mitbürgern und, soweit es in seiner Macht stand, seinen Mitmenschen überhaupt zu ihrem Rechte zu verhelfen, leitete ihn bei all seinem Denken und Handeln.

Auch die Art, *wie* er zu Werke ging, hat sich nie geändert; er will nichts davon wissen, daß der Zweck die Mittel heilige, und hat immer die krummen Pfade gemieden. Seine oftmals fast verblüffende

Aufrichtigkeit und Geradheit hat ihren Eindruck auf seine Mitbürger nicht verfehlt. Allzu häufig hatten sie an der Spitze des Staates einen Präsidenten gesehen, der sich Mühe gab, seine Gedanken hinter einem verbindlichen Lächeln zu verbergen und sein Tun und Treiben mit dem Schleier des Geheimnisses zu umhüllen. Bei Roosevelt gibt es kein Geheimnis; das ganze Volk weiß, was er will und wonach er strebt, und kennt die Beweggründe, aus denen er handelt.

Daß es mit seiner Politik einverstanden ist und die Erfolge, die er errungen hat, würdigt, beweist seine Wiederwahl im Jahre 1904. Die Reden, die damals auf dem Nationalkonvent zu Chicago die Vertreter der einzelnen Staaten zur Begründung ihres Eintretens für Roosevelts Kandidatur hielten, sind ein einziges Loblied auf seine Verwaltung und seinen Charakter. So sagte Black, der ehemalige Gouverneur von Neu York, u. a.: „Er ist kein schwaches Gras, das sich im Winde wiegt, sondern von der Heldenart, die am besten auf den Bergen und im Schnee gedeiht. Er vergeudet nicht seine Zeit damit, Rückblicke zu tun, denn er weiß, daß das Sache der Schulen ist. Als ein Staatsmann, der sich mit den lebendigen Aufgaben der Gegenwart zu befassen hat, kümmert er sich nur selten um die Vergangenheit. Er glaubt an den Fortschritt. Er glaubt, daß bei der Gestaltung der Geschicke unserer großen Republik die Hoffnung ein mächtigerer Antrieb ist als das Bedauern. Er hält es für eine höhere Pflicht, sich für Triumphe der Zukunft zu rüsten als Fehler der Vergangenheit ausfindig zu machen. Ein tiefer Kenner der Geschichte, ist er heute der größte Geschichtsmacher der Welt... Das Schicksal der Völker wird noch durch ihre Kriege entschieden. Man mag von ordentlichen Gerichtshöfen und gelehrten Schiedsrichtern reden, man mag in der Schule das Lob des friedlichen Lebens singen, man mag aus den Büchern die letzte Spur jedes Kriegsliedes verbannen, und doch wird immer wieder durch Pulverdampf und Kanonendonner das Stampfen der Rosse dröhnen, wird der Gefallene den stillen, starren Blick zum Himmel wenden. Mögen auch Männer die Zukunft ergründen und Weiber beten: erst wenn die Träume der Kindheit die anerkannten Karten sind, nach denen die Geschicke der Menschen gestaltet werden, wird der Friede seinen dauernden Wohnsitz auf dieser Erde aufschlagen.

Zahllos und mächtig sind die Ereignisse, und niemand kann sagen, welche Drahtnachricht die Welt durchfliegt. Das Volk, das sich heute in ruhiger Zufriedenheit sonnt, ist doch vielleicht schon in ihrem todbringenden Bereich und windet sich morgen im Getümmel des Krieges. In solcher Zeit müssen große Persönlichkeiten im Vordergrund gehalten werden. Wenn der Druck groß ist, muß das, was ihm widerstehen soll, Granit und Eisen sein. Ob wir es wünschen oder nicht, so ist Amerika doch eine Weltmacht. Seine Interessen liegen in jeder Straße, sein Name lebt auf jeder Zunge. Diese heiligen, gewaltigen Interessen sollten nur der Obhut derer anvertraut werden, deren Kraft, Geschicklichkeit und Mut erprobt worden sind und sich bewährt haben. Und in dem Mann, den Ihr erwählen wollt, erblicken die Gebildeten aller Völker der Welt einen Mann, der wie kein anderer Amerikaner der Gegenwart den Geist und die Ziele des zwanzigsten Jahrhunderts verkörpert. Er erhebt nicht den Anspruch, der Salomo seiner Zeit zu sein. Es gibt vieles, was er vielleicht nicht versteht, aber das ist sicher, daß er vor allem eintritt für Fortschritt, Mut und Ehrlichkeit, Dinge, die mit dem amerikanischen Namen untrennbar verbunden sind.

Es gibt Zeiten, in denen große Tüchtigkeit beinahe Schicksalsfügung ist, in denen die Elemente so zusammenwirken, daß sie sich das Werkzeug aussuchen, dessen sie sich bedienen wollen. Bisweilen wählen sich die Ereignisse den stärksten Mann, wie der Blitz an der höchsten Stange herniederfährt. Und so ist es mit den Ereignissen, die Euch seit vielen Monaten mit unfehlbarer Sicherheit zu e i n e m Namen geführt haben, den ich nur auszusprechen beauftragt worden bin: Meine Herren, ich schlage zum Präsidenten der Vereinigten Staaten vor das höchste lebende Vorbild der Jugend, die Stärke und die Hoffnung eines großen Landes und einer großen Zeit, Theodor Roosevelt aus Neu York."

Gewaltiger, lange dauernder Jubel folgte dieser Eröffnungsrede Blacks. Dann betrat der Vertreter des Staates Indiana, Senator Beveridge, die Rednerbühne; von seinen Worten seien nur die folgenden wiedergegeben:

„Meine Herren! Ein Unterschied zwischen der Gegenpartei und

uns ist der: sie wählen ihren Kandidaten für das Volk, und das Volk wählt unseren Kandidaten für uns . . . Theodor Roosevelt ist ein Führer, der führt... So lange er Präsident ist, wird kein Übeltäter im Dienst der Regierung der gerechten Strafe entgehen... Das amerikanische Volk wird ihn wählen, weil es weiß, daß er Dinge tut, die das Volk getan wissen will, Dinge t u t, und nicht nur davon redet — er tut nur etwas, nachdem er es besprochen hat —, aber er t u t etwas und tut nur das, was er nach dem Willen des Volkes tun soll...

Das Volk vertraut ihm als Staatsmann, ja mehr als das, es liebt ihn als Menschen. Wer nicht auch Liebe erwirbt, erwirbt vergeblich Bewunderung. Im Hause des Amerikaners ist Roosevelts Name nicht nur geehrt, sondern auch geliebt. Und das ist ein größerer Triumph als der Sieg auf den Schlachtfeldern, ein höheres Lob als erfolgreiche Staatskunst... Voll des alten Glaubens an die Republik und ihre Zukunft, die Satzungen der Väter der Republik ehrend und die Gottesfurcht im Herzen tragend, durchdrungen von der Gewißheit, daß der goldene Tag der Republik erst noch zu dämmern begonnen hat, wird Theodor Roosevelt das amerikanische Volk auf sicheren Wegen zu noch größerem Wohlstand für die Bürger selbst und zu noch tieferer Veredelung der Rasse führen und den amerikanischen Namen noch mehr zu Ehren bringen."

„Wir brauchen diesen jüngeren Lincoln", erklärte der Abgesandte Kaliforniens; Minnesota will eintreten für die Kandidatur „des unerschrockenen Führers, des mächtigen Staatsmannes und Tatenvollbringers, des größten Arbeiters am größeren Amerika — Theodor Roosevelts".

Der frühere Gouverneur von Kentucky führte aus: „Während der letzten ereignisreichen Jahre hat sich die demokratische Partei jedem Fortschritt, jeder Verbesserung widersetzt. Es sind alberne Querköpfe, verächtliche, mißvergnügte Gesellen und ganz gewöhnliche Zänker. Sie haben ihren Moses im Stich gelassen und sind nicht imstande gewesen, einen Josua zu entdecken. Seine Feinde sagen uns, der Präsident sei unzuverlässig. Nur für den Gauner, den Spitzbuben und den, der irgend einer Klasse amerikanischer Bürger den gleichmäßigen Schutz der Gesetze verweigern will, ist er unzuverlässig. Sie sagen

uns, man könne ihm nicht trauen; aber das Volk weiß, daß jemand, der das Rechte zur rechten Zeit und in der rechten Weise tut, volles und unbedingtes Vertrauen verdient."

Der Vertreter Georgias endlich, des Südens, der nach den Drohungen seiner Gegner ihm einst seine Verachtung bezeigen sollte, schloß seine lange Rede mit den Worten: „Wir im Süden glauben an Roosevelt und an seine Fähigkeit, jeder Schwierigkeit daheim und im Ausland erfolgreich zu begegnen. Wir glauben, daß ihn ein Geist der Vaterlandsliebe beseelt, so umfassend und strahlend, wie er je vom Weißen Hause aus auf unser geliebtes Vaterland herniedergeströmt ist, und wir glauben, daß er, der Sohn des Nordens und des Südens, nach Erfüllung seiner Aufgabe das Bewußtsein mit sich nehmen wird, daß durch ihn und um seinetwillen Vater- und Mutterland, die einst in Kummer getrennt waren, wieder in die Bande der alten Zuneigung zueinander geschlagen worden sind. Und wenn er sich schließlich ins Privatleben zurückzieht, so glauben wir, daß er gehen wird, geliebt von allen patriotischen Amerikanern, von Canada bis zum Golf von Mexiko, von einem Ozean zum andern."

Als alle Redner gesprochen hatten, verkündete der Vorsitzende des Nationalkonvents: „Die Gesamtzahl der Stimmen beträgt 994; Theodor Roosevelt hat 994 Stimmen. Ich habe nur noch bekannt zu geben, daß Theodor Roosevelt aus dem Staate Neu York der republikanische Kandidat für die Präsidentschaft ist, die am 4. März 1905 ihren Anfang nimmt."

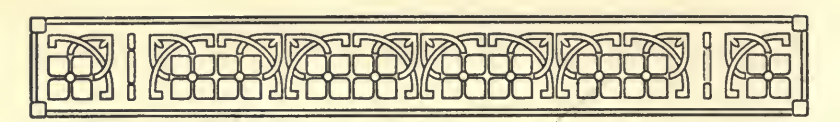
Was die Vertreter der Staaten versprochen hatten, hat das Volk gehalten. Gegenden, die nie zuvor einem republikanischen Kandidaten ihre Stimme gegeben hatten, traten für Roosevelt ein, so daß er mit einer Majorität von mehr als zwei Millionen gewählt wurde. Kein früherer Präsident hat je eine so überwältigende Mehrheit gefunden, und die Tatsache dieser Wahl allein beweist, wie hoch das amerikanische Volk seinen Präsidenten schätzt.

Zum Überfluß mag noch der Bericht eines Demokraten folgen, der, wenn auch widerwillig, den Einfluß Roosevelts auf die breiten Massen bestätigen muß. Er sagt im Succeß Magazine (Neu York, Mai 1907):

„Der blinde Glaube, den das Volk in den Landbezirken auf Roosevelt setzt, ist beinahe mitleiderregend. Die Leute glauben, er vertrete sie in allem, was in Washington geschieht, und aus diesem Grunde fangen sie an, von Roosevelt und der Staatsregierung, so lange er Präsident ist, ein Gesetz gegen jedes Übel zu erwarten, das sie bedrückt.

Bei dem Glauben an Roosevelt, den die Leute hegen, ist seine Macht unbegrenzt. Sie sind der Ansicht, daß jede Session des Kongresses ein Krieg zwischen dem Präsidenten einerseits und dem Senat und dem Repräsentantenhaus anderseits sei, um irgend ein ihre Interessen förderndes Gesetz durchzubringen. Tatsächlich beginnen selbst die glühendsten demokratischen Redner ihre Ausführungen immer mit einer Hochachtungsbezeugung für Roosevelt. Sie müssen das tun, wenn sie überhaupt von ihrem Auditorium gehört werden wollen."





Zwölftes Kapitel.

Persönlichkeit und Privatleben.

In seinem ausgezeichneten Buche „Die Amerikaner" (Band I, S. 146 ff.) gibt Professor Münsterberg die folgende Charakteristik Roosevelts: „Wer den Blick auf das Ganze richtet, der weiß, daß Roosevelt in den ersten Jahren seiner Regierung einen Sieg erfochten, der schwieriger und deshalb glänzender war als der über spanische Truppen. Gleichviel, was die Parteien dachten, er errang und er hielt fest das Vertrauen des ganzen Volkes.

Drei Eigenschaften waren es vor allem, die jeden kleinlichen Widerstand zu Boden warfen. Das Volk empfand, daß hier eine sittliche Kraft im Werk war, die mächtiger sich durchsetzte als alles politische Klügeln und diplomatische Lavieren. Hier wirkte eine unmittelbare ethische Potenz, für die das Ideal mehr ist als die Partei, der innere Wert mehr als der äußere Triumph. Dazu kam zweitens Roosevelts Mut. Das über alle Gegensätze Erhabene, das schlechthin Sittliche war für ihn nicht nur der Kernpunkt persönlichen Glaubens, sondern Antrieb zur Tat, ohne jegliche Rücksicht auf eigene Gefahren. Das war der Grundton seiner Reden: es genügt nicht, das Rechte zu würdigen, es tut nicht weniger not, für das Rechte furchtlos und rücksichtslos einzustehen. Da ging er voran, und mußte sich der Präsident auch oft beim politischen Zusammenspiel durch Zugeständnisse das Erreichbare sichern, so empfand die Nation doch mit wachsendem Vertrauen, daß er in ernster Stunde keine Handbreit von der Grundlinie seiner Überzeugung abwich und den Mut hatte, rücksichtslos für seine Auffassung einzutreten. Und dazu kam drittens die alles überwindende Aufrichtigkeit.

Das Rechte gewollt hatte auch Mac Kinley. Viel Mut zu zeigen, lag für ihn kaum Veranlassung vor, denn der unvergleichlich geschickte Politiker konnte jeden Konflikt mit den eigenen Leuten umgehen und war stets Führer auf Wegen, auf die ohnehin die Masse hindrängte; die Masse empfand daher nicht, daß er im Grunde mutlos war und die Verantwortlichkeit stets auf andere abschob. Daß Mac Kinleys kluge glatte Worte aber nicht immer aufrichtig waren, das empfand die Masse instinktiv; die Worte waren da, um zu verbergen, was hinter der napoleonischen Stirn vorging. Und da kam nun ein Enthusiast, der überströmte von allem, was ihn erfüllte, und dessen Worte so überzeugend ehrlich, so rückhaltlos klar waren, daß jedermann das Gefühl hatte, der Präsident hätte ihn persönlich ins Vertrauen gezogen.

Aber zu dem sittlichen Ernst, dem Mut und der Aufrichtigkeit gesellte sich so vieles andere, das zum Sieg auf der ganzen Linie mithalf. Seine Vorurteilslosigkeit gewann die niedersten Schichten, seine aristokratische Bildung die obersten, seine Sportfreude schließlich die mittleren Schichten. Vorurteilsloser und demokratischer war in der Tat kein Präsident gewesen: die Bergwerksarbeiter behandelte er auf gleichem Fuße wie die Bergwerksbesitzer, den Neger lud er ins Weiße Haus ein, mit den Cowboys setzte er sich gemeinsam zu Tische, und wenn er reiste, so schüttelte er bei der Ankunft stets zunächst die rußige Hand des Lokomotivführers, ehe er die versammelten Zylinderhutherren begrüßte. Und doch war er seit Jahrzehnten der erste wirkliche Aristokrat im Präsidentenamt....

Nicht nur der Adel des Charakters, sondern auch der Adel der Kulturtradition durchdringt ihn, und niemals hat er in seinen Reden oder Schriften die nivellierende Unabhängigkeitserklärung zitiert. Und wenn seine Reden im engern Kreise, bei Banketten und ernsten Versammlungen, so unvergleichlich faszinieren — in viel höherem Maße als die von der Volkstribüne in die Wahlmännermassen geschleuderten Kraftreden —, so ist es oft nicht so sehr die Originalität des Gedankens und nicht einmal das elektrische Fluidum seiner einzigartigen Sprechweise, sondern vor allem doch der reife Kulturgehalt, der hier das politische Denken durchdrungen hat. Daher gewinnt er umsomehr, je enger der Kreis, und wer ihm im ernsten Zwiegespräch

begegnet, empfindet, daß sich die Vornehmheit der Gesinnung, die Weite des historischen Ausblicks und die Sicherheit der Kraft geeinigt haben, eine Persönlichkeit im großen Stil zu schaffen.

„Tief wie die Wirkung auf das eigene Volk war die auf den Weltkreis der Nationen. In der Stunde, da die Vereinigten Staaten durch territoriale und wirtschaftliche Expansion in die Weltmachtstellung einrückten, trat an die Spitze ein Präsident, dessen Persönlichkeit seit Jahrzehnten zum ersten Male einen charakteristischen und bedeutenden, vor allem aber einen dramatisch fesselnden Eindruck auf die Völker Europas ausüben konnte. Und sollte die Stunde voll ausgenutzt werden, so genügte es nicht, daß der Führer durch seine Impulsivität und seine Eigenwilligkeit, durch seine malerischen Gesten und seine packenden Reden die Aufmerksamkeit der Massen fesselte und den Zeitungsleser prickelnd anregte, sondern die Sympathie der Feinsten und Berufensten, ja, das Gleichwertigkeitsgefühl der monarchischen Führer mußte anklingen. Ein zweiter Lincoln hätte das nicht erweckt, und doch gerade dies war das Neue, das nötig war. Die internationale politische Stellung mußte ihre soziale Ergänzung finden. Die Völker mußten den neuen Kameraden nicht nur in der Amtsstube, sondern im Salon willkommen heißen. Da war der junge Präsident der rechte Mann; ein graziöses Wort, ein taktvoller Einfall, eine vornehme Gastlichkeit standen ihm zu Gebote.

Wer so kraftvoll einsetzt, muß manchen verletzen; wer sich um so vieles kümmert, muß manches aufstören, das in Ruhe gelassen sein will; wer immer aufrichtig ist, muß Gegner haben. Daß auch Roosevelt die Fehler seiner Vorzüge hat, kann niemand bestreiten, und auch die Folgen sind nicht ausgeblieben. Manche Gefahr, die Männern vom Rooseveltypus naheliegt, wird freilich von vornherein durch die demokratischen Gewohnheiten des Landes verringert. So lebt er in einer Umgebung, die sich sicherlich nicht fürchtet, ihm die ganze Wahrheit zu sagen; jede Kritik erreicht sein Ohr. Und nicht minder wichtig ein anderes: die Demokratie zwingt jedermann in den Kreis von Befugnissen, für den die Nation ihn auserkoren. Ein überreger Geist wie der seine formt Urteile über vielerlei Probleme, und die Ausnahmestellung, die er politisch errungen, verführte ihn zunächst, seinem

Urteil auf den Nebengebieten ebenfalls Ausnahmswert beizumessen. Da aber ist die Tradition des Landes zwingend gewesen; sie kennt kein allgemeines Kulturpräsidententum, sondern nur einen politischen Leiter, dessen nichtpolitische Ansichten Privatmeinungen ohne Einfluß bleiben. Wieder in anderen Beziehungen hat er selber durch Erfahrungen zugelernt. Kein Zweifel, er unterschätzte die Macht der Parteiführer und der Senatoren, als er in das Weiße Haus einzog; der stille Widerstand, den er hinter den Kulissen fand, hat ihm wohl manche schmerzliche Lektion gelehrt. War doch bei der Verwirklichung so manchen Herzenswunsches eine künstliche Opposition geschaffen, nur um den eigenwilligen neuen Herrn fühlen zu lassen, daß man ihm Hindernisse in den Weg legen kann, wenn er nicht zu weitgehenden Rücksichten bereit ist. Aber auch diese Warnungen waren im Grunde kein Schaden; Roosevelt war nicht der Mann, durch sie in jene Parteiabhängigkeit zu geraten, mit der Mac Kinley sich zufrieden gab; sie hielt ihn nur zurück von jener, dem amerikanischen Parteigeist fremdartigen rücksichtslosen Eigenmächtigkeit, welche die späteren Jahre der Clevelandschen Verwaltung so arg schädigte. Fast könnte man sagen, daß das Ergebnis eine ideale Synthese Clevelandscher Konsequenz und Mac Kinleyscher Anpassungsfähigkeit wurde.

Den Parteifanatikern war er somit natürlich zu selbständig und den Parteigegnern zu nachgiebig. Und diese Angriffe der Extremen auf beiden Seiten wiederholten sich in jedem anderen Gebiete, denn überall stand er auf höherer Warte als auf der Zinne der Partei. Nahm er in den Kämpfen zwischen Kapital und Arbeit ernsthafte Rücksicht auf die gerechten Beschwerden der Arbeiter, so wurde er als Sozialist denunziert, und bot er seine Hand nicht sofort, um die großen wirtschaftlichen Korporationen zu zerstören, so hieß es, daß er am Gängelband der Börse sei. Stellte er im Süden Beamte ohne Rücksicht auf die Parteizugehörigkeit an, so zeterten die Republikaner; nahm er nicht an den südlichen Ungerechtigkeiten gegen die Neger teil, so wüteten die Demokraten. Alles in allem aber bewährte sich doch das Wort des Präsidenten Hayes: Der dient der Partei am besten, der dem Lande am besten dient. Seine Partei, die republikanische, ist unter Roosevelt, gerade weil er nicht gedankenlos willfährig war, zu tieferer

Selbsteinschau gelangt und steht sittlicher, höher da als zuvor; das Land aber als Ganzes hatte niemals fähigere, pflichtbewußtere, besser vorgebildete Beamte.

Hierzu wirkte eines wesentlich mit: Roosevelt hatte vielleicht nicht Mac Kinleys breite Erfahrung in Fragen der Legislative; die Riffe und Sandbänke im Fahrwasser des Kongresses kannte er nicht. Für die Exekutive aber, für die Verwaltung von Zivildienst und Armee und Flotte, für die Probleme, die Einzelstaat und Stadt und Land darbieten, waren seine Lehr- und Wanderjahre eine ideale Vorbereitungszeit, und hinter der praktischen Schulung stand das sichere Wissen des Historikers. Amerika hatte sein herkömmliches Glück, als die Mephistophelesse der republikanischen Partei den gefürchteten Gouverneur von Neu York zwangen, das undankbare Amt des Vizepräsidenten anzunehmen; wäre es nach dem Wunsch der Besseren gegangen, so wäre nach dem Attentat ein Schablonenpolitiker ans Steuer gelangt und nicht der beste Präsident, den das Land seit langen Jahren im Weißen Hause sah."

Der amerikanische Bürger nimmt für sich das Recht in Anspruch, jederzeit mit dem Präsidenten persönlich verkehren zu können. Infolgedessen steht der Zutritt zum Weißen Hause jedem frei, und wenn nicht die Geheimpolizisten, die sich im Hause aufhalten, von Zeit zu Zeit einen Besucher an die Luft setzen, der einen allzuwenig vertrauenerweckenden Eindruck macht, so empfängt der Präsident jeden, der in sein Vorzimmer gelangt. An vier Tagen der Woche kann er etwa von 10 bis ½2 Uhr kaum an irgend eine ernstere Arbeit denken; beständig wird er von Leuten gestört, die gekommen sind, um ihn zu sehen, ein paar Worte mit ihm zu wechseln oder ihm auch nur stumm die Hand zu drücken.

An jedem Neujahrstage findet im Weißen Hause großer Empfang statt. In langer Reihe stellen sich die Besucher auf, treten einzeln an Roosevelt heran und drücken ihm die Hand. Seine Gattin steht während der ganzen Zeit an seiner Seite, aber während der Präsident den Händedruck jedes einzelnen, ob Mann, Frau oder Kind, kräftig erwidert, begnügt sie sich mit einem Kopfnicken. Es ist ihr nicht zu verdenken, denn die Zahl der Besucher beträgt gewöhnlich zwischen fünf- und siebentausend.

Diese öffentlichen Sprechstunden oder Audienzen, die hohe Anforderungen an die Widerstandsfähigkeit des Körpers stellen und doch eigentlich recht zwecklos sind, da wichtige Dinge bei solchen Gelegenheiten nicht behandelt werden können, beschränken dem Präsidenten ungebührlich die Zeit, die er den Staatsgeschäften widmen muß, und lassen ihm kaum die zur Erholung nötige Muße.

Er geht gewöhnlich zwischen 11 und 12 Uhr zu Bett und steht pünktlich um 7 Uhr auf. Im Westen hat er die Gewohnheit angenommen, sich selbst zu rasieren, und tut dies in der Regel noch heute. Um ½9 Uhr nimmt er das Frühstück ein — Hafermehlsuppe, Eier und Speck, Kaffee und Semmeln — und ist fast regelmäßig um ¼10 Uhr in seinem Arbeitszimmer, um mit seinem Privatsekretär Loeb die Post durchzusehen.

Natürlich erhält er nur die wichtigen Briefe vorgelegt, denn da täglich bis zu 1200 Schreiben einlaufen, wäre ihm die Bearbeitung aller unmöglich.

Zwischen 10 und ½2 Uhr empfängt er alle möglichen Leute, diktiert in den Zwischenpausen Briefe und erledigt, soweit es angeht, Staatsgeschäfte. Dann nimmt er im Familienkreise das zweite Frühstück ein, zu dem er häufig einen oder mehrere Besucher ohne förmliche Einladung hinzuzieht, um während des Essens die Angelegenheit, die sie zu ihm geführt hat, zu erledigen.

Um ½3 Uhr finden im Blauen Saal des Weißen Hauses offizielle Empfänge statt, wie die der fremden Botschafter oder hervorragender Vertreter des Auslandes; sie dauern gewöhnlich bis 3 Uhr, worauf er sich wieder in sein Arbeitszimmer begibt, um die Post weiter zu erledigen und die Schriftstücke zu unterschreiben, die seiner Unterschrift bedürfen. Ihre Zahl ist ungeheuer, denn er hat jede Beförderung beim Heer und bei der Marine, die Bestallung jedes Postmeisters und jedes Schatzbeamten, jedes Bundesrichters und aller Angehörigen des diplomatischen und Konsularkorps, alle Begnadigungserlasse, die Gesetze und Beschlüsse des Kongresses, Bekanntmachungen, die die Staatsländereien und öffentlichen Waldungen betreffen, und vieles andere zu unterzeichnen.

Wenn irgend möglich, zieht er sich um 6 Uhr zurück, um sich ein

wenig Erholung zu gönnen, und nimmt um 8 Uhr die Hauptmahlzeit ein. Hierbei läßt er sich Zeit, denn er sitzt gewöhnlich eine ganze Stunde zu Tisch. Darauf unterrichtet er sich aus den Zeitungen über die wichtigsten Ereignisse des Tages und vertieft sich in die Lektüre von Büchern und Zeitschriften.

Er vermag unglaublich schnell und viel zu lesen; Bücher in allen Sprachen und aus allen Gebieten der Literatur, von der ältesten bis zur neuesten Zeit, geben seinem regen Geiste beständig neue Nahrung. In der Stille seiner Bibliothek diktiert er vor dem Schlafengehen noch wichtige amtliche Schriftstücke, wie z. B. seine Botschaften an den Kongreß. Er schreibt nur selten selbst, sondern diktiert fast immer, wobei er im Zimmer hin und her geht, um seine Gedanken zu gestalten. Er raucht nicht und trinkt nur wenig.

Seine Erholung findet er im Reiten und im Spazierengehen, im Tennisspielen und im Ringen. In der Stadt kann er sich nicht zu Fuß auf der Straße zeigen, ohne sich sofort von den Vorübergehenden gestellt zu sehen, die ihm die Hand schütteln wollen, daher reitet er lieber hinaus ins Freie; an diesen Ritten nimmt oft seine Gattin oder das eine oder andere seiner Kinder teil, und wenn er einmal, wie er es gern tut, ein tüchtiges Hindernisrennen durch Wald und Flur, über Hecken und Zäune unternimmt, ist der deutsche Botschafter Freiherr Speck v. Sternburg, der mit ihm auf freundschaftlichem Fuße lebt, sein ständiger Begleiter.

Geradezu gefürchtet sind seine Spaziergänge, zu denen er oftmals Leute einzuladen pflegt, mit denen er irgend etwas zu besprechen hat. Er schreitet bald so rüstig aus und schlägt ein so flottes Tempo an, daß Ungeübte ihm kaum zu folgen vermögen und, in Schweiß gebadet, ihrem Schöpfer danken, wenn der „Spaziergang" erst wieder vorüber ist. Man sagt, es gebe Leute, die aus Furcht, der Präsident könnte sie zu solch einem Vergnügen einladen, des Nachts nicht schlafen können.

Obwohl er ein leidenschaftlicher und guter Tennisspieler ist, macht ihm das Ringen doch fast noch mehr Vergnügen. Er hält sich zu dem Zweck einen berufsmäßigen Ringkämpfer, und mit diesem mißt er in langem und energischem Kampfe seine Kräfte. Im Winter und Früh-

jahr 1904 war ein berühmter japanischer Ringer sein täglicher Gegner.

Wenn man ihn nur von der amtlichen Seite sieht, was im Auslande gewöhnlich der Fall ist, so kann das Bild, das man sich von ihm macht, leicht eine gewisse Härte und Strenge annehmen. Vielen wird er als der eigenwillige, herrschsüchtige Mann erscheinen, in dessen Herzen mildere Regungen keinen Platz hätten, der immer nur mit eiserner Faust dazwischenschlägt und, wie es Witzblätter bisweilen darstellen, die Stellung eines „Weltgendarmen" einnimmt. Aber davon kann keine Rede sein. Wer mit ihm in persönlichem Verkehr gestanden hat, ist entzückt über die Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit, die ihm zu Gebote stehen. Er kennt keine steife Förmlichkeit und kein herablassendes Lächeln; die angeregte Unterhaltung, zu der es ihm nie an Stoff fehlt, und die ungezwungene Heiterkeit, die gelegentlich zum Durchbruch kommt, gewinnen ihm von vornherein die Sympathie jedes Besuchers.

So mancher unserer Landsleute hat ihn im Weißen Hause gesprochen und die Erinnerung mit in die Heimat genommen, daß er einer in jeder Hinsicht bedeutenden Persönlichkeit, einem ganzen Manne gegenübergestanden hat. So erzählt Hermann Knauer in seinem Buche „Deutschland am Mississippi" (S. 40 ff.) über seine Begegnung mit Roosevelt:

„Der Empfangsraum des Präsidenten, in den man vom Flur des Erdgeschosses aus gelangt, wird gleichzeitig als Sitzungssaal benutzt. Die Decken, Wände und Türen sind weiß gehalten, die Mahagoni-Möbel weisen schon ein beträchtliches Alter auf, die mit grünem Leder bezogenen Fauteuils sind sehr bequem, Bücherständer mit Nachschlagwerken, bronzene Beleuchtungskörper und einige Marinebilder vervollständigen die Ausstattung, während für die Durstigen ein stattlicher silberner Humpen mit frischem Eiswasser und Gläsern zur Verfügung steht.

Aber zum Umschauen hatte ich nicht viel Zeit; die Tür des benachbarten Arbeitskabinetts öffnete sich, und festen, schnellen Schrittes trat Präsident Theodor Roosevelt ein, mir mit freundlichen Worten die Hand zum Gruße entgegenstreckend. Energie und Lebhaftigkeit

gelangen bei der Persönlichkeit des Präsidenten in jeder Bewegung zum Ausdruck, ebenso wie seine mittelgroße Figur straffe körperliche Kraft ausdrückt. Frisch und klug ist der Blick der blauen Augen, die hinter den Gläsern einer goldenen Brille glänzen. Auf dem markigen Gesicht liegt ein liebenswürdiger Ausdruck, wie ihn sonst seine Porträts nicht zeigen. Beim Lachen, und der Präsident scheint gern zu lachen, werden zwei Reihen blendend weißer, prachtvoller Zähne sichtbar. Ein Vollmensch durch und durch, das ist der fesselnde Eindruck Theodor Roosevelts.

Die Unterhaltung wurde zunächst deutsch, später englisch geführt. »Sie müssen schon Nachsicht haben, wenn ich mich deutsch nicht recht ausdrücken kann«, sagte lächelnd der Präsident, »denn seit dreißig Jahren hatte ich nur wenig Gelegenheit, deutsch zu sprechen, während ich viel besser deutsch lese und gern ein deutsches Buch zur Hand nehme. Früher beherrschte ich Ihre Sprache recht gut, zu jener Zeit, als ich in Dresden weilte; da konnte ich sogar einen Teil des Nibelungenliedes auswendig, heute aber, falls ich es wiederholen sollte, wäre es wohl mehr der Nibelungen Not für mich.« In freundlichster Weise erkundigte sich dann der Präsident über die Eindrücke, die ich bisher auf amerikanischem Boden gehabt, und wünschte, daß auch dieser mein neuester Besuch der Vereinigten Staaten mir viel Neues und Erfreuliches bringen möchte. Auch der Weltausstellung in St. Louis wurde gedacht und der Erwartungen, die sich an sie knüpfen, ferner der starken deutschen Beteiligung und des zahlreichen Besuches aus Deutschland, die sich schon dadurch zeigten, daß auf Monate hinaus die meisten Plätze der nach Neu York gehenden deutschen Dampfer belegt wären. Der Präsident gedachte mit großer Wärme der Anwesenheit bekannter deutscher Gelehrter in Chicago und erwähnte, wie sehr er sich gefreut hätte, verschiedene dieser Herren begrüßen zu können, bei der Nennung eines deutschen Geschichtsforschers hinzusetzend: »Ich bin ja auch so etwas wie ein Historiker«, wobei er wohl einige seiner Schriften, vor allem seine Werke über den Seekrieg 1812 und seine Geschichte Neu Yorks im Auge hatte. Aus der ganzen Unterhaltung ging das Interesse des Präsidenten an Deutschland hervor, wie er auch bei der Verabschiedung ausdrückte,

daß er sich sehr gefreut hätte, abermals einen Deutschen bei sich gesehen zu haben, und in liebenswürdigster Form die Erwartung eines Wiedersehens aussprach, mir herzlich mehrmals die Hand drückend. Eine große Freude wurde mir dadurch gemacht, daß mir der Präsident alsbald sein Bild mit freundlichen handschriftlichen Widmungsworten zur Erinnerung an diese Stunde übersandte."

Man hat oft behauptet, die Worte der Freundschaft, die Roosevelt an Deutsche richte, seien mehr oder weniger nur höfliche Redensarten; auch den Engländer und Franzosen, der ihn besuche, versichere er seiner „besonderen" Freundschaft.

Man kann von einem Staatsoberhaupte billigerweise nicht verlangen, daß es die Angehörigen eines Volkes unhöflicher oder unliebenswürdiger behandele als die eines anderen, und doch hat Roosevelt deutlich genug zu erkennen gegeben, daß er sich zu Deutschland mehr hingezogen fühlt als zu irgend einem anderen Lande Europas. Schon als Knabe hat er sich danach gesehnt, Deutschland kennen zu lernen, gern denkt er noch heute an die schönen Monate seiner Jugend zurück, die er in unserer Heimat zugebracht hat, und mehr als einmal hat er in den letzten Jahren seine Absicht geäußert, nach Ablauf seiner Amtszeit dem Deutschen Reiche einen Besuch abzustatten.

Während seiner Präsidentschaft ist das unmöglich, denn der Präsident darf der Verfassung gemäß das Gebiet der Vereinigten Staaten nicht verlassen.

In seinen Reden und Schriften hat er mehrfach Deutschlands und der Deutschen mit anerkennenden Worten gedacht; in seiner Geschichte des Westens erwähnt er die Deutschen unter den Pionieren, die in die Wildnis eindrangen und die Zivilisation verbreiten halfen, indem er auf ihre Arbeitsamkeit, ihren Fleiß und ihre Sparsamkeit hinweist, und in einer Ansprache, die er am 22. Juni 1905 vor den Studenten der Clark-Universität hielt, stellte er Deutschland als Vorbild hin. Er wünschte, so sagte er, die Amerikaner könnten sich den deutschen Idealismus zu eigen machen sowie den scharfen, praktischen, gesunden Verstand, der die Deutschen befähige, ihren idealistischen Sinn zu einem Werkzeug zu machen zur Schaffung der vollkommensten militärischen und industriellen Organisation, die die Welt je gesehen habe.

Wir alle wissen, welche Achtung und Freundschaft unser Kaiser für den amerikanischen Staatsmann hegt; der Besuch des Prinzen Heinrich, die Taufe der Jacht „Meteor" durch Alice Roosevelt, die Schenkung des Denkmals Friedrichs des Großen, der Austausch der Professoren und in allerjüngster Zeit die Entsendung eines Geschwaders und des Flügeladjutanten Kapitän zur See v. Rebeur-Paschwitz, der als Militärbevollmächtigter am cubanischen Kriege teilgenommen hat, zur Flottenschau in Charleston sind einige Beweise dafür.

Auch Roosevelt schätzt unseren Kaiser hoch; er hat einmal gesagt, wenn Kaiser Wilhelm als Amerikaner geboren worden wäre, sei es auch in noch so niedriger sozialer Stellung, so wäre er sicherlich der politische Führer in seinem Bezirk geworden, und als er auf Einladung des Kaisers die Generale Young und Corbin nach Deutschland schickte, schloß er seine Anweisungen für die bevorstehende Unterredung mit den Worten: „Sagen Sie dem Kaiser, daß ich ihn gern einmal an der Spitze seiner Truppen reiten sehen möchte. Beim Georg, das möchte ich! Und grüßen Sie ihn herzlich von mir. Wir werden uns noch eines Tages begegnen!"

Diese Abgesandten haben sich ihres Auftrages gewissenhaft entledigt. Der Kaiser freute sich darüber und fragte den General Corbin, ob er vorher schon einmal in Deutschland gewesen sei.

„In dem Teil noch nicht", erwiderte der Gefragte.

„In welchem denn?" fuhr der Kaiser fort.

„In Cincinnati und St. Louis, Euer Majestät", war die Antwort des Amerikaners, und der Kaiser brach in ein fröhliches Lachen aus.

Man hat unseren Kaiser und Roosevelt oft miteinander verglichen, und die Ähnlichkeiten zwischen beiden Männern sind in der Tat groß und zahlreich. Beide stehen fast in gleichem Alter, beide sind stattliche, kräftige Männer, beide widmen ihre ganze Kraft dem Wohl des Vaterlandes; dem „größeren Amerika" des einen stellt der andere das „größere Deutschland" entgegen. Beide haben ihre Ideale, denen sie nachstreben, vom Pessimismus, der Schwarzseherei, wollen sie nichts wissen und glauben fest an den Fortschritt des Menschengeschlechts. Sie sind in gleicher Weise dem Sport ergeben, sie sind beide gute Redner

und tüchtige Soldaten und von der Notwendigkeit eines starken Heeres und einer schlachtbereiten Flotte überzeugt. Beider Arbeitskraft, Vielseitigkeit und Ausdauer ist bewundernswert, beide führen ein mustergültiges Familienleben und suchen auf die Jugend, auf der die Zukunft des Staates beruht, einzuwirken. Kaiser Wilhelm hat die Schulkinder ins Schauspielhaus und aufs Paradefeld gerufen, Roosevelt berief sie zu sich ins Weiße Haus und bewirtete ihrer sechshundert mit allerlei Naschwerk. Beide sind verwegene Reiter; wie der Kaiser an der Spitze der Garde-Husaren über das Bornstedter Feld dahinfliegt, setzte sich Roosevelt an die Spitze der Kavallerie, die ihm zu Ehren am Bahnhof Aufstellung genommen hatte, und ritt mit der Abteilung eine Attacke über das Schlachtfeld von Chickamauga, daß der ganze Zug bald in eine dichte Staubwolke gehüllt war und einer der Soldaten nach dem andern zurückblieb. Wie der Kaiser an Bord der „Hohenzollern" persönlich den Gottesdienst abhält, so spricht auch Roosevelt gelegentlich in der holländisch-reformierten Kirche, der er angehört und die er regelmäßig besucht, zu seinen Mitbürgern und legt ihnen die Bibel aus.

Sein Christentum ist ein praktisches Christentum. „Seid Täter des Worts und nicht Hörer allein," predigte er einmal in einer Kirche Chicagos. „Wir müssen Täter sein — nicht Hörer allein. Jeder, der ein guter Christ sein will, muß sicherlich eine tiefe Scham empfinden, wenn er einen Heuchler sieht oder einen, der sich so benimmt, daß er dem Christentum Schande macht. Wer alle Zeremonien der Kirchengesetze erfüllt und die Lehren der Kirche in seinem täglichen Leben nicht befolgt, der ist kein wahrer Christ. Um Täter des Wortes zu sein, müssen wir notwendig erst Hörer sein. Aber mit dem Kirchenbesuch ist es nicht getan. Wir müssen die Lehren beherzigen; wir müssen die Bibel studieren, dürfen dabei aber nicht stehen bleiben. Wir müssen sie im Leben anwenden. Seine erste Pflicht schuldet der Mensch seinem eigenen Hause. Die Notwendigkeit heldenhaften Handelns im großen Maßstabe erhebt sich nur selten, aber das gleichmäßige, eintönige Leben umgibt uns alle Tage."

Roosevelt ist ein guter Prediger, denn er lebt nach seinen Worten. Wo er einem Unglücklichen helfen, einen Kummer stillen kann, tut er

es von Herzen gern und so schnell wie möglich, und Tausende von Menschen hat er durch seine Güte und Hilfsbereitschaft glücklich und zufrieden gemacht.

Unzählig sind die Geschichtchen, die als Beweise seiner wahren Herzensgüte, seines Zartgefühls und seiner vornehmen Gesinnung beim Volke in Umlauf sind; selbst wenn man nur die sicher bezeugten sammeln wollte, würde man damit einen dicken Band füllen. Zwei Beispiele mögen daher hier statt vieler stehen:

Als die amerikanischen Truppen mit den aufständischen Filipinos noch fortgesetzt zu kämpfen hatten, war von der Militärverwaltung der Befehl gegeben worden, es sollten nur die Namen der gefallenen Offiziere und die Zahl der gefallenen gemeinen Soldaten telegraphisch nach Washington gemeldet werden. Sobald nun die Nachricht von einem neuen Gefecht eintraf, eilten die Väter und Mütter derjenigen, die auf den Philippinen bei dem Truppenteil dienten, der an dem betreffenden Kampfe teilgenommen hatte, in das Kriegsministerium, um zu erfahren, ob ihr Sohn zu den Gefallenen gehöre oder nicht. Aber sechs Wochen lang mußten sie unter bangen Zweifeln warten, bis die Post die Namen brachte.

Roosevelt wußte nichts von diesem Befehl, und als ihm einer seiner Freunde, der ihn in Oyster-Bay besuchte, davon Mitteilung machte, fragte er den ebenfalls anwesenden General Corbin, was es mit diesem Befehl auf sich habe. Der General erwiderte, die Anordnung sei aus Sparsamkeitsrücksichten erfolgt, denn jeder Offizier habe ein Wort im Telegraphenkodex, während ein Telegramm, das den vollen Namen und die Truppenbezeichnung eines Gemeinen enthalte, bis zu 25 Dollar koste.

Als Roosevelt seine Erklärung angehört hatte, fragte er: „Corbin, können Sie von hier aus nach den Philippinen telegraphieren?"

Der General erwiderte ausweichend, er könne ja von Washington aus telegraphieren, denn er fahre in einer Stunde ab; aber Roosevelt fiel ihm ins Wort:

„Nein, wir wollen nicht warten. Senden Sie sofort den Befehl ab, daß die Namen telegraphiert werden. Die Mütter haben dem Lande das Beste gegeben, was sie hatten. Wir wollen nicht, daß ihnen

um 25 oder um 50 Dollar das Herz bricht. Sparen Sie das Geld anderswo."

Die Bureauräume, in denen Loeb mit den Beamten arbeitet, wenn Roosevelt sich auf seinem Sommersitz aufhält, befinden sich in Oyster-Bay, während der Präsident selbst in Sagamore-Hill wohnt und so gut wie nie nach jenem Hause kommt. Einst stellte sich eine alte Dame in Oyster-Bay ein, ging zu dem Hause, in dem die Beamten arbeiteten, und setzte sich auf die Treppe, um auf Roosevelt zu warten; sie war die Witwe eines Offiziers, der sich im Bürgerkriege ausgezeichnet hatte, und wollte wegen ihrer Pensionsansprüche mit Roosevelt reden.

Sie wartete stundenlang, bis ihr jemand sagte, sie würde auf diese Weise den Präsidenten nicht zu sehen bekommen, da er nie dorthin käme. Sie ließ sich aber nicht abweisen, sondern erwiderte, es könnte ja doch sein, daß er ausnahmsweise einmal das Haus aufsuchte.

Zufällig erfuhr Roosevelt von der geduldigen Pilgerin und telephonierte nach seinem Geschäftszimmer, man solle die Dame sofort nach Sagamore-Hill schicken, und als der Wagen bei seinem Hause vorfuhr, half er ihr heraus und begrüßte sie mit den Worten: „Es ist mir eine Ehre und eine Freude, Sie bei mir zu sehen. Ich habe von Ihrem Gatten gehört; er war ein Held, aber ich will Ihnen sagen, was ich von Helden denke: Ich glaube nicht, daß ein Mann einer sein kann, wenn er nicht eine gute Frau hat."

Die Pensionsangelegenheit wurde zur Zufriedenheit der Besucherin erledigt.

Wenn Roosevelt sich Urlaub nimmt und nach Sagamore-Hill hinauskommt, herrscht bei seinen Kindern eitel Lust und Freude. Sein Familienleben ist ein sehr glückliches. In seiner Gattin hat er eine treue Lebensgefährtin, die ihm in allem zur Seite steht, und die die Erziehung der Kinder in seinem Sinne leitet. Vier Knaben und ein Mädchen hat sie ihrem Gatten geschenkt, der älteste Sohn, Theodor, ist 1887, der jüngste, Quentin, 1897 geboren; seine Tochter aus erster Ehe, Alice, hat sich vor kurzem verheiratet. Die Kinder besuchten sämtlich die Volksschule in Oyster-Bay und besuchen sie zum Teil noch; erst wenn sie genügende Fortschritte gemacht hatten, wurden sie in

eine höhere Privatschule geschickt, um sich auf die Universität vorzubereiten.

Das große Erziehungsgeheimnis, das Roosevelt von seinem Vater geerbt zu haben scheint, besteht darin, daß er mit seinen Kindern wieder Kind sein kann. Er nimmt an ihren Spielen teil, jagt sich mit ihnen auf dem Rasen umher und macht geduldig und vergnügt alles mit, was sie an unschuldigem Zeitvertreib ausdenken. Er lehrt selbst seine Knaben schießen und hat dazu auf Sagamore-Hill einen Scheibenstand angelegt; er geht mit ihnen schwimmen, reitet mit der ganzen Familie in der Umgegend spazieren oder rudert sie alle zusammen nach einer Stelle am Strande, die selbst den Kriminalpolizisten und den Photographen verborgen bleibt.

Ein großes Ereignis ist es, wenn der Präsident mit seinen Knaben und denen der Nachbarschaft einen mehrtägigen Ausflug unternimmt, bei dem alles im Freien übernachtet. Ist am Nachmittag der Bestimmungsort erreicht, was gewöhnlich auf dem Wasserwege geschieht, so schleppen die Jungen Holz herbei und machen sich daran, Fische zu fangen. Der Präsident ist der Koch der Gesellschaft, und seine Leistungen finden den ungeteilten Beifall der kleinen Esser. Nach der Mahlzeit wird das Lagerfeuer angezündet; alles setzt sich im Kreise herum, und man vertreibt sich die Zeit mit Geschichtenerzählen. Sie können schon etwas gruselig sein, denn Roosevelts Kinder kennen ebensowenig Furcht wie ihr Vater. Wenn dann die Sonne untergegangen ist und die Wälder sich in Dunkel hüllen, legt sich alles, die Füße dem Feuer zugekehrt, nieder und schläft, bis der neue Morgen mit den ersten Sonnenstrahlen die Schläfer weckt. Ein frisches Bad im kalten, klaren Wasser, ein kräftiges Frühstück bringt alle schnell wieder in die vergnügteste Stimmung; Segel oder Ruder führen die Ausflügler nach Sagamore-Hill zurück, wo sie schon bald wieder anfangen, für einen ähnlichen Zug Pläne zu schmieden.*)

Roosevelt hängt, wie seine Gattin, mit ganzem Herzen an seinen Kindern. Wie er ihnen Gelegenheit gibt, sich soviel wie möglich im

*) Im letzten Kapitel seiner „Jägerfreuden“ erzählt Roosevelt von seinen Kindern und dem Leben in Sagamore-Hill.

Freien aufzuhalten und ihre Jugend in frohem Spiel zu verbringen, so möchte er, wenn es in seiner Macht stände, für alle Kinder des Landes sorgen; es bekümmert ihn tief, wenn er sieht, wie die Kinder der Großstädte in der schlechten Luft und bei dem Mangel an öffentlichen Spielplätzen sich freudlos auf den engen Straßen umhertreiben und verkümmern, ohne je das Glück der sorglosen Kindheit gekostet zu haben. Sie alle sollten glücklich sein.

Im Kreise der Kinder fühlt er sich wohl; für die größeren hat er stets ein freundliches Wort, die kleineren nimmt er auf den Arm und spielt mit ihnen. Nichts hat während seiner Reise durch die Vereinigten Staaten auf ihn einen so überwältigenden Eindruck gemacht als sein erster Empfang durch die Kinder. Sie schwenkten Fähnlein und jauchzten ihm zu, und er nahm den Hut ab, legte ihn neben sich auf den Sitz und streckte den Kindern die Hände entgegen, während ein Regen von Rosen und Nelken über seinen Wagen niederging.

Besuche von Örtlichkeiten, wo Kinder in größerer Zahl versammelt sind, gewährten ihm stets eine hohe, reine Freude. Einst kam er in eine Knabenschule und begann den Kindern zu erzählen von seinem Regiment und von seinem italienischen Hornisten, der in dem ersten Gefecht den „Rauhen Reitern" mit seinem Horn das Zeichen zum Angriff gab. Er blies, bis ihm eine spanische Kugel zwei Mittelfinger der Hand wegriß, die das Horn hielt. Da ging er und ließ sich die Hand verbinden, kehrte wieder in die Schlacht zurück und half bis zum Schluß trotz seiner Verletzung die Verwundeten vom Kampfplatz tragen. Er erzählte ihnen von seinem Fahnenträger, der seine Fahne mitten durch einen Hagel von Kugeln trug, so daß das Tuch in Fetzen hing, und wie seine Leute so tapfere Soldaten waren, daß sie nie auch nur einen Zollbreit wichen, obwohl der vierte Teil von ihnen tot oder verwundet war; kaum aber sei die Schlacht zu Ende gewesen, so habe jeder die Hälfte seines Mundvorrats den darbenden Weibern und Kindern gegeben, die aus dem belagerten Santiago kamen. Er zeigte ihnen, daß wahre Männlichkeit und Milde gegen die Schwachen allzeit Hand in Hand gingen, und daß der Knabe, der gegen Mutter und Schwester und gegen den kleinen Bruder gut sei und sich immer anständig benehme, zum besten Bürger heranwachsen werde, der stets

zur Stelle sein würde, wenn man ihn brauchte. Während er sprach, hingen die Knaben mit atemloser Spannung an seinem Munde, und ihre Augen wurden immer größer und fingen an zu leuchten.

Ein andermal stattete er dem Kinder-Erholungsheim von Jakob Riis auf Twin-Island (Zwillingsinsel) einen Besuch ab, und sobald die Kinder erfahren hatten, daß die „Sylphe" in Sicht sei, ließen sie ihr Essen im Stich, rannten an den Strand hinunter und begannen zu winken und Willkommen zu rufen. Kaum hatte der Präsident seinen Fuß ans Land gesetzt, als ihm schon etwa ein Dutzend Kinder an jeder Hand hingen und ihm mit Fragen zusetzten. Dabei tanzten sie den Weg zum Hause hinauf, und da ihm jedes beim Hüpfen und Plaudern ins Gesicht sehen wollte, lief schließlich die Hälfte rückwärts und trat denen, die vor ihnen gingen, auf die Zehen.

„War das Dein Schiff, das gestern abend da draußen so hell erleuchtet war?" fragte einer der Jungen den Präsidenten, und ein anderer, der sich an seinem Rockschoß festhielt, beschrieb mit seiner freien Hand einen weiten, die ganze Insel umfassenden Kreis und sagte: „Ist das nicht prächtig?"

Als er gesehen hatte, wie die Kinder aßen und spielten und munter umhersprangen, wandte er sich mit freundlichem Lächeln an seinen Freund Riis und sagte: „O Jakob, was ist ein Denkmal aus Stein oder Erz im Vergleich zu dem Glück dieser Kinder und Mütter?"

Die Art, wie er mit den Kindern verkehrt, hat etwas so Natürliches und Gewinnendes, daß ihm ihre Herzen im Sturm entgegenfliegen; wie die Indianer nie die Gelegenheit versäumen, in Washington ihrem „großen weißen Vater" die Hand zu schütteln, so drängen sich die Kinder überall herzu, wo er sich sehen läßt. Sie kommen auf den Bahnhof, wenn sie erfahren haben, daß sein Zug einläuft, und jedes sucht sich ihm zu nähern und seine Hand zu erhaschen.

Eines Sonntags langte er in einem kleinen Prärieſtädtchen in Kansas an, wo sich die Farmer aus 50 Meilen in der Runde versammelt hatten, und die Kinder kamen an seinen Wagen, um ihn zum Kirchgang abzuholen. Alle hatten Platz genommen, nur zwei kleine Mädchen fanden keine Sitzgelegenheit mehr und standen dicht neben Roosevelts Kirchenstuhl. Da zog er sie zu sich herein und ließ sie

mit in sein Gesangbuch einsehen; sie sangen alle drei zusammen, sie mit ihren hellen Mädchenstimmen, er mit seinem tiefen Baß. Sie waren auch nicht im geringsten verlegen, sondern schienen ihn gewissermaßen für ihren großen Bruder zu halten. Nach Beendigung des Gottesdienstes bedankten sie sich artig dafür, daß er sie hatte mit einsehen lassen.

Als man die Kirche verlassen hatte, fand der Empfang statt. Unter anderen gab Roosevelt auch einem kleinen Jungen die Hand, der sich immer hin- und herwand, während jener seine Hand drückte, und offenbar verzweifelt nach etwas Ausschau hielt, bis Roosevelt ihn fragte, was er suche.

„Den Präsidenten," erwiderte der Knabe und bemühte sich noch lebhafter, von Roosevelt loszukommen, da er anscheinend fürchtete, die günstige Gelegenheit zu verpassen. Als der Mann, der immer noch seine Hand hielt, ihm sagte, er sei der Präsident, blickte er ihn erstaunt und ungläubig zugleich an, und als ihm dann versichert wurde, daß es wirklich so sei, war er sprachlos und ganz verblüfft, blickte Roosevelt mit weit geöffneten Augen an und vermochte nicht ein Wort herauszubringen von der schönen Rede, die er sich vorher einstudiert hatte. „Ja," stammelte er, nachdem der Präsident weiter gegangen war, „er sah auch ganz ebenso aus wie jeder andere Zivilist."

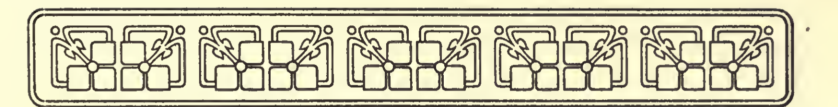
Roosevelt ist der Held des heranwachsenden Geschlechts, und er ist ein rechtes Vorbild für die Jugend, weil er stets den Idealen nachgelebt hat, die ihn beseelten. Als schwächlicher Knabe nahm er sich vor, seinen Körper zu kräftigen, damit er imstande wäre, die Arbeit eines Mannes zu leisten, und es ist ihm gelungen. Von seinem ersten Auftreten an war es sein Ideal, für Wahrheit und Recht einzutreten, und nie ist er eine Handbreit von dem abgewichen, was er für recht hielt. „Besser treu als berühmt" ist ein Spruch, den er oft im Munde führte; er ist sich und seinen Idealen in allen Lebenslagen treu geblieben und hat vieles von dem erreicht, wonach er strebte, und mit der Größe seiner Taten ist dann die Berühmtheit von selbst gekommen. Niemand wird behaupten wollen, daß er keine Fehler gemacht und sich nicht geirrt hätte; er ist nur ein Mensch, und er hat selbst gesagt: „Der allein begeht keine Fehler, der nie etwas tut." Aber er hat weniger begangen als viele

andere Leute, weil er sich von Jugend auf daran gewöhnt hat, erst rasch und sorgfältig zu überlegen und dann entschlossen zu handeln.

So steht jetzt seine markige Erscheinung an der Spitze der Vereinigten Staaten, geehrt von allen Völkern des Erdkreises, gefürchtet von den Dunkelmännern seines Vaterlandes und geliebt von allem Volke. Wenn wir nun von ihm Abschied nehmen, werden wir uns gern dem Wunsche der Abgesandten von Pennsylvanien anschließen:

> „Wir bewundern den Mut, der ihn antreibt, allen Menschen ohne Rücksicht auf Rasse, Hautfarbe oder gesellschaftliche Stellung gerecht zu werden. Wir hoffen, daß es ihm noch lange vergönnt sein möge, uns als das Vorbild amerikanischer Männlichkeit zu leuchten; nichts fürchtet er, als daß es ihm mißlingen könnte, seine Pflicht gegen Gott und Menschen zu erfüllen."





Namen- und Sachverzeichnis.



Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.

p 20



